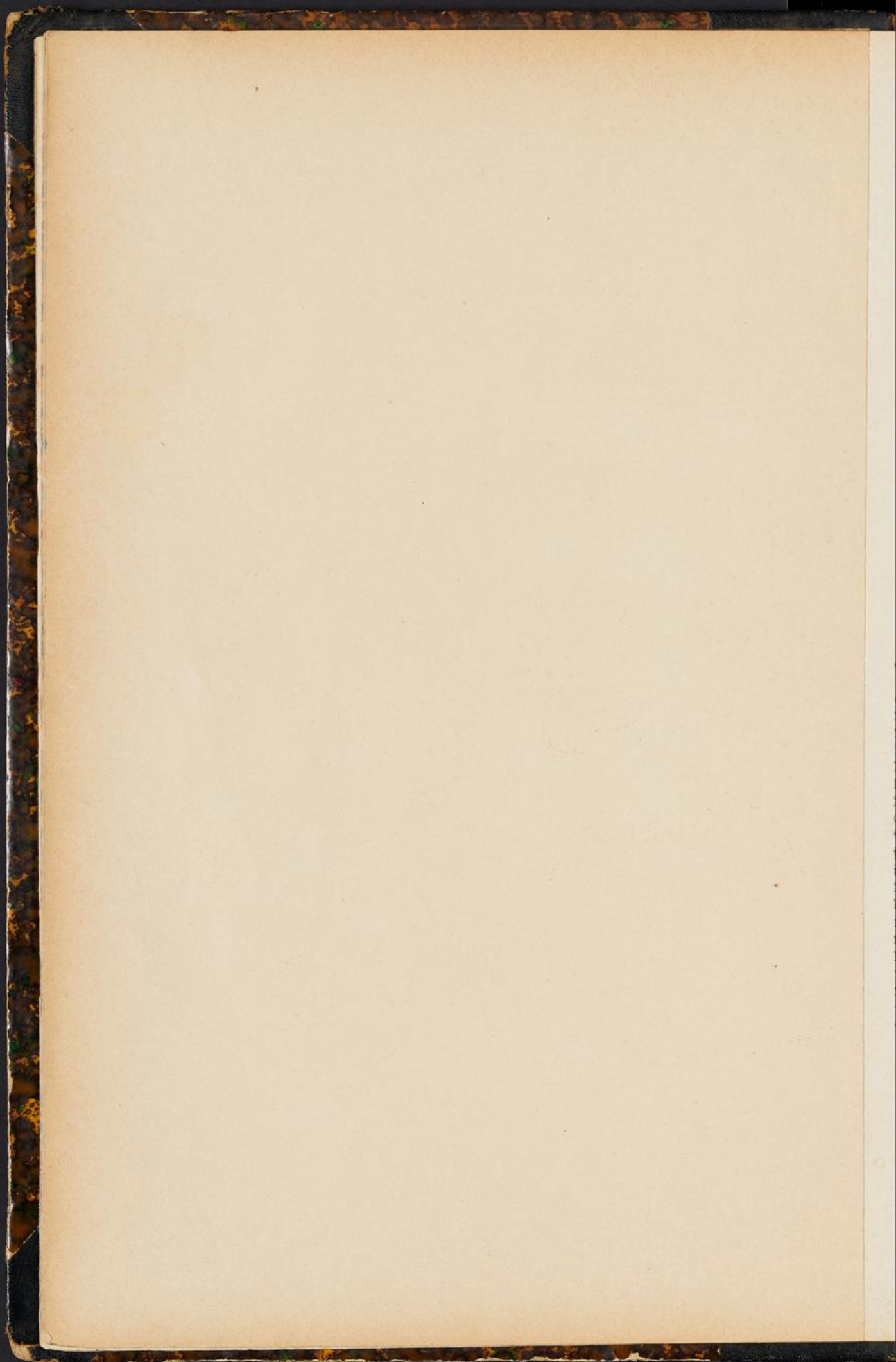




Frühlingsgöttin.
Nach einem Gemälde von Carl Gustav Estlin.



Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

XXV.

Drei Tage später war Woldemar zurück und meldete sich für den nächsten Abend am Kronprinzenufer an. Er traf nur die beiden Damen, die, Melusine voran, kein Gebl aus ihrer Freude machten. „Papa läßt Ihnen sein Bedauern aussprechen, Sie nicht gleich heute mitbegreifen zu können. Er ist bei den Berchtesgadens zur Spielpartie, bei der er natürlich nicht fehlen durfte. Das ist „Dienst“, weit strenger als der Ihrige. Wir haben Sie nun ganz allein, und das ist auch etwas Gutes. An Besuch ist kaum zu denken; Rex war erst gestern auf eine kurze Visite hier, etwas steif und formell wie gewöhnlich, und mit Ihrem Freunde Czako haben wir letzten Sonnabend eine Stunde verplaudern können. Wrschowitz war an demselben Abend auch da; beide treffen sich jetzt öfter und vertragen sich besser, als ich bei Beginn der Bekanntschaft dachte. Wer also sollte noch kommen? . . . Und nun setzen Sie sich, um Ihr Reisefüllhorn über uns auszuschenken; — die Füllhörner, die jetzt Mode sind, sind meist Bombontüten, und genau so was erwart' ich auch von Ihnen. Sie sollten mir in einem Briefe von den Engländerinnen schreiben. Aber wer darüber nicht schrieb, das waren Sie, wenn wir uns auch entschließen wollen, Ihr Telegramm für voll anzusehn.“ Und dabei lachte Melusine. „Vielleicht haben Sie uns in unsrer Eitelkeit nicht kränken wollen. Aber offen Spiel ist immer das beste. Wovon Sie nicht geschrieben, davon müssen Sie jetzt sprechen. Wie war es drüben? Ich meine mit der Schönheit.“

„Ich habe nichts Einzelnes gesehn, was mich frappiert oder gar hingerissen hätte.“

„Nichts Einzelnes. Soll das heißen, daß Sie dafür das Ganze beinah' bewundert haben, will also sagen, die weibliche Totalität?“

„Fast könnt' ich dem zustimmen. Ich erinnere mich, daß mir vor Jahr und Tag schon ein Freund einmal sagte, in der ganzen Welt fände man, Gott sei Dank, schöne Frauen, aber nur in England seien die Frauen überhaupt schön.“

„Und das haben Sie geglaubt?“

„Es liegt eigentlich schlummer, gnädigste Gräfin.

Ich hab' es nicht geglaubt; aber ich hab' es, meinem Nichtglauben zum Troß, nachträglich bestätigt gefunden.“

„Und Sie schauern nicht vor solcher Uebertreibung?“

„Ich kann es nicht, so sehr ich gerade hier eine Verpflichtung dazu fühle . . .“

„Keine Bestechungen.“

„Ich soll schauern vor einer Uebertreibung,“ fuhr Woldemar fort. „Aber Sie werden mir, Frau Gräfin, dies Schauern vielleicht erlassen, wenn ich Erklärungen abgegeben haben werde. Der Englandschwärmer, den ich da vorhin citierte, war ein Freund von zugespitzten Sägen, und zugespitzte Säge darf man nie wörtlich nehmen. Und am wenigsten auf diesem diffizilen Gebiete. Nirgends in der Welt blühen Schönheiten, als müßt' es nur so sein, wie die gelben Butterblumen übers Feld hin; wirkliche Schönheiten sind schließlich immer Seltenheiten. Wären sie nicht selten, so wären sie nicht schön, oder wir sänden es nicht, weil wir einen andern Maßstab hätten. All das steht fest. Aber es giebt doch Durchschnittsvorzüge, die den Typus des Ganzen bestimmen, und diesem Maße nicht geradezu fraprierender, aber doch immer noch sehr gefälliger Durchschnittsschönheit, dem bin ich drüben begegnet.“

„Ich laß' es mit dieser Einschränkung gelten, und Sie werden in Papa, mit dem wir oft darüber streiten, einen Anwalt für Ihre Meinung finden. Durchschnittsvorzüge. Zugegeben. Aber was sich darin ausspricht, das beinah' Unpersönliche, das Typische . . .“

Melusine schrak in diesem Augenblick leise zusammen, weil sie draußen die Klingel gehört zu haben glaubte. Wirklich, Jeserich trat ein und meldete: Professor Cujacius. „Um Gottes willen,“ entfuhr es der Gräfin, und die kleine Pause benutzend, die noch blieb, flüsterte sie Woldemar zu: „Cujacius . . . Malerprofessor. Er wird über Kunst sprechen; bitte, widersprechen Sie ihm nicht, er gerät dabei so leicht in Feuer oder in mehr als das.“ Und kaum, daß Melusine so weit gekommen war, erschien auch schon Cujacius und schritt unter rascher Verbeugung gegen Armgard auf die Gräfin zu, dieser die Hand zu küssen. Sie hatte sich inzwischen gemeldet und

jen
iese
zen
uch
Abe
ten
uch
Zu
daß
nur
ner
für
erst
Ihr
als
er
ge:
eine
mer
fast
iter-
bei-
ller-

n,
ldi-
Derr
eine
tlich
ehen
and.
jekt
sich
wird

nur
was
fest,
ist.
hate-
digt,
idern
wir
r es
itors

Miß-
: da
Sache
Denn
einer
da,
Sie

a gar
dem

Herr
: das
berall

stellte vor: „Professor Cujacius, . . . Mittmeister von Stechlin.“ Beide verneigten sich gegeneinander, Woldemar ruhig, Cujacius mit dem ihm eignen superioren Apostelausdruck, der, wenn auch ungewollt, immer was Provokierendes hatte. „Bin,“ so ließ er sich mit einer gewissen Kondescenz vernehmen, „durch Gräfin Melusine ganz auf dem Laufenden. Abordnung, England, Windsor. Ich habe Sie beneidet, Herr Mittmeister. Eine so schöne Reise.“

„Ja, das war sie, nur leider zu kurz, so daß ich intimeren Dingen, beispielsweise der englischen Kunst, nicht das richtige Maß von Aufmerksamkeit widmen konnte.“

„Worüber Sie sich getrösten dürfen. Was ich persönlich an solcher Reise jedem beneiden möchte, das sind ausschließlich die großen Gesamteindrücke, der Hof und die Lords, die die Geschichte des Landes bedeuten.“

„All das war auch mir die Hauptsache, muß' es sein. Aber ich hätte mich dem ohnerachtet auch gern um Künstlerisches gekümmert, speziell um Malerisches. So zum Beispiel um die Schule der Präraffaeliten.“

„Ein überwundener Standpunkt. Einige waren da, deren Auftreten auch hier (ich spreche von den Künstlern meiner Richtung) mit Aufmerksamkeit und selbst mit Achtung verfolgt wurde. So beispielsweise Millais . . .“

„Ah, der. Sehr wahr. Ich erinnere mich seines bedeutendsten Bildes, das leider nach Amerika hin verkauft wurde. Wenn ich nicht irre, zu einem enormen Preise.“

Cujacius nickte. „Mutmaßlich das vielgefeierte ‚Angelusbild‘, was Ihnen vorschwebt, Herr Mittmeister, eine von Händlern heraufgepuffte Marktware, für die Sie glücklicherweise den englischen Millais, will also sagen den ‚a, i, s‘ — Millais nicht verantwortlich machen dürfen. Der Millet, der für eine, wie Sie schon bemerkten, lächerlich hohe Summe nach Amerika hin verkauft wurde, war ein ‚e, t‘ — Millet, Vollblutpariser oder wenigstens Franzose.“

Woldemar geriet über diese Verwechslung in eine kleine Verlegenheit, die Damen mit ihm, alles sehr zur Erbauung des Professors, dessen rasch wachsendes Ueberlegenheitsgefühl unter dem Eindruck dieses Faugpas immer neue Blüten übermütiger Laune trieb. „Im übrigen sei mir's verziehen,“ fuhr er fort, „wenn ich mein Urteil über beide kurz dahin zusammenfasse: sie sind einander wert' und die zwei großen westlichen Kulturvölker mögen sich darüber streiten, wer von ihnen am meisten genasführt wurde. Der französische Millet ist eine Null, ein Zwerg, neben dem der englische vergleichsweise zum Riesem anwächst. Wohlverstanden vergleichsweise. Trotzdem, wie mir gestattet sein mag zu wiederholen, war er zu Beginn seiner Laufbahn ein Gegenstand untrer hiesigen Aufmerksamkeit. Und mit Recht. Denn das Präraffaelitentum, als dessen Begründer und Vertreter ich ihn ansehe, trug damals einen Zukunftsstein in sich; eine große Revolution schien sich anbahnen zu wollen, jene große Revolution, die Rückkehr heißt. Oder wenn Sie wollen ‚Reaktion‘.

Man hat vor solchen Wörtern nicht zu erschrecken. Wörter sind Kinderklappern.“

„Und dieser englische Millais, — den mit dem französischen verwechselt zu haben ich aufrichtig bedaure, — dieser ‚a, i, s‘ — Millais, dieser große Reformier, ist, wenn ich Sie recht verstehe, sich selber untreu geworden.“

„Man wird dies sagen dürfen. Er und seine Schule versielen in Excentricitäten. Die Zucht ging verloren, und das straft sich auf jedem Gebiet. Was da neuerdings in der Welt zusammengeklebt wird, zumal in der schottischen und amerikanischen Schule, die sich jetzt auch bei uns breit zu machen sucht, das ist der Ueberchwang einer an sich beachtenswerten Richtung. Der Zug, der unter Mitteldampf gut und erfreulich fuhr, unter Doppeldampf (und das reicht noch nicht einmal aus) ist er entgleist; er liegt jetzt neben den Schienen und pruftet und feucht. Und ein Jammer nur, daß seine Heizer nicht mit auf dem Plage geblieben sind. Das ist der Fluch der bösen That . . . ich verzichte darauf, in Gegenwart der Damen das Citat zu Ende zu führen.“

Eine kleine Pause trat ein, bis Woldemar, der einsah, daß irgend was gesagt werden müsse, sich zu der Bemerkung aufraffte: „Von Neueren hab' ich eigentlich nur die Seestücke kennen gelernt und dazu die Phantastika des Malers William Turner, natürlich flüchtig. Er hat die ‚drei Männer im feurigen Ofen‘ gemalt. Stupend. Etwas Großartiges schien mir aus seinen Schöpfungen zu sprechen,“ wenigstens in allem, was das Kolorit angeht.“

„Eine gewisse Großartigkeit,“ nahm Cujacius mit lächelnd überlegener Miene wieder das Wort, „ist ihm nicht abzuspochen. Aber aller Wahnsinn wächst sich leicht ins Großartige hinein und düpiert dann regelmäßig die Menge. Mundus vult decipi. Allem voraus in England. Es giebt nur ein Heil: Umkehr, Rückkehr zur keuschen Linie. Die Koloristen sind das Unglück in der Kunst. Einige wenige waren hervorragend, aber nicht *parcoque*, sondern *quoique*. Noch heute wird es mir obliegen, in unserm Verein über eben dieses Thema zu sprechen. Gewiß unter Widerspruch, vielleicht auch unter Lärm und Gepolter; denn mit den richtigen Linien in der Kunst sind auch die richtigen Formen in der Gesellschaft verloren gegangen. Aber viel Feind', viel Ehr', und jede Stelle verlangt heutzutage ihren Mann von Worms, ihren Luther. ‚Hier stehe ich. Am elendesten aber sind die pattierenwollenden Halben. Zwischen schön und häßlich ist nicht zu pattieren.“

„Und schön und häßlich,“ unterbrach hier Melusine, froh überhaupt unterbrechen zu können, „war auch die große Frage, die wir, als wir Sie begrüßen durften, eben unter Diskussion stellten. Herr von Stechlin sollte beichten über die Schönheit der Engländerinnen. Und nun frag' ich Sie, Herr Professor, finden Sie sie so schön, wie einem hierlandes immer versichert wird?“

„Ich spreche nicht gern über Engländerinnen,“ fuhr Cujacius fort. „Etwas von Zbiohykrasie beherrscht mich da. Diese Töchter Albions, sie singen

so viel und musizieren so viel und malen so viel. Und haben eigentlich kein Talent."

"Vielleicht. Aber davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen. Bloß das eine: schön oder nicht schön?"

"Schön? Nun denn, nein'. Alles wirkt wie tot. Und was wie tot wirkt, wenn es nicht der Tod selbst ist, ist nicht schön. Im übrigen, ich sehe, daß ich nur noch zehn Minuten habe. Wie gerne wär' ich an einer Stelle geblieben, wo man so vielem Verständnis und Entgegenkommen begegnet. Herr von Stechlin, ich erlaube mir, Ihnen morgen eine Radierung nach einem Bilde des richtigen englischen Millais zu schicken. Dragonerkaserne, Halleisches Thor, — ich weiß. Uebermorgen laß' ich die Mappe mit dem Bilde wieder abholen. Name: Sir Sumbras'. Merkwürdige Schöpfung. Schade, daß er, der Vater des Präraffaelitentums, dabei nicht ausbleibt. Aber nicht zu verwundern. Nichts hält jetzt aus, und mit nächstem werden wir die Berühmtheiten nach Tagen zählen. Tizian entzückte noch mit hundert; wer jetzt fünf Jahre gemalt hat, ist altes Eisen. Gnädigste Gräfin, Comtesse Armgard... Darf ich bitten, mich meinem Gönner, Ihrem Herrn Vater, dem Grafen, angelegentlichst empfehlen zu wollen."

Woldemar, die Honneurs des Hauses machend, was er bei seiner intimen Stellung durfte, hatte den Professor bis auf den Korridor geleitet und ihm hier den Künstlermantel umgegeben, den er, in unverändertem Schritt, seit seinen Komtagen trug. Es war ein Radmantel. Dazu ein Kalabrezer von Seidenfilz.

"Er ist doch auf seine Weise nicht übel," sagte Woldemar, als er bei den Damen wieder eintrat. "An einem starken Selbstbewußtsein, dran er wohl leidet, darf man heutzutage nicht Anstoß nehmen, vorausgesetzt, daß die Thatfachen es einigermaßen rechtfertigen."

"Ein starkes Selbstbewußtsein ist nie gerechtfertigt," sagte Armgard, "Bismarck vielleicht ausgenommen. Das heißt also in jedem Jahrhundert einer."

"Wonach Cujacius günstigstenfalls der zweite wäre," lachte Woldemar. "Wie steht es eigentlich mit ihm? Ich habe nie von ihm gehört, was aber nicht viel besagen will, namentlich nachdem ich Millais und Millet glücklich verwechselt habe. Nun geht alles so in einem Hin. Ist er ein Mann, den ich eigentlich kennen müßte?"

"Das hängt ganz davon ab," sagte Melusine, "wie Sie sich einschätzen. Haben Sie den Ehrgeiz, nicht bloß den eigentlichen alten Giotto von Florenz zu kennen, sondern auch all die Giottinos, die neuerdings in Ostelbien von Rittergut zu Rittergut ziehen, um für Kunst und Christentum ein übriges zu leisten, so müssen Sie Cujacius freilich kennen. Er hat da die große Lieferung; ist übrigens lange nicht der Schlimmste. Selbst seine Gegner, und er hat deren ein gerüttelt und geschüttelt Maß, gestehen ihm ein hübsches Talent zu, nur verdirbt er alles durch seinen Dünkel. Und so hat er denn keine

Freunde, trotzdem er beständig von Richtungsgeossen spricht und auch heute wieder sprach. Gerade diese Richtungsgeossen aber hat er aufs entschiedenste gegen sich, was übrigens nicht bloß an ihm, sondern auch an den Geossen liegt. Gerade die, die dasselbe Ziel verfolgen, bekämpfen sich immer am heftigsten untereinander, vor allem auf christlichem Gebiet, auch wenn es sich bloß um christliche Kunst handelt. Zu des Professors Lieblingswendungen zählt die, daß er, in der Tradition siehe, was ihm indessen nur Spott und Achselzucken einträgt. Einer seiner Richtungsgeossen, als ob er mich persönlich dafür hätte verantwortlich machen wollen, fragte mich erst neulich voll ironischer Teilnahme: "Steht denn Ihr Cujacius immer noch in der Tradition?" Und als ich ihm antwortete: "Sie spötteln darüber, hat er denn aber keine?" bemerkte dieser Spezialkollege: "Gewiß hat er eine Tradition, und das ist seine eigne. Seit fünfundvierzig Jahren malt er immer denselben Christus und bereist als Kunst-, aber fast schon als Kirchen-Janatiker, die ihm unterstellten Provinzen, so daß man betreffs seiner beinahe sagen kann: 'Es predigt sein Christus allerorten, ist aber drum nicht schöner geworden'."

"Melusine, du darfst so nicht weiter sprechen," unterbrach hier Armgard, dann wie zur Entschuldigung ihrer selbst hinzufügend: "Sie wissen, Herr von Stechlin, wie's hier steht, und daß ich meine ältere Schwester, die mich erzogen hat, hoffentlich gut, jetzt nachträglich mitunter meinerseits erziehen muß." Dabei reichte sie Melusine die Hand. "Oben erst ist er fort, der arme Professor, und jetzt schon so schlechte Nachrede. Welchen Trost soll sich unser Freund Stechlin daraus schöpfen? Er wird denken: heute dir, morgen mir."

"Du sollst in allem recht haben, Armgard, nur nicht in diesem letzten. Schließlich weiß doch jeder, was er gilt, ob er geliebt wird oder nicht, vorausgesetzt, daß er ein Gentleman und nicht ein Gigerl ist. Aber Gentleman. Da hab' ich wieder die Einhatsese für England. Das Schönheitskapitel ist erledigt, war ohnehin nur Caprice. Von all dem andern aber, das schließlich doch wichtiger ist, wissen wir noch immer so gut wie gar nichts. Wie war es im Tower? Und hab' ich recht behalten mit Traitors Gate?"

"Nur in einem Punkt, Gräfin, in Ihrem Mißtrauen gegen meine Phantasie. Die versagte da total, wenn es nicht doch vielleicht an der Sache selbst, also an Traitors Gate, gelegen hat. Denn an einer andern Stelle konnt' ich mich meiner Phantasie beinahe beruhmen und am meisten da, wo, wie mir übrigens nur zu begreiflich, auch Sie mit so viel Vorliebe verweilt haben."

"Und welche Stelle war das?"

"Waltham-Abbey."

"Waltham-Abbey? Aber davon weiß ich ja gar nichts. Waltham-Abbey kenn' ich nicht, kaum dem Namen nach."

"Und doch weiß ich bestimmt, daß mir Ihr Herr Papa gerade am Abend vor meiner Abreise sagte: das muß Melusine wissen; die weiß ja dort überall



Der Kampf um die Felle. Nach dem Gemälde von Josef v. Brandt.

Bescheid und kennt, glaub' ich, Waltham-Abbey besser als Dreptow oder Stralau."

"So bilden sich Renommees," lachte Melusine. "Der Papa hat das auf gut Glück hin gesagt, hat bloß ein beliebiges Beispiel herausgegriffen. Und nun diese Tragweite! Lassen wir das aber und sagen Sie mir lieber: was ist Waltham-Abbey? Und wo liegt es?"

"Es liegt ganz in der Nähe von London und ist eine Nachmittagsfahrt, etwa wie wenn man das Mausoleum in Charlottenburg besucht oder das in der Potsdamer Friedenskirche."

"Hat es denn etwas von einem Mausoleum?"

"Ja und nein. Der Denkstein fehlt, aber die ganze Kirche kann als ein Denkmal gelten."

"Als ein Denkmal für wen?"

"Für König Harald."

"Für den, den Editha Schwanenhals auf dem Schlachtfelde von Hastings suchte?"

"Für denselben."

"Ich habe während meiner Londoner Tage das Bild von Horace Vernet gesehen, das den Moment darstellt, wo die schöne Col de Cygne zwischen den Toten umherirrt. Und ich erinnere mich auch, daß zwei Mönche neben ihr herschritten. Aber weiter weiß ich nichts. Und am wenigsten weiß ich, was daraus wurde."

"Was daraus wurde, — das ist eben der Schlußakt des Dramas. Und dieser Schlußakt heißt Waltham-Abbey. Die Mönche, deren Sie sich erinnern, und die da neben Editha herschritten, das waren Waltham-Abbeymönche, und als sie schließlich gefunden hatten, was sie suchten, legten sie den König auf dichtes Baumgezweig und trugen ihn den weiten Weg bis nach Waltham-Abbey zurück. Und da begruben sie ihn."

"Und die Stätte, wo sie ihn begruben, die haben Sie besucht?"

"Nein, nicht sein Grab; das existiert nicht. Man weiß nur, daß man ihn dort überhaupt begrub. Und als ich da, die Sonne ging eben unter, in einem uralten Lindengange stand, zwischen Grabsteinen links und rechts und das Abendläuten von der Kirche her begann, da war es mir, als käme wieder der Zug mit den Mönchen den Lindengang herauf, und ich sah Editha und sah auch den König, trotzdem ihn die Zweige halb verdeckten. Und dabei (wenn auch eigentlich der Papa schuld ist und nicht Sie, Gräfin) gedacht' ich Ihrer in alter und neuer Dankbarkeit."

"Und daß Sie mich besiegt haben. Aber das sage nur ich. Sie sagen es natürlich nicht, denn Sie sind nicht der Mann, sich eines Sieges zu rühmen, noch dazu über eine Frau. Waltham-Abbey kenn' ich nun, und an Ihre Phantasie glaub' ich von heut an, trotzdem Sie mich mit Traitors Gate im Stiche gelassen. Daß Sie nebenher noch, und zwar Armgard zu Ehren, in Martins le Grand waren, dessen bin ich sicher und ebenso, daß Sie Papas einzige Forderung erfüllt und der Kapelle Heinrichs des Siebenten Ihren Besuch gemacht haben, diesem Wunderwerk der Tudors. Welchen Eindruck hatten Sie von der Kapelle?"

"Den denkbar großartigsten. Ich weiß, daß man die herabhängenden Trichter, die sie Tromben' nennen, unschön gefunden hat, aber ästhetische Vorschriften existieren für mich nicht. Was auf mich wirkt, wirkt. Ich konnte mich nicht satt sehen daran. Trotzdem, das Eigentlichste war doch noch wieder ein andres und kam erst, als ich da zwischen den Sarkophagen der beiden feindlichen Königinnen stand. Ich wüßte nicht, daß etwas je so beweglich und eindringlich zu mir gepredigt hätte, wie gerade diese Stelle."

"Und was war es, was Sie da so bewegte?"

"Das Gefühl: zwischen diesen beiden Gegensätzen pendelt die Weltgeschichte. Zunächst freilich scheinen wir da nur den Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus zu haben, aber weit darüber hinaus (weil nicht an Ort und Zeit gebunden) haben wir bei tiefergehender Betrachtung den Gegensatz von Leidenschaft und Berechnung, von Schönheit und Klugheit. Und das ist der Grund, warum das Interesse daran nicht ausstirbt. Es sind große Typen, diese feindlichen Königinnen."

Beide Schwestern schwiegen. Dann sagte Melusine, der daran lag, wieder ins Heitere hinüber zu lenken: "Und nun, Armgard, sage, für wen von den beiden bist du?"

"Nicht für die eine und nicht für die andre. Nicht einmal für beide. Gewiß sind es Typen. Aber es giebt andre, die mir mehr bedeuten, und, um es kurz zu sagen, Elisabeth von Thüringen ist mir lieber als Elisabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte. Aber man erringt sich nichts. Alles ist Gnade."

"Du bist ein Kind," sagte Melusine, während sie sich mühte, ihrer Bewegung Herr zu werden. "Du wirst noch unter den Linden für Geld gezeigt werden. Auf der einen Seite, die Mädchen von Dahomen', auf der andern du."

Stechlin ging. Armgard gab ihm das Geleit bis auf den Korridor. Es war eine Verlegenheit zwischen beiden, und Woldemar fühlte, daß er etwas sagen müsse. "Welche lebenswürdige Schwester Sie haben."

Armgard errödete. "Sie werden mich eifersüchtig machen."

"Wirklich, Comtesse?"

"Vielleicht. . . Gute Nacht."

Eine halbe Stunde später sah Melusine neben dem Bett der Schwester und beide planderten noch. Aber Armgard war einsilbig, und Melusine bemerkte wohl, daß die Schwester etwas auf dem Herzen habe. "Was hast du, Armgard? Du bist so zerstreut, so wie abwesend."

"Ich weiß es nicht. Aber ich glaube fast. . ."

"Nun was?"

"Ich glaube fast, ich bin verlobt."

XXVI.

Und was die jüngere Schwester der älteren zuflüstert hatte, das wurde wahr, und schon wenige

Tage nach diesem ersten Wiedersehen waren Armgard und Woldemar Verlobte. Der alte Graf sah einen Wunsch erfüllt, den er seit lange gehegt, und Melusine küßte die Schwester mit einer Herzlichkeit, als ob sie selber die Glückliche wäre.

„Du gönnst ihn mir doch?“

„Ach, meine liebe Armgard,“ sagte Melusine, „wenn du wüßtest! Ich habe nur die Freude, du hast auch die Last.“

*

Am demselben Abende noch, wo die Verlobung stattgefunden hatte, schrieb Woldemar nach Stechlin und nach Wuz; der eine Brief war so wichtig, wie der andre, denn die Tante-Domina, deren Mißstimmung so gut wie gewiß war, mußte nach Möglichkeit veröhnlich gestimmt werden. Freilich blieb es fraglich, ob es glücken würde.

Zwei Tage später waren die Antwortbriefe da, von denen diesmal der Wuzer Brief über den Stechliner siegte, was einfach daran lag, daß Woldemar von Wuz her nur Ausstellungen, von Stechlin her nur Entzücken erwartet hatte. Das traf aber nun beides nicht zu. Was die Tante schrieb, war durchaus nicht so schlimm (sie beschränkte sich auf Wiederholung der schon mündlich von ihr ausgesprochenen Bedenken), und was der Alte schrieb, war nicht so gut oder doch wenigstens nicht so der Situation angepaßt, wie's Woldemar gewärtigte. Natürlich war es eine Beglückwünschung, aber doch mehr noch ein politischer Exkurs. Dubslav litt als Briefschreiber daran, gern bei Nebensächlichkeiten zu verweilen und gelegentlich über die Hauptsache wegzusehen. Er schrieb:

„Mein lieber Woldemar. Die Würfel sind nun also gefallen (früher hieß es *alea jacta est*, aber so altmodisch bin ich denn doch nicht mehr), und da zwei Sechsen obenauf liegen, kann ich nur sagen: ich gratuliere. Nach dem Gespräch übrigens, das ich am dritten Oktober morgens mit Dir führte, während wir um unsern Stechliner Springbrunnen herumgingen (seit drei Tagen springt er nicht mehr; wahrscheinlich werden die Mäuse das Röhrenwerk angeknabbert haben) — seit jenem Oktobermorgen hab' ich so was erwartet, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Du wirst nun also Karriere machen, glücklicherweise zunächst durch Dich selbst und dann allerdings auch durch Deine Braut und deren Familie. Graf Barby — mit Rübenboden im Magdeburgischen und mit Mineralquellen im Graubündischen — höher hinauf geht es kaum, Du müßtest Dich denn bis ins Kuglersche verirren. Armgard ist auch schon viel, aber Ermyntrod doch mehr und für den armen Kugler jedenfalls zu viel. Ja, mein lieber Woldemar, Du kommst nun also zu Vermögen und Einfluß und kannst die Stechlins wieder 'rausbringen (gestern war Baruch Hirschfeld hier und in allem willfährig; die Juden sind nicht so schlammig, wie manche meinen), und wenn Du dann hier einziehst und statt der alten Kate so was im Chateaufeil bauen läßt und vielleicht sogar eine Fasanenzucht anlegst, so daß erst der Post-Stephan und dann der Kaiser selbst bei Dir zu Besuch kommen kann, ja,

da kannst Du möglicherweise selbst das erreichen, was Dein alter Vater, weil Feilenhauer Torgelow mächtiger war als er, nicht erreichen konnte: den Einzug ins Reichshaus mit dem freien Blick auf Kroll. Mehr kann ich in diesem Augenblick nicht sagen, auch meine Freude nicht höher spannen, und in diesem relativen Ruhigbleiben empfind' ich zum erstenmal eine gewisse Familienähnlichkeit mit meiner Schwester Adelheid, deren Glaubensbekenntnis im letzten darauf hinausläuft: Kleinadel über Hochadel, Junker über Graf. Ja, ich fühle, Deinen Gräßlichkeiten gegenüber, wie sich der Junker ein bißchen in mir regt. Die reichen und vornehmen Herrn sind doch immer ganz eigne Leute, die wohl Fühlung mit uns haben, unter Umständen auch suchen, aber das Fühlunghalten nach oben ist ihnen schließlich doch viel wichtiger. Es heißt wohl immer „wir Kleinen, wir machten alles und könnten alles,“ aber bei Lichte besehen, ist es bloß das alte: „Du glaubst zu schießen und Du wirst geschoben.“ Glaube mir, Woldemar, wir werden geschoben und sind bloß Sturmbock. Immer dieselbe Geschichte, wie mit Prox und Proletarier. Die Proletarier — wie sie noch echt waren, jetzt mag es wohl anders damit sein — waren auch bloß immer dazu da, die Kastanien aus dem Feuer zu holen; aber ging es dann schief, dann wanderte Bruder Habenichts nach Spandau und Bruder Prox legte sich zu Bett. Und mit Hochadel und Kleinadel ist es heinah' ebenso. Natürlich heiratet eine Ermyntrod mal einen Kugler, aber eigentlich ängt sie doch mehr nach einem Stuart oder Wafa, wenn es deren noch giebt. Wird aber wohl nich. Entschuldige diesen Herzenserguß, dem Du nicht mehr Gewicht beilegen mußt, als ihm zukommt. Es kam mir das alles so von ungefähr in die Feder, weil ich grade heute wieder gelesen habe, wie man einen von uns, der durch eine Iype-Büchsenstein hätte gerettet werden können, schändlich im Stiche gelassen hat. Iype-Büchsenstein ist natürlich nur Begriff. Alles in allem: ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du richtig gewählt hast, und daß man Dich nicht im Stiche lassen wird. Außerdem, ein richtiger Märker hat Augen im Kopf und is heinah' so helle wie 'n Sachse.

Wie immer Dein alter Vater Dubslav von Stechlin.“

*

Es war Ende November, als Woldemar diesen Brief erhielt. Er überwand ihn rasch, und am dritten Tag las er alles schon mit einer gewissen Freudigkeit. Ganz der Alte; jede Zeile voll Liebe, voll Güte, voll Schnurrigkeiten. Und eben diese Schnurren, trafen sie nicht eigentlich den Nagel auf den Kopf? Sicherlich. Was aber das Beste war, war das: so sehr das alles passen mochte, nur auf die Barbys paßte so gut wie nichts davon; die waren doch anders, die suchten nicht Fühlung nach oben und nicht nach unten, die marchandierten nicht mit links und nicht mit rechts, die waren nur Menschen, und daß sie nur das sein wollten, das war ihr Glück und zugleich ihr Hochgefühl. Woldemar

sagte sich denn auch, daß der Alte, wenn er sie nur erst kennen gelernt haben würde, mit fliegenden Fahnen ins Barbysche Lager übergehen würde. Der alte Graf, Armgard und vor allem Melusine. Die war genau das, was der Alte brauchte, wobei ihm das Herz aufging.

Den Weihnachtsabend verbrachte Woldemar am Kronprinzenufer. Auch Wrschowitz und Cujacius — von denen jener natürlich unverheiratet, dieser wegen beständiger Streiterei von seiner Frau geschieden war — waren zugegen. Cujacius hatte gebeten, ein Krippentransparent malen zu dürfen, was denn auch, als es erschien, auf einen Nebentisch gestellt und allseitig bewundert wurde. Die drei Könige waren Porträts: der alte Graf, Cujacius selbst und Wrschowitz (als Mohrenkönig); letzterer, trotz Wollhaar und aufgeworfener Lippe, von frappanter Ähnlichkeit. Auch in der Maria suchte man nach Anlehnungen und fand sie zuletzt; es war Lizzi, die, wie so viele Berliner Kammerjungfern, einen sittig verschämten Ausdruck hatte. Nach dem Thee wurde musiziert, und Wrschowitz spielte, weil er dem alten Grafen eine Aufmerksamkeit zu erweisen wünschte, die Polonaise von Oginski, bei deren erster, nunmehr um siebzig Jahre zurückliegenden Aufführung, einem alten on dit zufolge, der polnisch gräfliche Komponist sich im Schlußmoment erschossen haben sollte. Natürlich aus Liebe. „Brav, brav,“ sagte der alte Graf und war, während er sich beinah' überschwenglich bedankte, so sehr aus dem Häuschen, daß Wrschowitz schließlich schelmisch bemerkte: „Den Schluß aber versag' ich mir, trotzdem meine Vererrung (Blick auf Armgard) sehr groß ist, fast so groß wie die Vererrung des Herrn Grafen vor Graff Oginski.“

So verlief der Heiligabend.

Schon vorher war man übereingekommen, am zweiten Feiertage zu dritt einen Ausflug nach Stechlin zu machen, um dort die künftige Schwiegertochter dem Schwiegervater vorzustellen. Noch am Christabend selbst, trotzdem Mitternacht schon vorüber, schrieb denn auch Woldemar einige Zeilen nach Stechlin hin, in denen er sich samt Braut und Schwägerin für den zweiten Feiertag Abend anmeldete.

Rechtzeitig trafen Woldemars Zeilen in Stechlin ein. „Lieber Papa. Wir haben vor, am zweiten Feiertage mit dem Spätnachmittagszuge von hier aufzuberechnen. Wir sind dann um sieben auf dem Granssee Bahnhof und um neun oder nicht viel später bei Dir. Armgard ist glücklich, Dich endlich kennen zu lernen, den kennen zu lernen, den sie seit lange verehrt. Dafür, mein lieber Papa, hab' ich Sorge getragen. Graf Barbys, der nicht gut bei Wege ist, was ihn hindert mitzukommen, will Dir angelegentlich empfohlen sein. Desgleichen Gräfin Ghiberti, die uns als Dame d'honneur begleiten wird. Armgard ist in Furcht und Aufregung wie vor einem Examen. Sehr ohne Not. Kenn' ich doch meinen Papa, der die Güte und Liebe selbst ist. Wie immer Dein Woldemar.“

Engelke stand neben seines Herrn Stuhl, als dieser die Zeilen halblaut, aber doch in aller Deutlichkeit vorlas. „Nun, Engelke, was sagst du dazu?“

„Ja, gnäd'ger Herr, was soll ich dazu sagen. Es is ja doch, was man so 'ne gute Nachricht nennt.“

„Natürlich is es 'ne gute Nachricht. Aber hast du noch nicht erlebt, daß einen gute Nachrichten auch genießen können?“

„Jott, gnäd'ger Herr, ich kriege keine.“

„Na, denn sei froh; dann weißt du nicht, was ‚gemischte Gefühle‘ sind. Sieh, ich habe jetzt gemischte Gefühle. Da kommt nun mein Woldemar. Das is gut. Und da bringt er seine Braut mit, das is wieder gut. Und da bringt er seine Schwägerin mit, und das is wahrscheinlich auch gut. Aber die Schwägerin ist eine Gräfin mit einem italienischen Namen, und die Braut heißt Armgard, was doch auch schon sonderbar ist. Und beide sind in England geboren, und ihre Mutter war aus der Schweiz, von einer Stelle her, von der man nicht recht weiß, wozu sie gehört, weil da alles durcheinander geht. Und überall haben sie Besitzungen, und Stechlin ist doch bloß 'ne Skate. Sieh, Engelke, das is genierlich und giebt das, was ich ‚gemischte Gefühle‘ nenne.“

„Nu ja, nu ja.“

„Und dann müssen wir doch auch repräsentieren. Ich muß ihnen doch irgend einen Menschen vorsehen. Ja, wen soll ich ihnen vorsehen? Viel is hier nich. Da hab' ich Abelheiden. Natürlich, die muß ich einladen, und sie wird auch kommen, trotzdem Schnee gefallen ist; aber sie kann ja 'nen Schlitten nehmen. Vielleicht ist ihr Schlitten besser als ihr Wagen. Gott, wenn ich an das Berdeck denke mit der großen Lederflücke, da wird mir auch nicht besser. Und dabei denkt sie, ‚sie is was‘, was am Ende auch wieder gut is, denn wenn der Mensch erst denkt ‚es is gar nichts mit ihm‘, dann is es auch nichts.“

„Und dann, gnäd'ger Herr, sie is ja doch 'ne Domina und hat 'nen Rang. Und ich hab' auch mal gelesen, sie sei eigentlich mehr als ein Major.“

„Na, jedenfalls ist sie mehr als ihr Bruder; so 'n vergeß'ner Major is ein Jammer. Aber Abelheid, so auf 'n ersten Anhieb, is auch man so so. Wir müssen jedenfalls noch wen dazu haben. Schlage was vor. Baron Beck und der alte Zühlen, die die besten sind, die wohnen zu weit ab, und ich weiß nicht, seit wir die Eisenbahnen haben, laufen die Pferde schlechter. Oder es kommt einem auch bloß so vor. Also die guten Nummern fallen aus. Und da sind wir denn wieder bei Gundermann.“

„Ach, gnäd'ger Herr, den nich. Un er soll ja auch so zweideutig sein. Unke hat es mir gesagt; Unke hat freilich immer das Wort ‚zweideutig‘. Aber es wird wohl stimmen. Un dann die Frau Gundermann. Das is 'ne richtige Berlinsche. Verlaß is auf ihm nich und auf ihr nich.“

„Ja, Engelke, du sollst mir helfen und machst es bloß noch schlimmer. Wir könnten es mit Kasper versuchen, aber da ist das Kind krank, und vielleicht stirbt es. Und dann haben wir natürlich noch unsern Pastor, und der ginge, bloß daß er immer so still dastit, wie wenn er auf den heiligen Geist wartet. Und mitunter kommt er; aber noch öfter kommt er nicht. Und solche Herrschaften, die dran



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Mutter mit ihren Kleinen. Nach dem Gemälde von F. Jimenez y Fernandez.

gewöhnt sind, daß einer in einem fort was Feines sagt, ja, was sollen die mit unserm Lorenzen? Er ist ein Schweiger."

"Aber er schweigt doch immer noch besser, als die Gundermannsche red't."

"Das is richtig. Also Lorenzen, und vielleicht, wenn das Kind sich wieder erholt, auch Kaskler. Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Und dann, Engelle, solche Damen, die überall 'rum in der Welt waren, da weiß man nie, wie der Hase läuft. Es ist möglich, daß sie sich für Krippenstapel interessieren. Oder höre, da fällt mir noch was ein. Was meinst du zu Koseleger?"

"Den hatten wir ja noch nie."

"Mein. Aber Not lehrt beten. Ich mache mir eigentlich nicht viel aus ihm, indessen is und bleibt er doch immer ein Superintendent, und das klingt nach was. Und dann war er ja mit 'ner russischen Großfürstin auf Reisen, und solche Großfürstin is eigentlich noch mehr als 'ne Prinzessin. Also sprich mal mit Kluckhuhn, der soll 'nen Boten schicken. Ich schreibe gleich 'ne Karte."

Kaskler jagte ab oder ließ es doch unbestimmt, ob er kommen könne, Koseleger dagegen, was ein Glück war, nahm an, und auch Schwester Adelheid antwortete durch den Boten, den Dubslav geschickt hatte: „daß sie den zweiten Feiertag in Stechlin eintreffen und so weit wie dienlich und schicklich nach dem Rechten sehn würde“. Adelheid war in ihrer Art eine gute Wirtin und stammte noch aus den alten Zeiten, wo die Damen bis zum „Schlachten“ und „Aal-abziehen“ herunter alles lernten und alles konnten. Also nach dieser Seite hin entschlug sich Dubslav jeder Befürchtung. Aber wenn er sich dann mit einem Male vergegenwärtigte, daß es seiner Schwester vielleicht in den Sinn kommen könne, sich auf ihren Uradel oder auf die Vorzüge sechshundert-jähriger märkischer „Gingesseheit“ zu bestimmen, so fiel alles, was er sich in dem mit Engelle geführten Gespräch an Trost zugesprochen hatte, doch wieder von ihm ab. Ihm bangte vor der Möglichkeit einer seitens seiner Schwester „aufgesetzten hohen Miene“ wie vor einem Gespenst, und desgleichen vor der Kostümgrage. Wohl war er sich, ob er nun seine rote Landstandsuniform oder seinen hochtragigen schwarzen Frack anlegte, seiner eignen altmodischen Erscheinung voll bewußt, aber nebenher, was seine Person anging, doch auch wieder einer gewissen Patriarchalität. Einen gleichen Trost konnt' er dem äußeren Menschen seiner Schwester Adelheid nicht entnehmen. Er wußte genau, wie sie kommen würde: schwarzes Seidenkleid, Mütze mit kleinen Knöpfelchen oben und die Siebenturfürstenbroche. Was ihn aber am meisten ängstigte, war der Moment nach Tisch, wo sie, wenn sie sich einigermaßen behaglich zu fühlen anfing, ihre Wüßer Gefantchauffure auf das Kammingitter zu stellen und die Wärme von unten her einzusaugen pflegte.

Gleich nach sieben trafen Woldemar und die Barbnischen Damen auf dem Granseer Bahnhof ein

und fanden Martin und den Stechlinischen Schlitten vor, letzterer insoweit ein Prachtstück, als er ein richtiges Bärenfell hatte, während andererseits Geläut und Schneedecken und fast auch die Pferde mehr oder weniger zu wünschen übrig ließen. Aber Melusine sah nichts davon und Armgard noch weniger. Es war eine reizende Fahrt; die Luft stand, und am stahlblauen Himmel oben blinkten die Sterne. So ging es zwischen den eingeschneiten Feldern hin, und wenn ihre Klappen und Hüte hier und dort die herniederhängenden Zweige streiften, fielen die Flocken in ihren Schlitten. In den Dörfern war überall noch Leben, und das Anschlagen der Hunde, das vom nächsten Dorf her beantwortet wurde, klang übers Feld. Alle drei Schlittensassen waren glücklich, und ohne daß sie viel gesprochen hätten, bogen sie zuletzt, eine weite Kurve machend, in die Kastanienallee ein, die sie nun rasch, über Dorfplatz und Brücke fort, bis auf die Rampe von Schloß Stechlin führte. Dubslav und Engelle standen hier schon im Portal und waren den Damen beim Aussteigen behilflich. Beim Eintritt in den großen Flur war für diese das erste, was sie sahen, ein mächtiger, von der Decke herabhängender Mistelbusch; zugleich schlug die Treppenuhr, die mit ihrem Mann mit der Hüfte wie verwundert und beinahe verdrießlich auf die fremden Gäste niederjah. Viele Lichter brannten, aber es wirkte trotzdem alles wie dunkel. Woldemar war ein wenig befangen, Dubslav auch. Und nun wollte Armgard dem Alten die Hand küssen. Aber das gab diesem seinen Ton und seine gute Laune wieder. „Umgekehrt wird ein Schuh draus.“

„Und zuletzt ein Pantoffel,“ lachte Melusine.

„Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu,“ sagte sich Dubslav still in seinem alten Herzen, als er jetzt Melusine den Arm bot, um sie vom Flur her in den Salon zu führen. „So müssen Weiber sein.“

Auch Adelheid mühte sich, Entgegenkommen zu zeigen, aber sie war wie gelähmt. Das Leichte, das Heitere, das Sprunghafte, das die junge Gräfin in jedem Wort zeigte, das alles war ihr eine fremde Welt, und daß ihr eine innere Stimme dabei beständig zuraunte: „Ja, dies Leichte, das du nicht hast, das ist das Leben, und das Schwere, das du hast, das ist eben das Gegenteil davon,“ — das verdroß sie. Denn trotzdem sie beständig Demut predigte, hatte sie doch nicht gelernt, sich in Demut zu überwinden. So war denn alles, was über ihre Lippen kam, mehr oder weniger verzerrt, ein Versuch zu Freundlichkeiten, die schließlich in Herbigkeiten ausliefen. Lorenzen, der erschienen war, half nach Möglichkeit aus, aber er war kein Damenmann, noch weniger ein Gauzeur, und so kam es denn, daß Dubslav mit einer Art Sehnsucht nach dem Oberförster ausblickte, trotzdem er doch seit Mittag wußte, daß er nicht kommen würde. Das jüngste Töchterchen war nämlich gestorben und sollte den andern Tag schon auf einem kleinen, von Weihnachtsbäumen umstellten Privatfriedhofe, den sich Kaskler zwischen Garten und Wald angelegt hatte, begraben werden. Es war das vierte Töchterchen in der Reihe; jede lag

in einer Art Gartenbeet und hatte, wie ein Samen-
korn, dessen Aufgehen man erwartet, ein Holztäfelchen
neben sich, drauf der Name stand. Als Dubslavs
Einladung eingetroffen war, war Ermyntud, wie
gewöhnlich, in Stasler gedrungen, der Einladung zu
folgen. „Ich wünsche nicht, daß du dich deinen
gesellschaftlichen Pflichten entziehst, auch heute nicht,
trotz des Ernstes der Stunde. Gesellschaftlichkeiten
sind auch Pflichten. Und die Barby'schen Damen
— ich erinnere mich der Familie — werden gerade
wegen der Trauer, in der wir stehn, in deinem Er-
scheinen eine besondere Freundlichkeit sehn. Und das
ist genau das, was ich wünsche. Denn die Comtesse
wird über kurz oder lang unsre nächste Nachbarin
sein.“ Aber Stasler war fest geblieben und hatte
betont, daß es Höheres gäbe als Gesellschaftlichkeiten,
und daß er durchaus wünsche, daß dies gezeigt
werde. Der Prinzessin Auge hatte während dieser
Worte hoheitsvoll auf Stasler geruht, mit einem Aus-
druck, der sagen zu wollen schien: „Ich weiß, daß ich
meine Hand keinem Unwürdigen gereicht habe.“

Stasler also fehlte. Doch auch Koseleger, trotz
seiner Zusage, war noch nicht da, so daß Dubslav
in die sonderbare Lage kam, sich den Quaden-
Hennersdorfer, aus dem er sich eigentlich nichts
machte, herbeizuwünschen. Endlich aber fuhr Kose-
leger vor, sein etwas verspätetes Kommen mit
Dienstlichkeiten entschuldigend. Unmittelbar danach
ging man zu Tisch, und ein Gespräch leitete sich ein.
Zunächst wurde von der Nordbahn gesprochen, die,
seit der neuen Kopenhagener Linie, den ihr von
früher her anhaftenden Schreckensnamen siegreich über-
wunden habe. Jetzt heiße sie die „Apfelsinenbahn“,
was doch kaum noch übertroffen werden könne. Dann
lenkte man auf den alten Grafen und seine Be-
sitzungen im Graubündischen über, endlich aber auf
den langen Aufenthalt der Familie drüben in Eng-
land, wo beide Töchter geboren seien.

Dies Gespräch war noch lange nicht erledigt,
als man sich von Tisch erhob, und so kam es,
daß sich das Plaudern über eben dasselbe Thema
beim Kaffee, der im Gartensalon und zwar in einem
Halbzirkel um den Kamin herum eingenommen wurde,
fortsetzte. Dubslav sprach sein Bedauern aus, daß
ihn in seiner Jugend der Dienst und später die
Verhältnisse daran gehindert hätten, England kennen
zu lernen; es sei nun doch mal das vorbildliche
Land, eigentlich für alle Parteien, auch für die
Konservativen, die dort ihr Ideal mindestens ebenso
gut verwirklicht fänden wie die Liberalen. Lorenzen
stimmte lebhaft zu, während andererseits die Domina
ziemlich deutliche Zeichen von Ungeduld gab. Eng-
land war ihr kein erfreuliches Gesprächsthema, was
selbstverständlich ihren Bruder nicht hinderte, dabei
zu verharren.

„Ich möchte mich,“ fuhr Dubslav fort, „in
dieser Angelegenheit an unsern Herrn Superinten-
denten wenden dürfen. Waren Sie drüben?“

„Leider nein, Herr von Stechlin, ich war nicht
drüben, sehr zu meinem Bedauern. Und ich hätt'
es so leicht haben können. Aber es ist immer
wieder die alte Geschichte: was man in ein paar

Stunden und mitunter in ein paar Minuten er-
reichen kann, das verschiebt man, eben weil es so
nah' ist, und mit einennmal ist es zu spät. Ich
war Jahr und Tag im Haag, und von da nach
Dover hinüber war nicht viel mehr als von Trep-
tow nach Stralau. Trotzdem unterblieb es, oder
richtiger gerade deshalb. Daß ich den Tunnel oder
den Tower nicht gesehn, das könnt' ich mir verzeihn.
Aber das Leben drüben! Wenn irgendwo das
vielcitierte Wort von dem „in einem Tage mehr
gewinnen, als in des Jahres Einerlei“ hinpakt, so
da drüben. Alles modern und zugleich alles alt,
eingewurzelt, stabilisiert. Es steht einzig da; mehr
als irgend ein andres Land ist es ein Produkt der
Zivilisation, so sehr, daß die Neigungen der Menschen
kaum noch dem Geseze der Natur folgen, sondern
nur noch dem einer verfeinerten Sitte.“

Die Domina fühlte sich von dem allem mehr
und mehr unangenehm berührt, besonders als sie
sah, daß Melusine, zu dem was Koseleger ausführte,
beständig zustimmend nickte. Schließlich wurd' es
ihr zu viel. „Alles, was ich da so höre,“ sagte sie,
„kann mich für dieses Volk nicht einnehmen, und
weil sie auf allen Seiten von Wasser umgeben sind,
ist alles so kalt und feucht, und die Frauen, bis in
die höchsten Stände hinauf, sind beinah' immer in
einem Zustand, den ich hier nicht bei Namen nennen
mag. So wenigstens hat man mir erzählt. Und
wenn es dann neblig ist, dann kriegen sie das, was
sie den Syleen nennen, und fallen zu Hunderten
ins Wasser, und keiner weiß, wo sie geblieben sind.
Denn, wie mir unser Rentmeister Fix, der drüben
war, aufs Wort versichert hat, sie stehen in keinem
Buch und haben auch nicht einmal das, was wir
Einwohnermelde-Amt nennen, so daß man beinah'
sagen kann, sie sind so gut wie gar nicht da. Und
wie sie kochen und braten! Alles fast noch blutig,
besonders das, was wir hier englische Beefsteaks
nennen. Und kann auch nicht anders sein, weil sie
so viel mit Wilden umgehn und gar keine Gelegen-
heit haben, sich einer feineren Gesittung anzuschließen.“

Koseleger und Melusine wechselten beständig
Blicke. Die Domina aber sah nichts davon und
fuhr unentwegt fort: „Fix ist ein guter Beobachter,
auch von Sittenzuständen, und einer ihrer Könige,
worüber ich auch schon als Mädchen einen Aufsatz
machen mußte, hat fünf Frauen gehabt, meist Hof-
damen. Und eine hat er köpfen lassen und eine hat
er wieder nach Hause geschickt. Und war noch dazu
eine Deutsche. Und sie sollen auch keinen eigentlichen
Adel mehr haben, weil mal ein Krieg war, drin
sie sich umschichtig enthaupteten, und als alle weg
waren, haben sie gewöhnliche Leute rangezogen und
ihnen die alten Namen gegeben, und wenn man
denkt, es ist ein Graf, so ist es ein Bäcker oder
höchstens ein Bierbrauer. Aber viel Geld sollen sie
haben, und ihre Schiffe sollen gut sein und dauer-
haft und auch sehr sauber, fast schon wie holländisch;
aber in ihrem Glauben sind sie zersplittert und fangen
auch schon wieder an katholisch zu werden.“

Der alte Dubslav, als die Schwester mit ihrem
Vortrag über England einsetzte, hatte sich mit einem



Ein Wintersturm in der Seefeldengegend. Originalzeichnung von Emil Plate.

„Schicksal, nimm deinen Lauf“ sofort resigniert. Woldemar aber war immer wieder und wieder bemüht gewesen, einen Themawechsel eintreten zu lassen, worin er vielleicht auch reüssiert hätte, wenn nicht Koseleger gewesen wäre. Dieser — entweder weil er als ästhetischer Feinschmecker an Adelheids Auslassungen ein aufrichtiges Gefallen fand oder aber weil er die von ihm selbst angeregte Frage hinsichtlich „Natur und Sitte“ (die sein Steckenpferd war) gern weiter spinnen wollte — hielt an England fest und sagte: „Die Frau Domina scheint mir davon auszugehen, daß gerade der natürliche, mitunter schon an den Wilden grenzende Mensch drüben in vollster Blüte steht. Und ich will das auch nicht in jedem Punkte bestreiten. Aber daneben begegnen wir einem Lebens- und Gesellschafts-Raffinement, das ich, trotz manchem Ansehnbaren, als einen höchsten Kultur Ausdruck bezeichnen muß. Ich erinnere mich unter anderm eines gerade damals geführten Prozesses, über den ich, als ich im Haag lebte, meiner Kaiserlichen Hoheit täglich Bericht erstatten mußte (High life-Prozesse gingen ihr über alles), und der Gegenstand, um den sich's dabei handelte, war so recht der Ausdruck eines verfeinerten oder meinerwegen auch überfeinerten Kulturlebens. So recht das Gegenteil von bloßem Naturburschentum. Es ist freilich eine ziemlich lange Geschichte . . .“

„Schade,“ sagte Dubslav. „Aber trotzdem, — wenn überhaupt erzählbar . . .“

„O, gewiß, gewiß; das denkbar Harmloseste . . .“

„Nun denn, lieber Superintendent, wenn wirklich harmlos, so mach' ich mich ohne weiteres zum Anwalt unter gewiß neugierigen Damen, meine Schwester, die Domina, mit eingeschlossen. Wie war es? Wie verlief die Geschichte, für die sich eine Kaiserliche Hoheit interessieren konnte?“

„Wenn es denn sein soll,“ nahm Koseleger langsam und wie bloß einer PreSSION nachgebend, das Wort: „Es war da also zu jener Zeit eine schöne Herzogin in London, die's nicht ertragen konnte, daß die Jahre nicht spurlos an ihr vorübergehen wollten. Fältchen und Krähenfüße zeigten sich. In dieser Bedrängnis hörte sie von ungefähr von einer ‚plastischen Künstlerin‘, die durch Auftrag einer Wachsplatte die Jugend wieder herzustellen wisse. Diese Künstlerin wurde gerufen, und die Wiederherstellung gelang auch. Aber nun traf eines Tages die Rechnung ein, ‚die Bill‘, wie sie da drüben sagen. Es war eine Summe, vor der selbst eine Herzogin erschrecken durfte. Und da die Künstlerin auf ihrer Forderung beharrte, so kam es zu dem angedeuteten Prozeß, der sich alsbald zu einer cause célèbre gestaltete.“

„Sehr begreiflich,“ versicherte Dubslav, und Melusine stimmte zu.

„Zahlreiche Personen traten in der Verhandlung auf, und als Sachverständige wurden zuletzt auch Konkurrentinnen auf diesem Spezialgebiete der ‚plastischen Kunst‘ vernommen. Alle fanden die Forderung erheblich zu hoch, und der Sieg schien sich rasch der Herzogin zuneigen zu wollen. Aber in eben diesem Augenblicke trat die sich arg bedrängte sehende Künstlerin an den Vorsitzenden des Gerichts-

hofes heran und bat ihn, an die erschienenen Fachgenossinnen einfach die Frage nach der Dauer der durch ihre Kunst wiederhergestellten Jugend und Schönheit richten zu wollen, eine Bitte, der der Oberrichter auch sofort nachkam. Was darauf geantwortet wurde, lautete hinsichtlich der Dauer sehr verschieden. Als aber, so verschieden die Zeitangaben waren, keine der Konkurrentinnen mehr als ein Vierteljahr zu garantieren wagte, wandte sich die Verklagte ruhig an den hohen Gerichtshof und sagte nicht ohne Würde: ‚Meine Herren Richter, meine Mitkünstlerinnen, wie Sie soeben vernommen, helfen auf Zeit; was ich leiste, nennt sich ‚beautifying for ever‘. Alles war von diesem Worte hingerissen, der hohe Gerichtshof mit, und die Herzogin hatte die Miesensumme zu zahlen.“

„Und wäre dergleichen hierlandes möglich?“ fragte Melusine.

„Ganz unmöglich,“ entgegnete der für alles Fremde schwärmende Koseleger. „Es kann hier einfach deshalb nicht vorkommen, weil uns der dazu nötige Kulturzustand und die dem entsprechende Anschauung fehlt. In unserm guten Preußen, und nun gar in der Mark, sieht man in einem derartigen Gergange nur das Karikierte, günstigsten Falls das Groteske, nicht aber jenes Hochmaß gesellschaftlicher Verfeinerung, aus dem allein sich solche Dinge, daran man im übrigen das Raffinement belächeln oder verurteilen mag, entwickeln können.“

Die meisten waren einverstanden, allen voran Dubslav, dem dergleichen immer einleuchtete, während die Domina von „Horreur“ sprach und sichtlich unmutig den Kopf hin und her bewegte. Woldemar erneute natürlich seine Versuche, die der Tante so mißfällige Konversation auf andres überzulenkten, bei welcher Gelegenheit er nach dem Berühren verschiedenster Themata zuletzt auch auf den Coventgardenmarkt und den englischen Gemüsebau zu sprechen kam. Das paßte der Domina.

„Ja, Gemüsebau,“ sagte sie, „das ist eine wunderbare Sache, daran hat man eine wirkliche Freude. Kloster Butz ist eigentlich eine Gartengegend; unser Spargel ist denn auch weit und breit der beste, und meine gute Schmargendorff hat Artischocken gezogen, so groß wie 'ne Sonnenblume. Freilich, es will sie feiner so recht, und alle sagen immer: es dauert so lange, wenn man so jedes Blatt nehmen muß, und eigentlich hat man nichts davon, auch wenn die Sauce noch so dick ist. Viel mehr Glück hat unsre alte Schimonski mit ihren großen Erdbeeren — ich meine natürlich nicht sie selber, sie selber kann gar nichts, aber sie hat eine sehr geschickte Person um sich —, und ein Berliner Händler kauft ihr alles ab, bloß daß die Schnecken oft die Hälfte der Erdbeere wegessen. Man sollte nicht glauben, daß solche Tiere solchen feinen Geschmack haben. Aber wenn es wegen der Schnecken auch unsicher ist, Dubslav, du solltest solche Zucht doch auch versuchen. Wenn es einschlägt, ist es sehr vorteilhaft. Die Schimonski wenigstens hat mehr davon als von ihren Hühnern, trotzdem sie gut legen. Denn mal sind sie billig, die Eier, und dann wieder verderben sie, und die

schlechten werden einem berechnet und abgezogen, und die Streiterei nimmt kein Ende."

Kurz vor elf brach das Gespräch ab, und man zog sich zurück. Der alte Dubslav ließ es sich nicht nehmen, die Damen persönlich treppauf bis an ihre Zimmer zu führen und sich da unter Handkuß von ihnen zu verabschieden. Es waren dieselben zwei Räume, die vor gerad' einem Vierteljahr Rex und Szako bewohnt hatten, das größere Zimmer jetzt für Melusine, das kleinere für Armgard bestimmt. Aber als nun beide vor ihren Reisetaschen standen und sich oberflächlich daran zu thun machten, sagte Melusine: „Dies Himmelbett ist also für mich. Wenn es dir gleich ist, beziehe du lieber dies Ehrenlager und lasse mir das kleine Schlafzimmer. Zusammen sind wir ja doch; die Thür steht auf.“

„Ja Melusine, wenn du's durchaus wünschst, dann natürlich. Aber ich verstehe dich nicht recht. Man will dich auszeichnen, und wenn du das ablehnst, so kann es auffallen. Man muß doch in einem Hause, wo man noch halb fremd ist, alles so thun, wie's gewöhnlich wird.“

Melusine ging auf die Schwester zu, sah sie halb verlegen, halb schelmisch an und sagte: „Natürlich hast du recht. Aber ich bitte dich trotzdem darum. Und es braucht es ja auch keiner zu merken. Direkte Kontrolle wird ja wohl ausgeschlossen sein, und ich mache keine tiefere Mute wie du.“

„Gut, gut,“ lachte Armgard. „Aber sage, was soll das alles? Du bist doch sonst so leichtlebig. Und wenn es dir hier in dem ersten Zimmer, weil es so nah' an der scharfen Klurcke liegt, wirklich etwas ängstlich zu Mute sein sollte, nun so können wir ja zuriegeln.“

„Das hilft nichts, Armgard. In solchen alten Schlössern giebt es immer Tapetenthüren. Und was das hier angeht,“ und sie wies auf das Bett, „alle Spukgeschichten sind immer gerad' in Himmelbetten passiert; ich habe noch nie gehört, daß Gespenster an eine Birkenmajerbettstelle herangetreten wären. Und hast du nicht unten den mistle-toe gesehen? Mistelbusch ist auch noch so Ueberbleibsel aus heidnischer Zeit her, bei den alten Deutschen gewiß und bei den Wenden wohl auch, für den Fall, daß die Stechlin's wirkliche Wenden sind. Wenn ich Tante Adelheid ansehe, glaub' ich es beinah'. Und wie sie von den Hühnern sprach und den Giern. Alles so wendisch. Ich glaube ja nicht eigentlich an Gespenster, wiewohl ich auch nicht ganz dagegen bin, aber wie dem auch sein möge, wenn ich mir denke, Tante Adelheid erschiene mir hier und brächte mir eine Erdbeere, die die Schnecken schon angeknabbert haben, so wäre das mein Tod.“

Armgard lachte.

„Ja, du lachst, aber hast du denn die Augen von ihr gesehen? Und hast du ihre Stimme gehört? Und die Stimme, wie du weißt, ist doch die Seele.“

„Gewiß. Aber, Seele oder nicht, sie kann dir doch nichts thun mit ihrer Stimme und dir auch nicht erscheinen. Und wenn sie doch kommt, so kannst du mich ja rufen.“

„Am liebsten wär' es mir, du bleibst gleich bei mir.“

„Aber Melusine . . .“

„Nun gut, nun gut. Ich sehe wohl ein, daß das nicht gut geht. Aber was andres! Ich habe da vorhin eine Bibel oder vielleicht auch bloß ein Gesangbuch liegen sehn, da auf dem Brettchen, wo die kleine Puppe steht. Beiläufig auch was Sonderbares, diese Puppe. Bitte, nimm die Bibel von der Stagere fort und lege sie mir hier auf den Nachttisch. Und das Licht laß brennen. Und wenn du im Bett liegst, sprich immer zu, bis ich einschlafe.“

XXVIII.

Am andern Morgen traf man sich beim Frühstück. Es war ziemlich spät geworden, ohne daß Dubslav, wie das sonst wohl auf dem Lande Gewohnheit ist, ungeduldig geworden wäre. Nicht daselbe ließ sich von Tante Adelheid sagen. „Ich finde das lange Wartenlassen nicht gerade passend, am wenigsten Personen gegenüber, denen man Respekt bezeigen will. Oder geh' ich vielleicht zu weit, wenn ich hier von Respektbezeugung spreche?“ So hatte sich Adelheid zu Dubslav geäußert. Als nun aber die Barby'schen Damen wirklich erschienen, bezwang sich die Domina und stellte all die Fragen, die man an solchem Begrüßungsmorgen zu stellen pflegt. In aller Unbefangenheit antworteten die Schwestern, am unbefangenen Melusine, die bei der Gelegenheit dem alten Dubslav denn auch erzählte, daß sie nicht umhin gekonnt hätte, sich die Bibel an ihr Bett zu legen.“

„Und mit der Absicht, drin zu lesen?“

„Beinah'. Aber es wurde nichts daraus. Armgard plauderte so viel, freilich auf meinen Wunsch. Ich hörte von der Treppe her immer die Uhr schlagen und laß dabei Museum. Aber das war natürlich schon im Traum. Ich schlief schon ganz fest. Und heute früh bin ich wie der Fisch im Wasser.“

Dubslav hätte dies gern bestätigt, dabei nach einem Spezialfisch suchend, der so recht zum Vergleich für Melusine gepaßt hätte. Die Blicke seiner Schwester aber, die zu fragen schienen „hast du gehört?“, ließen ihn wieder davon absteht, und nachdem noch einiges über den großen Oberflur und seine Bilder und Schränke gesprochen worden war, wurde, genau wie vor einem Vierteljahr, wo Rex und Szako zu Besuch da waren, ein Programm verabredet, das dem damaligen sehr ähnlich sah: Aussichtsturm, See, Globjow; dann auf dem Rückwege die Kirche, vielleicht auch Krippenstapel. Und zuletzt das „Museum“. Aber manches davon war unsicher und hing vom Wetter ab. Engelle wurde beauftragt, mit Pläids und Decken vorauszugehen und ein paar Leute zum Wegschaufeln des Schnees mitzunehmen, lediglich für den Fall, daß die Damen vielleicht Lust bezeigen sollten, die Sprudel- und Trichterstelle genauer zu studieren. „Und wenn wir auf unserm Hofe keine Leute haben, so geh ins Schulzenamt und bitte Nolf Krake, daß er aushilft.“

Melusine, die dieser Befehlserteilung zugehört hatte, war überrascht, in einem märkischen Dorfe dem Namen „Nolf Krake“ zu begegnen, und erfuhr denn auch alsbald den Zusammenhang der Dinge. Sie war ganz entzückt davon und sagte: „Das

ist hübsch. Aller aufgesteifter Patriotismus ist mir ein Greuel, aber wenn er diese Formen annimmt und sich in Humor und selbst in Ironie kleidet, dann ist er das Beste, was man haben kann. Ein Mann, der solchen Beinamen hat, der lebt, der ist in sich eine Geschichte.“ Dubslav küßte ihr die Hand, Adelheid aber wandte sich demonstrativ ab; sie wollte nicht Zeuge dieser ewigen Huldigungen sein. „Wenn man ein alter Major ist, ist man eben ein alter Major und nicht ein junger Lieutenant. Dubslav ist zwanzig, aber zwanzig Jahr a. D.“

Es war gegen zehn, als man aufbrach, um zunächst auf den Aussichtsturm zu steigen, und nachdem man da von der obersten Etage her die Waldlandschaft, die sich auch in ihrem Schneeschnuck wundervoll ausnahm, gebührend bewundert und dann den Abstieg glücklich bewerkstelligt hatte, passierte man den Schloßhof mit der Glaskugel, um über den Dorfplatz fort in die nach dem See hinunterführende große Straße einzubiegen. Auf dem Dorfplatze war alles winterlich still, nur vor dem Krüge standen drei Menschen: Engelke, der die Schneeschipper vorausgeschickt hatte, mit seinen Plaids über dem Arm, neben ihm Schulze Kluckhuhn und neben diesem Gendarm Unke, das Karabinergewehr über die Schulter gehängt.

„Da treffen wir ja die ganze hohe Obrigkeit,“ sagte Dubslav. „Engelke kann ich auch mitrechnen, der regiert mich, is also eigentlich die Feudalitäts Spitze.“

Während dieser Worte waren die Herrschaften an die Gruppe herangetreten.

„Freut mich, daß ich Sie treffe, Kluckhuhn. Ich denke, Sie begleiten uns . . . Frau Gräfin, darf ich Ihnen hier unsern Dorfherrscher vorstellen? Schulze Kluckhuhn, alter Vierundsechziger.“

Und nun ordnete sich der Zug. Dubslav und Unke schlossen ab, Woldemar, Armgard und Tante Adelheid hielten die Mitte; Melusine schritt voran, Nolf Krake neben ihr.

„Ich bin froh,“ sagte Melusine, „Sie bei dieser Partie mit dabei zu sehn. Der alte Herr von Stechlin hat mir schon von Ihnen erzählt und daß Sie vierundsechzig mit dabei gewesen. Und ich weiß auch Ihren Namen; das heißt den zweiten. Und ich darf sagen, ich freue mich immer, wenn ich so was Hübsches höre.“

„Ach, Nolf Krake,“ lachte Kluckhuhn. „Ja, Frau Gräfin, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Das heißt, von ‚Schaden‘ darf ich eigentlich nicht reden, den hab’ ich nicht so recht davon gehabt; ich bin nicht mal angeschossen worden. Und doch is so was billig, wenn’s erst losgeht.“

„Ja, ’nem armen Frauenzimmer — ich mag mich Ihnen, Schulze Kluckhuhn, hier nicht als Dame vorstellen — als armen Frauenzimmer ist einem so was verschlossen oder, wie die Leute hier sagen, verpurret. Und doch ist das das eigentliche Leben. So immer bloß einfügen und ein bißchen Charpie zupfen, das ist gar nichts. Mit dabei sein, das macht glücklich. Es war aber doch wohl ein eignes Gefühl, als Sie da so nach Alsen ’rüberfahren und der Nolf Krake dicht daneben lag.“

„Ja, das war es, Frau Gräfin, ein ganz eignes Gefühl. Und mitunter erscheint mir der Nolf Krake noch im Traum. Un is auch nicht zu verwundern. Denn Nolf Krake war wie ein richtiges Gespenst. Und wenn solch Gespenst einen packt, ja, da ist man weg. Und dabei bleib’ ich, sechsundsechzig war nicht viel und siebzig war auch nicht viel.“

„Aber die großen Verluste . . .“

„Ja, die Verluste waren groß, das ist richtig. Aber Verluste, Frau Gräfin, das is eigentlich gar nichts. Natürlich wen es trifft, für den is es was. Aber ich meine jetzt das, was man dabei so das Moralische nennt; und darauf kommt es an, nicht auf die Verluste, nicht auf viel oder wenig. Wenn einer eine Böschung ’rauf klettert und nu steht er oben und schleicht sich ’ran, immer mit ’nem Pulversack und ’nem Zünder in der Hand und nu legt er an und nu fliegt alles in die Luft und er mit. Und nu ist die Festung oder die Schanze offen. Ja, Frau Gräfin, das ist was. Und das hat unser Pionier Klinke gethan. Der war moralisch. Ich weiß nicht, ob Frau Gräfin mal von ihm gehört haben, aber dafür leb’ ich und sterb’ ich: immer bloß das Kleine, da zeigt sich’s, was einer kann. Wenn ein Bataillon ’ran muß un ich stecke mitten drin, ja, was will ich da machen? Da muß ich mit. Und baff, da lieg’ ich. Und nu bin ich ein Held. Aber eigentlich bin ich keiner. Es ist alles bloß Muß- und solche Mußhelden giebt es viele. Das is, was ich die großen Kriege nenne. Klinke mit seinem Pulversack, ja, der war bloß was Kleines, aber er war doch groß. Und ebenso (wenn er auch unser Feind war) dieser Nolf Krake.“

So ging historisch-retrospektiv das Gespräch an der Tete, während Dubslav und Unke, die den Zug abschlossen, mit ihrem Thema mehr in der Gegenwart standen.

„Is mir lieb, Unke, Sie mal wieder zu treffen. Seit Rheinsberg hab’ ich Sie nicht mehr gesehn. Ich denke mir, Torgelow is nu wohl schon im besten Gange. So wie Bebel. Ich kriege natürlich jeden Tag meine Zeitung, aber es is mir immer zu viel und das große Format und das dünne Papier. Da kud’ ich denn nich immer ganz genau zu. Hat er denn schon gesprochen?“

„Ja, Herr Major, gesprochen hat er schon. Aber nich viel. Un war auch kein rechter Beifall. Auch nich mal bei seinen eignen Leuten.“

„Er wird wohl die Sache noch nicht recht weg haben. Ich meine das, was sie jetzt das Parlamentarische nennen. Das schadt aber nichts und ist eigentlich egal. Wichtiger is, wie sie hier in unserm Ruppiner Winkel, in unserm Rheinsberg-Wuß über ihn denken. Sind sie denn da mit ihm zufrieden?“

„Auch nicht, Herr Major. Sie sagen, er sei zweideutig.“

„Ja, Unke, so heißt es überall. Das is nu mal so, das is nicht zu ändern. In Frankreich heißt es immer gleich ‚Verrat‘ und hier sagen sie ‚zweideutig‘. Da war auch einer von uns, den ich nich nennen will, von dem hieß es auch so . . .“

„Von dem hieß es auch so. Ja, Herr Major.“



Photographie von J. M. M.

Die drei Kinder. IV. Kitten. Bild von Gemälde von J. M. M.

Und
sagt
glau
Sch

Der
richt

den
Sie
wer
sie
das
zwe

aber
so
sie

Das
Pol
anz
aber
bloß
leid

Wer
hast
der
so

dies
schli
der

zu
Gro

Nu
ver
viel
Mit
is
Ich
er
Nu
Da
Po

zeit
tisch
den
red
im
ega
Wo
Zu

die
E

Und Pyterke, der immer gut Bescheid weiß, der sagte mir schon damals in Rheinsberg: „Unke, glauben Sie mir, da hat sich der Herr Major eine Schlange an seinem Busen groß gezogen.“

„Kann ich mir denken; klingt ganz nach Pyterke. Der spricht immer so gebildet. Aber ist es auch richtig?“

„Is schon richtig, Herr Major. Herr Major denken immer das Gute von 'nem Menschen, weil Sie so viel zu Hause sitzen und selber so sind. Aber wer so 'rum kommt wie ich. Alle lügen sie. Was sie meinen, das sagen sie nich, und was sie sagen, das meinen sie nich. Is kein Verlaß mehr; alles 'zweideutig.“

„Ja, so rund 'raus, Unke, das war früher, aber das geht jetzt nicht mehr. Man darf keinem so alles auf die Nase binden. Das is eben, was sie jetzt ‚politisches Leben‘ nennen.“

„Ach, Herr Major, das mein' ich ja gar nicht. Das Politische . . . Tott, wenn einer sich ins Politische zweideutig macht, na, denn muß ich ihn anzeigen, das is Dienst. Darum gräm' ich mich aber nich. Aber was nich Dienst is, was man so bloß noch nebenbei sieht, das kann einen mitunter leid thun. So bloß als Mensch.“

„Aber, lieber Unke, was is denn eigentlich los? Wenn man Sie so hört, da sollte man ja wahrhaftig glauben, es ginge zu Ende . . . Nu ja, in der Welt draußen da klappt nich immer alles. Aber so im Schoß der Familie . . .“

„Tott, Herr Major, das is es ja eben. In diesem Schoß der Familie, da is es ja gerad' am schlimmsten. Und sogar in dem jüdischen Schoß, der doch immer noch der beste war.“

„Beispiele, Unke, Beispiele.“

„Da haben wir nu hier, um bloß ein Beispiel zu geben, unjern guten alten Baruch Hirschfeld in Gransee. Frommer alter Jude . . .“

„Kenn' ich. Kenn' ich ganz gut, beinah' zu gut. Nu, der hat 'nen Sohn und mit dem is er mitunter verschiedner Meinung. Aber dagegen is doch nicht viel zu sagen; das is in der ganzen Welt so. Der Alte hängt noch am Alten und der Junge, nu, der is eben ein Jungsker und bramabasiert ein bißchen. Ich weiß nicht recht, zu welcher Partei er sich hält, er wird aber wohl für Torgelow gestimmt haben. Nu, mein Gott, warum nicht? Das thun jetzt viele. Daran muß man sich gewöhnen. Das is eben das Politische.“

„Nein, Herr Major. Herr Major wollen verzeihn, aber bei diesem Isidor is es nich das Politische. Komme ja jeden dritten Tag hin und seh' den Alten in seinem Laden und höre, was er da redt und redt. Und der Junge redt auch und redt immer ‚von 's Prinzip‘. Das Prinzip is ihm aber egal. Er will bloß mogeln und den Alten an die Wand drücken. Und das ist das, was ich das Zweideutige nenne.“

*

Armgard, Wolbemar und Tante Adelheid hatten die Mitte genommen. Als sie bis in die Nähe der See Spitze gekommen waren, immer unter einem ver-

über Land und Meer. III. Ost-Geste. XIV. 10.

schneiten Buchen- und Eichengänge hin, wurden sie durch ein Geräusch wie von brechenden kleinen Aesten aufmerksam gemacht, und ihr Auge nach oben richtend, gewahrten sie, wie zwei Eichhörnchen über ihnen spielten und in beständigem Sich-hauchen von Baum zu Baum sprangen. Die Zweige knickten, und der Schnee stäubte hernieder. Armgard mochte sich von dem Schauspiel nicht trennen, lachte, wenn die momentan verschwundenen Tierchen mit einem Male wieder zum Vorschein kamen, und gab ihre Beobachtung erst auf, als die Domina, nicht direkt unfreundlich, aber doch ziemlich ungeduldig und jedenfalls wie gelangweilt, zu ihr bemerkte: „Ja, Comtesse, die springen; es sind eben Eichhörnchen.“ Einige Minuten später hatten alle die Bank erreicht, von der aus man den besten Blick auf den zugefrorenen See hatte. Das Eis zeigte sich hoch mit Schnee bedeckt, aber in seiner Mitte war doch schon eine gefegte Stelle, zu der vom Ufer her eine schmale, gleichfalls freigeschaufelte Straße hinüberführte. Engelke legte die Decken über die Bank, und die Damen, die von dem halbstündigen und zuletzt etwas ansteigenden Wege müde geworden waren, nahmen alle drei Platz, während sich Nolf Krake und Unke wie Schildhalter zu beiden Seiten der Bank aufstellten. Dubslaw dagegen plazierte sich in Front und machte, während er einen landläufigen Führerton anschlug, den Cicerone. „Hab' die Ehr', Ihnen hier die große Sehenwürdigkeit von Dorf und Schloß Stechlin zu präsentieren, unjern See, meinen See, wenn Sie mir das Wort gestatten wollen. Alle möglichen berühmten Naturforscher waren hier und haben sich höchst schmeichelhaft über den See geäußert. Immer hieß es: ‚es stehe wissenschaftlich fest‘. Und das ist jetzt das Höchste. Früher sagte man: ‚es steht in den Akten‘. Ich lasse dabei dahingestellt sein, wovor man sich tiefer verbeugen muß.“

„Ja,“ sagte Melusine, „das ist nun also der große Moment. Orientiert bin ich. Aber wie das mit allem Großen geht, ich empfinde doch auch etwas von Enttäuschung.“

„Das ist, weil wir Winter haben, gnädigste Gräfin. Wenn Sie die offene Seefläche vor sich hätten und in der Vorstellung stünden: ‚jetzt bildet sich der Trichter und jetzt steigt es herauf‘, so würden Sie mutmaßlich nichts von Enttäuschung empfinden. Aber jetzt! Das Eis macht still und duckt das Revolutionäre. Da kann selbst unjer Unke nichts notieren. Nicht wahr, Unke?“

Unke schmunzelte.

„Im übrigen seh' ich zu meiner Freude — und das verdanken wir wieder unjern guten Kluckhuhn, der an alles denkt und alles vorsieht —, daß die Schneeschipper auch ein paar ihrer Pickärte mitgebracht haben. Ich taxiere das Eis auf nicht dicker als zwei Fuß, und wenn sich die Leute dran machen, so haben wir in zehn Minuten eine große Lune, und der Hahn, wenn er nur sonst Lust hat, kommt aus seiner Tiefe herauf. Befehlen Frau Gräfin?“

„Im Gottes willen, nein. Ich bin sehr für solche Geschichten und bin glücklich, daß die Familie Stechlin diesen See hat. Aber ich bin zugleich auch

abergläubisch und mag kein Eingreifen ins Elementare. Die Natur hat jetzt den See überdeckt; da werd' ich mich also hüten, irgend was ändern zu wollen. Ich würde glauben, eine Hand führe heraus und packte mich."

Abelheid war bei diesen Worten immer gerader und länger geworden und rückte mit Ostentation von Melusine weg, mehr der Banklehne zu, wo, halb wie das gute Gewissen, halb wie die göttliche Weltordnung, Lurke stand und durch seine bloße Gegenwart den Gemütszustand der Domina wieder beschwichtigte. Nur von Zeit zu Zeit sah sie fragend, forschend und vorwurfsvoll auf ihren Bruder.

Dieser mußte genau, was in seiner Schwester Seele vorging. Es erheiterte ihn ungemein, aber es beunruhigte ihn doch auch. Wenn diese Gefühle wuchsen, wohin sollte das führen? Die Möglichkeit einer schrecklichen Scene, die sein Haus mit einer nicht zu tilgenden Blame behaftet hätte, trat dabei vor seine Seele.

Der Himmel hatte aber ein Einsehn. Schon seit einer Viertelstunde lag ein grauer Ton über der Landschaft, und plötzlich fielen Flocken, erst vereinzelte, dann dicht und reichlich. Den Weg bis Gloschow fortzusetzen, daran war unter diesem Umständen gar nicht mehr zu denken, und so brach man denn auf, um ins Schloß zurückzukehren. Auch auf einen Besuch in der Kirche, weil es da zu kalt sei, wurde verzichtet.

XXIX.

Der Heimweg war gemeinschaftlich angetreten worden, aber doch nur bis an die Dorfstraße. Hier teilte man sich in drei Gruppen, eine jede mit verschiedenem Ziel: Dubslav, Tante Abelheid und Armgard gingen auf das Herrenhaus, Lurke und Nolf Krake auf das Schulzenamt, Woldemar und Melusine aber auf die Pfarre zu. Woldemar freilich nur „auf Zeit“, denn kaum daß er den Vorgarten erreicht hatte, so verabschiedete er sich von Melusine.

Lorenzen hatte bangen Herzens am Fenster gestanden, kam indessen im selben Augenblicke, wo das Paar draußen sich trennte, wieder zu sich. Er war nun schon so lange jeder Damenunterhaltung entwöhnt, daß ihm ein Besuch wie der der Gräfin zunächst nur Verlegenheit schaffen konnte, wenn's denn aber durchaus sein mußte, so war ihm ein Tete-a-Tete mit ihr immer noch lieber, als eine Plauderei zu dritt. Er ging ihr denn auch bis in den Flur entgegen, war ihr beim Ablegen behilflich und sprach ihr — was er konnte, weil er jede Scheu rasch von sich abfallen fühlte — seine Freude aus, sie in seiner Pfarre begrüßen zu dürfen. „Und nun bitt' ich Sie, Frau Gräfin, sich's unter meinen Büchern hier nach Möglichkeit bequem machen zu wollen. Ich bin zwar auch Inhaber einer Puststube, mit einem dezenten Teppich und einem kalten Ofen; aber ich könnte das gesundheitlich nicht verantworten. Hier haben wir wenigstens eine gute Temperatur.“

„Die immer die Hauptsache bleibt. Ach, eine gute Temperatur! Gesellschaftlich ist sie beinah' alles und leider, leider doch so selten. Ich kenne Häuser, wo, wenn Sie den Widerspruch verzeihen wollen, der

kalte Ofen gar nicht ausgeht. Aber erlassen Sie mir gütigst den Sofaplatz hier; ich fühle mich dazu noch nicht ‚alte Dame‘ genug und möcht' auch gern en vus der beiden Bilder bleiben, trotzdem ich das eine davon schon so gut wie kenne.“

„Die Kreuzabnahme?“

„Nein, das andre.“

„Die Lind also?“

„Ja.“

„So haben Sie das schöne Bild in der Nationalgalerie gesehen?“

„Auch das. Aber doch freilich erst seit ganz kurzem, während ich von Ihrer Aquarellkopie schon seit ein paar Monaten weiß. Das war auf einer Dampfschiffahrt, die wir nach dem sogenannten ‚Gierhäuschen‘ machten, und der Ausplauderer über das Bild da vor mir war niemand anders als Ihr Zögling Woldemar, auf den Sie stolz sein können. Er freilich würde den Satz umkehren, oder sage ich lieber, er that es. Denn er sprach mit solcher Liebe von Ihnen, daß ich Sie von jenem Tag an auch liebe, was Sie sich schon gefallen lassen müssen. Ein Glück nur, daß er sich draußen verabschiedet hat und nicht hören kann, was ich hier sage...“

Lorenzen lächelte.

„Sonst hätten sich diese Bekenntnisse verboten. Aber da sie nun mal gemacht sind und man nie weiß, wann und wie man wieder zusammenkommt, so lassen Sie mich darin fortfahren. Woldemar erzählte mir — Pardon für meine Indiskretion — von Ihrer Schwärmerei für die Lind. Und da horchten wir denn auf und beneideten Sie fast. Denn nichts beneidenswerter als eine Seele, die schwärmen kann. Schwärmen ist fliegen, eine himmlische Bewegung nach oben.“

Lorenzen stuzte. Das war doch mehr, als eine bloß liebenswürdige Dame aus der Gesellschaft.

„Und um es kurz zu machen,“ fuhr Melusine fort, „Woldemar sprach bei dieser Gelegenheit wie von Ihrer ersten Liebe,“ und dabei wies sie auf das Bildchen, „so auch von Ihrer letzten, — nein, nein, nicht von Ihrer letzten; Sie werden immer eine neue finden — sprach also von Ihrer Begeisterung für den herrlichen Mann da unten am Tajo, von Ihrer Begeisterung für den Joao de Deus. Und als er ausgesprochen hatte, da haben wir uns alle, die wir zugegen waren, um den ‚Un Santo‘ geschart und einen Bund geschlossen. Um den ‚Un Santo‘ und um Sie selbst. Und nun frag' ich Sie, wollen Sie mitthun in diesem unserm Bunde, der ohne Sie gar nicht existierte. Mir ist manches verquer gegangen. Aber ich bin, denk' ich, dem Tage nahe, der mich ahnen läßt, daß unsre Prüfungen unsre Segnungen sind und daß mir alles Leid nur kam, um den Stab, der stützt, fester zu umflammern. Ich darf leider nicht hinzusetzen, daß dieser Stab (möglich, daß er sich einst dazu auswächst) das Kreuz sei. Meiner ganzen Natur nach bin ich ungläubig. Aber ich hoffe, sagen zu dürfen: ich bin wenigstens demütig.“

„Wenigstens demütig,“ wiederholte Lorenzen langsam, und Melusine, weil sie die Zweifel, die sich

in Wiederholung dieser Worte ziemlich deutlich aussprachen, mit scharfem Ohre heraushörte, fuhr in plötzlich verändertem und beinah' heiterem Tone fort: „Ach, wie grausam Sie sind. Aber Sie haben recht. Demütig. Und daß ich mich dessen auch noch berühme. Wer ist demütig? Wir alle sind im letzten doch eigentlich das Gegenteil davon. Aber das darf ich sagen, ich habe den Willen dazu.“

„Und schon der gilt, Frau Gräfin. Nur freilich ist Demut nicht genug; sie schafft nicht, sie hilft und fördert nicht nach außen, sie belebt kaum.“

„Und ist doch mindestens der Anfang zum Bessern, weil sie mit dem Egoismus aufräumt. Wer die Staffel hinauf will, muß eben von unten an dienen. Und soviel bleibt, es birgt sich in ihr die Lösung jeder Frage, die jetzt die Welt bewegt. Demütig sein heißt christlich sein, christlich in meinem Sinne. Demut erschrickt vor dem zweierlei Maß. Wer demütig ist, der ist duldsam, weil er weiß, wie sehr er selbst der Duldsamkeit bedarf; wer demütig ist, der sieht die Scheidewände fallen und erblickt den Menschen im Menschen.“

„Ich kann Ihnen zustimmen,“ lächelte Lorenzen. „Aber wenn ich, Frau Gräfin, in Ihren Mienen richtig lese, so sind diese Bekenntnisse doch nur Einleitung. Sie führen noch andres im Schilde und verbinden mit Ihrer Aussprache, so sonderbar es klingen mag, etwas Spezielles und beinah' Praktisches.“

„Und ich freue mich, daß Sie das sofort herausgeföhlt haben. Es ist so. Wir kommen da eben von Ihrem Stechlin her, von Ihrem See, dem Besten, was Sie hier haben. Ich habe mich dagegen gewehrt, als das Eis aufgeschlagen werden sollte, denn alles Eingreifen oder auch nur Einblicken in das, was sich verbirgt, erschreckt mich. Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das Werden, denn eben dies Werden wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen. Sich abschließen, heißt sich einmauern, und sich einmauern ist Tod. Es dreht sich alles darum, daß wir gerade das beständig gegenwärtig haben. Mein Vertrauen zu meinem Schwager ist unbegrenzt. Er hat einen edeln Charakter, aber ich weiß nicht, ob er auch einen festen Charakter hat. Er ist feinen Sinnes, und wer fein ist, ist oft bestimmbar. Er ist auch nicht geistig bedeutend genug, um sich gegen abweichende Meinungen, gegen Irrtümer und Standesvorurteile wehren zu können. Er bedarf der Stütze. Diese Stütze sind Sie meinem Schwager Woldemar von Jugend auf gewesen. Und um was ich jetzt bitte, das heißt: ‚Seien Sie's ferner!‘“

„Daß ich Ihnen sagen könnte, wie freudig ich in Ihrem Dienst trete, gnädigste Gräfin. Und ich kann es um so leichter, als Ihre Ideale, wie Sie wissen, auch die meinigen sind. Ich lebe darin und empfind' es als eine Gnade, ganz in einem Neuen aufzugehen. Um ein solches ‚Neues‘ handelt es sich. Ob ein solches ‚Neues‘ sein soll (weil es sein muß)

oder ob es nicht sein soll, um diese Frage dreht sich alles. Es giebt hier um uns her eine große Zahl vorzüglicher Leute, die ganz ernsthaft glauben, das uns Ueberlieferte — das Kirchliche voran (leider nicht das Christliche) — müsse verteidigt werden, wie der salomonische Tempel. In unsrer Obersphäre herrscht außerdem eine naive Neigung, alles ‚Preußische‘ für eine höhere Kulturform zu halten.“

„Genau wie Sie sagen. Aber ich möchte doch, um der Gerechtigkeit willen, die Frage stellen dürfen, ob dieser naive Glaube nicht eine gewisse Berechtigung hat?“

„Er hatte sie mal. Aber das liegt zurück. Und kann nicht anders sein. Der Hauptgegensatz alles Modernen gegen das Alte besteht darin, daß die Menschen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz gestellt werden. Sie haben jetzt die Freiheit, ihre Fähigkeiten nach allen Seiten hin und auf jedem Gebiete zu bethätigen. Früher war man dreihundert Jahre lang ein Schloßherr oder ein Leinenweber; jetzt kann jeder Leinenweber eines Tages ein Schloßherr sein.“

„Und beinah' auch umgekehrt,“ lachte Melusine. „Doch lassen wir dies heikle Thema. Viel, viel lieber hör' ich ein Wort von Ihnen über den Wert unsrer Lebens- und Gesellschaftsformen, über unsre Gesamtanschauungsweise, deren Zulässigkeit Sie, wie mir scheint, so nachdrücklich anzweifeln.“

„Nicht absolut. Wenn ich zweifle, so gelten diese Zweifel nicht so sehr den Dingen selbst, als dem Hochmaß des Glaubens daran. Daß man all diese Mittelmaßdinge für etwas Besonderes und Ueberlegenes und deshalb, wenn's sein kann, für etwas ewig zu konservierendes ansieht, das ist das Schlimme. Was mal galt, soll weiter gelten, was mal gut war, soll weiter ein Gutes oder wohl gar ein Bestes sein. Das ist aber unmöglich, auch wenn alles, was keineswegs der Fall ist, einer gewissen Herrlichkeitsvorstellung entspreche... Wir haben, wenn wir rückblicken, drei große Epochen gehabt. Dessen sollen wir eingedenk sein. Die vielleicht größte, zugleich die erste, war die unter dem Soldatenkönig. Das war ein nicht genug zu preisender Mann, seiner Zeit wunderbar angepaßt und ihr zugleich voraus. Er hat nicht bloß das Königtum stabilisiert, er hat auch, was viel wichtiger, die Fundamente für eine neue Zeit geschaffen und an die Stelle von Zerkahrenheit, selbstlicher Vielherrschaft und Willkür Ordnung und Gerechtigkeit gesetzt. Gerechtigkeit, das war sein bester ‚rocher de bronze‘.“

„Und dann?“

„Und dann kam zweitens Epoche zwei. Die ließ nicht lange mehr auf sich warten und das seiner Natur und seiner Geschichte nach gleich ungeniale Land sah sich mit einem Male von Genie durchblickt.“

„Muß das ein Staunen gewesen sein.“

„Ja. Aber doch mehr draußen in der Welt als daheim. Anstaunen ist auch eine Kunst. Es gehört etwas dazu, Großes als groß zu begreifen... Und dann kam die dritte Zeit. Nicht groß und doch auch wieder ganz groß. Da war das arme, elende, halb dem Untergange verfallene Land nicht von



Richard Fuchs

Leben in Tunis: Sieges-Festzug in Tunis, zu Ehren des heiligen *al-Mahdi*. Originalzeichnung von Richard Fuchs. (Aus *Neuzeit* auf Seite 25.)

Genie, wohl aber von Begeisterung durchleuchtet, von dem Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit.“

„Gut Lorenzen. Aber weiter.“

„Und all das, was ich da so hergezählt, umfaßte zeitlich ein Jahrhundert. Da waren wir den andern voraus, mitunter geistig und moralisch gewiß. Aber der ‚Non soli cedo-Adler‘ mit seinem Wlghündel in den Fängen, er blizt nicht mehr, und die Begeisterung ist tot. Eine rückläufige Bewegung ist da, längst Abgestorbenes, ich muß es wiederholen, soll neu erblühen. Es thut es nicht. In gewissem Sinne freilich kehrt alles einmal wieder, aber bei dieser Wiederkehr werden Jahrtausende übersprungen; wir können die römischen Kaiserzeiten, Gutes und Schlechtes, wieder haben, aber nicht das spanische Rohr aus dem Tabakskollegium und nicht einmal den Krückstock von Sanssouci. Damit ist es vorbei. Und gut, daß es so ist. Was einmal Fortschritt war, ist längst Rückschritt geworden. Aus der modernen Geschichte, der eigentlichen, der lesenswerten, verschwinden die Bataillen und die Bataillone (trotzdem sie sich beständig vermehren), und wenn sie nicht selbst verschwinden, so schwindet doch das Interesse daran. Und mit dem Interesse das Prestige. An ihre Stelle treten Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und Bayard. Das Helbische hat nicht direkt abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Sturz hat nun mal seine besondere Höhe verloren, und anstatt sich in diese Thatsache zu finden, versucht es unser Regime, dem Niedersteigenden eine künstliche Hauffe zu geben.“

„Es ist, wie Sie sagen. Aber gegen wen richtet sich's? Sie sprachen von ‚Regime‘. Wer ist dies Regime? Mensch oder Ding? Ist es die von alter Zeit her übernommene Maschine, deren Räderwerk tot weiterklappert, oder ist es Der, der an der Maschine steht? Oder endlich ist es eine bestimmte abgegrenzte Vielheit, die die Hand des Mannes an der Maschine zu bestimmen, zu richten trachtet? In allem, was Sie sagen, klingt eine sich auflehrende Stimme. Sind Sie gegen den Adel? Stehen Sie gegen die alten Familien?“

„Zunächst: nein. Ich liebe — hab' auch Ursache' dazu — die alten Familien und möchte beinah' glauben, jeder liebt sie. Die alten Familien sind immer noch populär, auch heute noch. Aber sie verthun und verschütten diese Sympathien, die doch jeder braucht, jeder Mensch und jeder Stand. Unsere alten Familien franken durchgängig an der Vorstellung ‚daß es ohne sie nicht gehe‘, was aber weit gefehlt ist, denn es geht sicher auch ohne sie; — sie sind nicht mehr die Säule, die das Ganze trägt, sie sind das alte Stein- und Moosdach, das wohl noch lastet und drückt, aber gegen Unwetter nicht mehr schützen kann. Wohl möglich, daß aristokratische Tage mal wiederkehren — vorläufig, wohin wir sehen, stehen wir im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und eine glücklichere. Aber wenn auch nicht eine all Glücklichere, so doch mindestens eine Zeit mit

mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können. Und je freier man atmet, je mehr lebt man. Was aber Wolbemar angeht, meiner sind Sie sicher, Frau Gräfin. Bleibt freilich, als Hauptfaktor, noch die Comtesse. Für die müssen Sie die Bürgschaft übernehmen. Die Frauen bestimmen schließlich doch alles.“

„So heißt es immer. Und wir sind eitel genug, es zu glauben. Aber das führt uns auf ganz neue Gebiete. Vorläufig ihre Hand zur Besiegung. Und nun erlauben Sie mir, nach diesem unsern revolutionären Diskurse, zu den Hütten friedlicher Menschen zurückzukehren. Ich habe mich bei dem alten Herrn nur auf eine halbe Stunde beurlaubt und rechne darauf, daß Sie mich, wenn nicht bis ins ‚Museum‘ selbst (das dem Programm nach besucht werden sollte), so doch wenigstens bis auf die Schloßrampe begleiten.“

Lorenzen that, wie gewünscht, und auf dem Wege zum Schloß plauderten beide weiter, wenn auch über sehr andre Dinge.

„Was ist es eigentlich mit diesem ‚Museum‘?“ fragte Melusine; „kann ich mir doch kaum was Rechtes darunter vorstellen. Eine alte Papptafel mit Inschrift hängt da schräg über der Saalthür; alles dicht neben meinem Schlafzimmer. Und ich habe mich etwas davor geängstigt.“

„Sehr mit Unrecht, gnädigste Gräfin. Die primitive Papptafel, die freilich verwunderlich genug aussieht, sollte wohl nur andeuten, daß es sich bei der ganzen Sache mehr um einen Scherz als um etwas Ernsthaftes handelt. Etwas wie bei Sammlung von Meeresschaumpfeifen und Tabaksdosen. Und Sie werden auch vorwiegend solchen Seltsamkeiten begegnen. Andererseits aber ist es auch wieder ein richtiges historisches Museum, trotzdem es nur halb das geworden ist, worauf Herr von Stechlin anfänglich aus war.“

„Und das war?“

„Das war mehr etwas Groteskes. Es mögen nun wohl schon zwanzig Jahre sein, da las er eines Tages in der Zeitung von einem Engländer, der historische Thüren sammle und neuerdings sogar für eine enorme Summe, ich glaube es waren tausend Pfund, die Gefängnißthür erstanden habe, durch die Ludwig XVI. und dann später Danton und Robespierre zur Guillotinerung abgeführt worden seien. Und diese Notiz machte solchen Eindruck auf unsern lebenswürdigen Stechliner Schloßherrn, daß er auch solche historische Thürensammlung anzulegen beschloß. Er ist aber nicht weit damit gekommen und hat sich mit dem Küstriner Schloßfenster begnügen müssen, an dem Kronprinz Friedrich stand, als Statte zur Enthauptung vorübergeführt wurde. Doch auch das ist unsicher, ja, die meisten wollen nichts davon wissen. Nur Krippenstapel hält noch dran fest.“

„Krippenstapel?“

„Ja. Der Name frappiert Sie. Das ist nämlich unser Lehrer hier, Liebling des alten Herrn und sein Berater in allerlei Dingen. Der hat ihm denn auch das gegenwärtige ‚Museum‘, das man als Abschlagszahlung auf die ‚historischen Thüren‘

ansehen kann, zusammengestellt. Außer dem angezweifelten Fenster werden Frau Gräfin noch ein paar phantastische Regentraufen finden und vor allem viele Wetterhähne, die von alten märkischen Dorfschichtürmen herabgenommen wurden. Einige sollen ganz interessant sein. Ich habe keinen Sinn dafür. Aber Krippenstapel hat einen Katalog angefertigt.“

Unter diesen Worten waren beide bis an die Rampe gekommen, auf der Engelke schon stand und auf die Gräfin wartete. Lorenzen empfahl sich. Aber auch Melusine wollte nicht gleich ins Museum hinauf, zog es vielmehr vor, erst unten in das große Gesellschaftszimmer einzutreten und sich da zu wärmen.

Engelke machte sich auch sofort am Kamin zu schaffen, was der Gräfin gut paßte, weil sie noch manches fragen wollte.

„Das ist recht, Engelke, daß Sie Kohlen aufschütten und auch Stenäpfel. Ich freue mich immer, wenn es so lustig brennt. Und oben im ‚Museum‘ wird es wohl noch kalt sein.“

„Ja, kalt ist es, Frau Gräfin. Aber mit der Kälte, na, das ging' am Ende noch, und der viele Staub, der oben liegt, das ginge vielleicht auch noch; Staub wärmt. Und die Dachtraufen und Wetterhähne thun keinem Menschen was...“

„Aber was ist denn sonst noch?“

„Ach, ich meine bloß die verdammten Dinger, die Spinnen...“

„Um Gottes willen, Spinnen?“ erschrak Melusine.

„Ja, Spinnen, Frau Gräfin. Aber so ganz schlimme sind nicht dabei. Solche mit 'm Kreuz oben hab' ich bei uns noch nicht gesehen. Bloß solche, die Schneider heißen.“

„Ach, das sind die, die die langen Beine haben.“

„Ja, lange Beine haben sie. Aber sie thun einem nichts. Und eigentlich sind es sehr ängstliche Tiere und verkriechen sich, wenn sie hören, daß aufgeschlossen wird, und bloß wenn Krippenstapel kommt, dann kommen sie alle 'raus un kuden sich un. Krippenstapeln, den kennen sie ganz gut, und ich hab' auch mal gesehen, daß er ihnen Fliegen mitbringt. Und machen sich dann gleich drüber her.“

„Aber das is ja grausam. Ist es denn ein guter Mensch?“

„O, sehr gut, Frau Gräfin. Und als ich ihm mal so was sagte, sagte er: ‚Ja, Engelke, das is nu mal so; einer frißt den andern auf.‘“

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort; dann sagte Melusine: „Nun, Engelke, ist es aber wohl die höchste Zeit für das Museum, sonst komm' ich zu spät und seh' und höre gar nichts mehr. Ich bin nun auch wieder warm geworden.“ Dabei erhob sie sich und stieg die Doppeltreppe hinauf und klopfte. Sie wollte nicht gleich eintreten.

Auf ihr Klopfen wurde sehr bald von innen her geöffnet, und Krippenstapel, mit der Hornbrille, stand vor ihr. Er verbeugte sich und trat zurück, um den Platz freizugeben. Aber Melusine, deren Angst vor ihm wiederkehrte, zauderte, was eine momentane Verlegenheit schuf. Inzwischen war aber auch Dubslav herangekommen. „Ich fürchtete schon,

daß Lorenzen Sie nicht herausgeben würde. Seine Gelegenheiten, hier in Stechlin ein Gespräch zu führen, sind nicht groß und nun gar ein Gespräch mit Gräfin Melusine! Nun, er hat es gnädig gemacht. Jetzt aber, Gräfin, halten Sie gefälligst Umschau; vielleicht daß Lorenzen schon geplaudert hat oder gar Engelke.“

„So ganz im Dunkeln bin ich nicht mehr; ein Küstriner Schloßfenster, ein paar Kirchendachreliquien und dazu Wetterhähne, — lauter Gegenstände (denn ich bin auch ein bißchen fürs Aparte), zu deren Auswahl ich Ihnen gratuliere.“

„Wofür ich der Frau Gräfin dankbar bin, ohne sonderlich überrascht zu sein. Ich wußte, Damen wie Gräfin Ghiberti haben Sinn für derlei Dinge. Darf ich Ihnen übrigens zunächst hier diesen Lebuser Bischof zeigen und hier weiter einen Heiligen oder vielleicht Anachoreten? Beide, Bischof und Anachoret, sehr unähnlich untereinander, schon in Bezug auf Leibumfang, — der richtige Gegensatz von Refektorium und Wüste. Wenn ich den Heiligen hier so sehe, taxier' ich ihn höchstens auf eine Dattel täglich. Und nun denk' ich, wir fahren in unrer Besichtigung fort.“ Krippenstapel war nämlich eben dabei, der Comtesse Armgard unsern Derfflingerschen Dragoner mit der kleinen Standarte und der Jahreszahl 1675 zu zeigen. Bitte, Gräfin Melusine, bemerken Sie hier die Zahl, dicht unter dem brandenburgischen Adler. Es wirkt, wie wenn er die Nachricht vom Siege bei Fehrbellin überbringen wollte. Daß es ein Dragoner ist, ist klar; der Filzhut mit der breiten Krempe hebt jeden Zweifel, und ich hab' es für mein gutes Recht gehalten, ihn auch speziell als Derfflingerschen Dragoner festzusetzen. Aber mein Freund Krippenstapel will davon nichts wissen, und wir liegen darüber seit Jahr und Tag in einer ersten Fehde. Glücklicherweise unsre einzige. Nicht wahr Krippenstapel?“

Dieser lächelte und verbeugte sich.

„Die beiden Damen,“ fuhr Dubslav fort, „mögen aber nicht etwa glauben wollen, daß ich mich für berechtigt hielte, die freie Wissenschaft hier in meinem Museum in Banden zu schlagen. Grad' umgekehrt. Ich kann also nur wiederholen: Krippenstapel, Sie haben das Wort. Und nun setzen Sie den Damen Ihrerseits auseinander, warum es nach ganz bestimmten Begleitererscheinungen ein Derfflingerscher nicht sein kann. Bilderbücher aus der Zeit her hat man nicht, und die großen Sobelins lassen einen im Stich und beweisen gar nichts.“

Unter diesen Worten hatte Krippenstapel die den Gegenstand des Streits bildende Wetterfahne wieder in die Hand genommen, und als er sah, daß die Gräfin — die, wie das in ihrer Natur lag, den vor zehn Minuten noch so gefürchteten ‚Fliegendötter‘ längst in ihr Herz geschlossen hatte — ihm freundlich zunickte, ließ er auf Geltendmachung seines Standpunkts auch nicht lange mehr warten und sagte: „Ja, Frau Gräfin, der Streit schwebt nun schon so lange, wie wir den Dragoner überhaupt haben, und Herr von Stechlin wäre wohl schon längst in das gegnerische Lager, in dem ich und Oberlehrer

Tucheband stehn, übergegangen, wenn er nicht an meiner wissenschaftlichen Greiferung seine beständige Freude hätte. Tucheband, einer unsrer Besten und ein Mann, der nicht leicht vorbei schießt, hat auch in dieser Frage gleich das Richtige getroffen. Er hat nämlich den Ort in Erwägung gezogen, von wo diese Wetterfahne stammt. Sie stammt aus dem wenigstens damals noch der alten Familie von Mörner zugehörigen Dorfe Zellin in der Neumark. Das Regiment aber, das sich bei Fehrbellin vor allen andern auszeichnete, war das Dragoner-Regiment Mörner. Es ist also kein Derfflingerscher, sondern ein Mörnerscher Dragoner, der, in fliegender Eile, die Nachricht von dem erfochtenen Siege nach Zellin bringt.“

„Bravo,“ sagte Melusine. „Wenn ich je eine richtige Schlussfolgerung gehört habe (die meisten sind Blender), so haben wir sie hier. Herr von Stechlin, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie sind besieg.“

Dubslav war einverstanden und küßte Melusine die Hand, ohne sich um die mißbilligenden Blicke seiner Schwester zu kümmern, die jetzt ihrerseits auf endliche Vorführung der „beiden Mühlen“ drang, ihrer zwei Lieblingsstücke. Diese beiden Mühlen, so versicherte sie, seien das einzige, was hier überhaupt einen Anspruch auf „Museum“ erheben dürfe. Beinahe war es wirklich so, wie selbst Krippenstapel zugab, trotzdem sich, bis wenigstens ganz vor kurzem, nichts von historischer Kontroverse (die doch schließlich immer die Hauptsache bleibt) daran geknüpft hatte. Neuerdings freilich hatte sich das geändert. Zwei Berliner Herren vom Gewerbemuseum waren über die Mühlen in Streit geraten, speziell über ihren Ursprungsort. Zwar hatte man sich vorläufig dahin geeinigt, daß die Wassermühle holländisch, die Windmühle dagegen (eine richtige alte Bodmühle) eine Nürnberger Arbeit sei; Krippenstapel aber hatte bei diesem Friedensschlusse nur gelächelt. Er war viel zu sehr ernster Wissenschaftsmensch, als daß er nicht hätte herausfühlen sollen, wie diese sogenannte „Beilegung“ nichts als eine Verkleisterung war. Der Ausbruch neuer Streitigkeiten stand nahe bevor.

Die waren aber zunächst ausgeschlossen, da beide Schwestern, wie Kinder vor einem Lieblingspielzeug, in einem ganz ausbündigen Vergnügen aufgingen. Die Windmühle klapperte, daß es eine Lust war, und das Rad der Wassermühle, wenn es gerad' in der Sonne bligte, gab einen solchen Silberschein, daß es aussah, als fiele das blinkende Wasser wirklich über die Schaufelbretter. All das wurde gesehen und bewundert, und was nicht gesehen wurde, nahm man auf Treu' und Glauben mit in den Kauf. Von den Spinnen kam keine zum Vorschein; nur hier und da hingen lange graue Gewebe, was jedoch nur feierlich aussah, und als Mittag heran war, verließ man das „Museum“, um sich erst eine Stunde zu ruhn und dann bei Tische wiederzusehn. Die Gräfin aber, ehe sie den großen, wüsten Raum verließ, trat noch einmal an Krippenstapel heran, um ihn, unter gewinnendstem Lächeln, zu bitten, ihr, sobald ein ernster Streit über die beiden Mühlen

entbrennen sollte, die betreffenden Schriftstücke nicht vorzuenthalten.

Krippenstapel versprach alles. (Fortsetzung folgt.)

Moderne Lyrik.

Frühlings Einzug.

Der Frühling steht am Himmelsthor
Und küßt das Gehänge;
Da weht ein frischer Wind hervor
Und weitet ihm die Gänge.

Und leise, lächelnd kommt ins Land
Der Frühling nun geschritten;
Es grünt um seines Kleides Rand
Und unter feinen Tritten.

Umflößen ist sein goldnes Haar
Von Sonnenscheingeweben;
Er kommt mit einer Vogelschar
Und bringt ein neues Leben.

Nun steigt er schon den Berg hinan,
Begleitet von der Sonne;
Er rührt die kahlen Zweige an,
Da schwellen sie vor Wonne.

Er öffnet leis die Lippen nur
Und atmet tief ein Weilschen;
Da grünt und blüht es auf der Flur,
Da duftet es von Veilschen.

Er streckt entgegen mir die Hand:
Ich solle mit ihm gehen . . .
So kommt der Frühling in das Land!
So hab' ich ihn gesehen!

Elisabeth Messerschmidt.

Die Genesene.

Der Frühling naht, die linden Lüfte wehen,
Befreiungsodem sprengt des Winters Macht, —
O, könnt' ich jetzt der Vögel Lied verstehen,
Was sagen sie mir nur bei Tag, bei Nacht?

Es schmolz der Schnee, es spiegelt in den Seen
Sich wieder voll und blau des Himmels Pracht,
O, könnt' ich jetzt der Wellen Lied verstehen,
Was singen sie mir nur bei Tag, bei Nacht?

Und lauscht' ich ihnen wirklich denn vergebens?
Nein, nein! Was um mich jubelt, jauchzt und lacht,
Es ruft: „Du lebst, so freue dich des Lebens!“
Und froh denn sei mein Herz, bei Tag, bei Nacht!

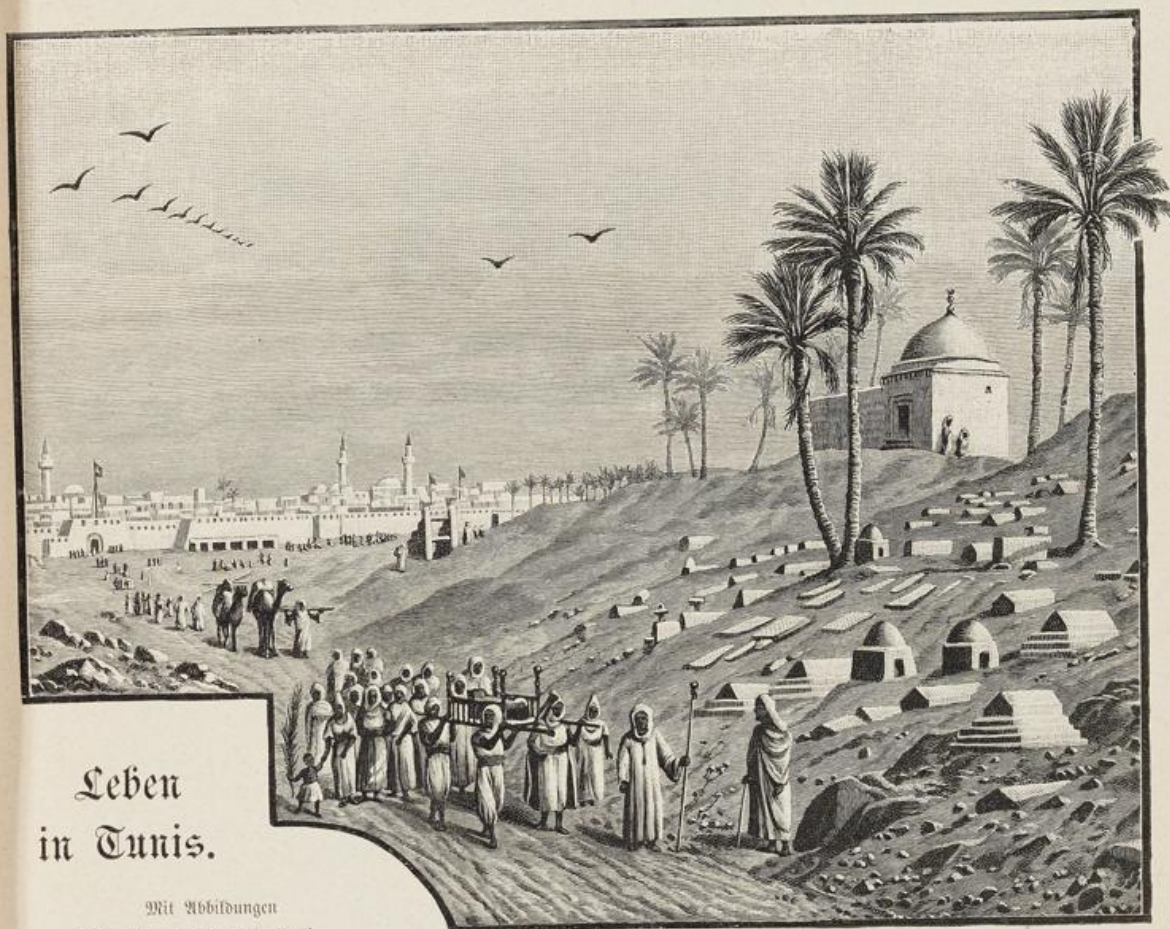
Robert Waldmüller.

Margit.

In deinen schönsten Mädchentagen,
Als du zum erstenmal geliebt,
Hat man dich jah' hinausgetragen,
Von wo es keine Rückkehr giebt.

Drum wenn die Nachtigallen schlagen
Bei Mondenschein und Fliederduft,
Ringt sich ein sehnsuchtsvolles Klagen
Empor aus deiner frischen Gruft.

Liti Grusta.



Leben in Tunis.

Mit Abbildungen
von Richard Fuchs-Berlin.

Negerbegräbnis.

Eines Tages saßen wir im Café Ben Swika an der Zwiła (Langstraße) in Tunis in der behaglichen Ruhe, die der Orientale so liebt, und an die der im Lande länger Weisende sich gern gewöhnt, als ein furchtbarer Lärm uns aufschreckte: Schießen und Schreien, dazwischen das unheimliche, dumpfe Um-tata, Um-tata der riesigen Negertrommeln und der gellende Jubelruf der Frauen, die im höchsten Distanz taktmäßig ihr „Lillillik, Lillillik“ ausstießen. Alles stürzte auf die Straße. Von weitem sah man zunächst nur das Ausflitzen von Schüssen, den wallenden Rauch, überragt von grüngelben und gelbroten Fahnen. Die wilde, lärmende Bande kam näher. Es waren die Neger der Vorstädte, denen ihr greiser Pabbas (Priester, Vater) mit größter Feierlichkeit voranschritt. „Was ist denn da los?“ fragten wir, und alsbald gab uns Mohammed el Tizr (Mohammed der Habenicht), ein bekannter, seiner Erzählerkunst wegen allbeliebter Lagedieb, folgende Auskunft:

„Es war einmal ein sehr großer Heiliger, genannt Sidi Saad. Der wohnte vor vielen Jahrhunderten hier vor den Thoren an der Dschebel Haffem (Haffenberg). Der heilige Mann war ein großer Freund der Armen und Verlassenen, besonders aber nahm er sich der von allen verachteten Neger an. Sie waren damals alle Sklaven und wurden fürchterlich geprügelt. Wenn zu Sidi Saad ein Schwarzer kam, nahm er ihn auf; hungerte er, so gab er ihm zu essen; war er krank, so pflegte er ihn; wurde er verfolgt, so nahm er ihn auf als Gastfreund. Nachdem

Sidi Saad hundert Jahre alt geworden war, starb er. Alle weinten, und er wurde auf dem Dschebana bel Haffem (dem großen, nach seinem alten Freunde benannten Haffan-Friedhofe) mit aller Feierlichkeit bestattet. Ihr kennt alle sein heiliges Grab.“

Hier erhob sich Mohammed el Tizr und verneigte sich tief nach der Richtung der heiligen Stätte hin.

„Die Sklaverei“ — so fuhr er fort — „wurde nun sehr schlimm, da Sidi Saad keinen der Schwarzen mehr beschützte. Der Jammer war schrecklich. Allen that es leid, aber man konnte nichts machen. Da kamen die Könige der Rumi (Europäer) der ganzen Welt zusammen und hatten Mitleid mit den armen Negern. Dann befahl der König von Spanien, die Königin von England, der König von Frankreich und der König von Rumjäh (Oesterreich) und der König von Amerika, es sollten von jetzt an gar keine Sklaven mehr auf der Erde sein. Die Könige befohlen es, aber den armen Negern wurde nichts gesagt. Ihr Elend wurde noch schlimmer, denn die Post hatte den Brief mit der Freilassung noch nicht gebracht.

„Da, mitten in der Nacht, kam in das Dorf der Neger ein ganz, ganz alter Mann. Keiner kannte ihn, aber als er nach dem Ältesten fragte, da erkannte ihn dieser gleich an der Stimme und fragte: „Enti Sidi Saad es Sadok? — Bist du unser Herr Saad der Fromme?“

„Ja,“ sagte Sidi Saad, „ich bin es und bin von den Toten auferstanden und bin gekommen im Namen Allahs, damit ihr alle befreit werdet, wie es die Könige der Rumi

befohlen haben. Führet mich gleich zum englischen Konjul! Sie führten ihn auf den großen Platz, und so ging Sidi Saad zum englischen Konjul. Als Mister Thomas ihn sah, wußte er sogleich, daß Sidi Saad vor ihm stand, und freute sich. Der Heilige sagte ihm nun, daß der Brief mit der Freilassung von der Post noch nicht gekommen sei, daß aber Allah ihm mitgeteilt habe, Mister Thomas solle die Neger befreien. Mister Thomas zog auf der Stelle die großen Reitstiefeln an und ging zum Bey. Seine Hoheit der Bey schlief und wurde sehr böse. Da schlug Mister Thomas mit der Reitpeitsche auch sehr böse auf den Tisch und sagte: „Die Königin befiehlt, daß alle Slaven

besondere Heiligkeit des Ortes hin, der die Thatsache, daß Sidi Saad auch in Tunis ein Grab hat, feinerlei Eintrag thut.

Ein Negerdorf vor der Stadt veranschaulicht die dritte Skizze. Dort wohnen in ihren aus Stroh, Rohr und Palmblättern erbauten Hütten die jetzt freien Neger, die sich auf den Feldern als Landarbeiter verdingen, im übrigen aber noch nach ihren heimischen Gebräuchen leben wie unten im Sudan, dessen fruchtbaren Gefilden die meisten entstammen: ein harmloses, arbeitames, freundliches Völkchen, unter dem man ebenso oft goldtreue Herzen wie schöne Gestalten findet.

A. A. Körnig.



Negerhütten bei Tripolis.

heute noch freigelassen werden.**) Seine Hoheit befreite sofort alle Slaven, und als er von Sidi Saad hörte, freute er sich, denn nun wußte er, daß der Gesandte Allahs gesprochen habe. Seitdem sind die Neger frei. Deshalb feiern die Neger alle Jahre den heiligen Sidi Saad, ziehen fröhlich durch die Stadt mit Schießen und Trommeln nach dem Friedhofe und lobpreisen Sidi Saad, den Befreier. Der englische Konjul aber giebt dazu immer zwanzig Franken für Pulver.“

So erklärte uns der brave Mohammed el Tzir den auf einem unserer Bilder dargestellten Festzug, der nun mit unglaublichem Lärm an uns vorüberkam.

Eine zweite Skizze zeigt einen andern mohammedanischen Friedhof bei Tripolis, wohin der Orientmaler Richard Fuchs wiederholt Reisen gemacht hat. Ein Leichenzug bewegt sich nach dem Friedhofe hin, in dessen Marabut (Tempel) unter den Palmen ebenfalls der heilige Sidi Saad ruhen soll. Die Menge der Gräber, von denen die stattlichen, der Form jenes Marabut nachgeahmten, den Reichen, die niedrigen Gräber den Armen bestimmt sind, deutet auf die

*) Diese Scene ist historisch.

Im Internationalen Reisebureau.

Eine Reiseskizze vor der Reiseaison

von

A. Oskar Klausmann.

Das Billet von Frankfurt aus für den Schlafwagen besorgen Sie mir wohl auch gleich.“

„Zawohl, gnädige Frau! Das wird alles zusammen besorgt. Sie bekommen von uns das Billet bis Montreux, die Platzkarte nach Frankfurt am Main, dann das Schlafwagenbillet von Frankfurt über Basel bis Montreux. Ebenso können wir Ihnen für die Rückfahrt gleich Schlafwagenbillet und eventuell Platzkarte besorgen, und Sie haben sich um nichts weiter zu kümmern.“

„Und ich komme auch richtig hin?“

„Zawohl, gnädige Frau.“

„Dann möchte ich mit dem Zuge morgen früh nach Frankfurt fahren.“

„Bitte, hier sind die Billette!“

„Sie besorgen auch das Gepäd?“

„Auch das, gnädige Frau! Machen Sie freundlichst Ihr Hauptgepäck bis heute abend fertig, da Sie sonst morgen früh durch unsere Leute gestört werden würden. Unser Wagen holt Ihr Gepäck noch heute abend ab. Im Wagen haben wir eine Wiegevorrichtung, mit der wir das Gewicht des Gepäcks feststellen, und auf Grund dieser Feststellung wird Ihnen schon in Ihrer Wohnung der Gepäckschein ausgehändigt. Sie haben am Bestimmungsorte nur das Gepäck gegen Rückgabe dieses Scheines wieder in Empfang zu nehmen. Wo soll das Gepäck abgeholt werden?“

„Ich bin Frau Direktor M., wohnhaft A-Straße.“

„Unser Wagen ist heute abend acht Uhr vor Ihrer Thür.“

Die Frau Direktor M. geht, und der Beamte, der sie expediert hat, atmet erleichtert auf. „Das wäre fertig!“ sagt er seufzend. „Es war eine schwierige Sache! Die Dame war schon zu drei verschiedenen Malen hier und hat mich jedesmal eine ganze Stunde über alle Details verhört. Sogar über die Toiletten, die sie braucht, sollte ich ihr Auskunft geben. Ich konnte ihr aber nur sagen, daß wir Nachrichten aus Nizza hätten, wonach sogar dort das Wetter sehr kühl und regnerisch sei, und daß sie sich auch mit warmer Garderobe versehen müsse.“

Diese Unterredung zwischen einem Angestellten des Berliner Internationalen Reisebüros und dem Verfasser fand in den ersten Tagen des Monats März statt. Ich wollte mir einmal den internationalen Verkehr in dem modernsten aller Reise-Institute ansehen und brachte ein paar Stunden als Beobachter in dem Bureau zu, das in dem belebtesten Teile Berlins, in der Straße Unter den Linden, liegt.

„Ihr Bureau ist ein Privatunternehmen?“

„Zunächst! Unser Direktor ist einer der Direktoren der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft in Brüssel, und wir haben die Vertretung dieser Gesellschaft, die auf allen europäischen Linien Schlaf-, Speise- und Salowagen laufen läßt. Außerdem besorgen wir dem Publikum auch die Schlafwagenbillette für die Wagen der preussischen Staatsbahn; wir geben Platzkarten für die D-Züge der preussischen Staatsbahn, wir wechseln Geld: italienisches, österreichisches, russisches, französisches, englisches, holländisches. Wir besorgen das Gepäck, wie Sie hörten, wir verkaufen Reisebücher, Fremdenführer, Sprachführer, wir besorgen Schiffsbillette für alle Dampferlinien der Welt.“

„Sie geben auch die Eisenbahnbillette aus?“

„In diesen Bilettschränken sehen Sie zweitausend Sorten Billette, die uns die preussische Staatsbahn hierher gelegt hat. Wir liefern jährlich allein drei Millionen Mark für verkaufte Billette an die preussische Staatsbahn ab.“

„Kann man sich bei Ihnen, wenn man reist, auch gleich eine Wohnung im Hotel besorgen?“

„Auch das können Sie eventuell haben! Die Schlafwagen-Gesellschaft ist wieder bei der Internationalen Hotel-Gesellschaft in Paris beteiligt, die Luxushotels in Nizza, Vissabon, Brindisi, Kairo, Konstantinopel, Therapia, Ostende und im Engadin besitzt.“

„Und Sie nehmen für die Besorgung dieser Billette und Ihre Mühewaltung eine besondere Vergütung vom Publikum?“

„Wir erheben einen kleinen Zuschlag zu den Billetten. Dafür hat aber das reisende Publikum alle nur denkbare Bequemlichkeit. Wir entlasten außerdem die Eisenbahn bedeutend, deren Bilettschaffen infolge unserer Mühewaltung weniger Arbeit haben.“

„Ich sehe, es sind alle vier Schalter an Ihrer Barre besetzt. Ist denn jetzt schon so viel Reiseverkehr?“

„Ein außerordentlich starker Verkehr! Wir haben durchschnittlich im Tage gegen zweihundert Kunden hier. Jetzt ist ja die Hauptreisezeit nach dem Süden. Nach

Rom, Neapel, Sizilien, Kairo, nach der Riviera, nach Montreux gehen täglich Leute von hier aus. Da am ersten Schalter stehen zwei „Chasseurs“ aus benachbarten Hotels und holen Billette für ihre Gäste. Letztere machen ihre Bestellung im Bureau des Hotels oder beim Portier. Es werden Bestellscheine ausgefertigt und durch dieselben die Billette mit allen Nebenbilletten bei uns geholt. Der Hotelgast braucht sich nicht einmal die Mühe zu machen, hierher zu kommen. An dem zweiten Schalter steht ein Diener aus der russischen Botschaft. Er holt zwei Billette erster Klasse Paris, dazu zwei Schlafwagenbillette und zwei Hundebillette. Es ist merkwürdig, wieviel Hunde die Russen selbst auf ihren Weltreisen mit sich herum-schleppen. . . . Eine Depesche! Graf H. von D. kommt heute abend auf dem Stettiner Bahnhof von Mecklenburg an. Wir sollen das Gepäck nach dem Anhalter Bahnhof schaffen; er will für München einen Separatschlafwagen zu sechzehn Personen. Bitte, notieren Sie die Bestellung,“ schließt der Erklärer, zu einem Angestellten gewendet.

„Einen Separatschlafwagen? Das passiert wohl selten?“

„Keineswegs! Wöchentlich zuweilen mehrmals. Da kommt Schutztruppe!“

Drei militärische Gestalten in der Uniform der südwestafrikanischen Reiter betreten das Bureau. Die Leute machen in ihren riesigen gelbledernen Stiefeln, in den gestreiften Plüschanzügen, den breitkrämpigen, an einer Seite aufgeschlagenen grauen Filzhüten, mit ihren Säbeln und Revolvern einen martialischen Eindruck. Die Drei sind begleitet von einem Zahlmeister der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes; sie gehen als Nachschub nach Südwestafrika, und das Reisebureau übernimmt ihre Beförderung zu Lande bis Neapel und von dort aus per Dampfer nach Südwestafrika.

Der Diener des deutschen Reichskanzlers erscheint: „Drei Billette erster Klasse nach Wien für morgen früh!“

„Führt Durchlaucht selbst?“

„Nein, wir haben Besuch aus Wien!“ . . .

Frau Direktor M. ist wieder am Schalter und, wie es scheint, in nicht geringer Aufregung:

„Ich erhalte soeben die Nachricht, daß meine Schwester schwer erkrankt ist. Ich kann unter keinen Umständen nach Montreux fahren. Sie müssen die Billette zurücknehmen.“

„Gnädige Frau, wir thun das nicht gern, denn es entstehen allerlei Unständlichkeiten für uns.“

„Ich will ja gern etwas verlieren, aber ich kann nicht fahren!“

„Gnädige Frau brauchen nichts zu verlieren; es sind nur fünfzig Pfennig für die Depesche nach Frankfurt wegen des Schlafwagens zu ersetzen und fünfzig Pfennig für die Depesche zur Abbestellung. Macht also eine Mark Abzug. Bitte, hier ist das Geld zurück.“

Frau Direktor M. verschwindet. Es naht dafür ein Herr, der das Aeußere eines „Globetrotters“ hat. Er spricht deutsch mit stark englischem Accent: „Ich möchte ein Billet für Hongkong. Aber ich muß gleich abfahren.“

„Einen Augenblick; ich will nur die Schiffsliste nachsehen. . . . Bitte, Sie können heute abend abfahren. Wenn Sie den Nord Süderexpress von Berlin über München nach Verona benutzen und von dort über Padua, Bologna, Rom nach Neapel fahren, haben Sie noch einen halben Tag in Neapel Zeit bis zur Abfahrt des deutschen Reichs-postdampfers, der von Bremerhaven über Neapel nach Hongkong und Schanghai geht.“

„Sehr gut! Ein Billet erster Klasse für das Schiff.“

„Wir geben Ihnen also ein Billet erster Klasse bis Neapel, ein Zuschlagbillet für den Luzzuzug bis Verona, respektive Padua, dann ein Schlafwagenbillet bis Padua-Rom, dann ein Billet erster Klasse: Schiff von Neapel nach Hongkong.“

„Sehr gut!“

Die Billette werden ausgefertigt, und der Weltreisende legt sechzehn Hundertmarkscheine und einige Goldstücke auf den Tisch.

Das Geschäft ist im Handumdrehen erledigt. Man sieht eben, was ein Weltreisender ist.

„Was sind denn Luruszüge?“ frage ich.

„Das sind Züge, die, von der Schlafwagengesellschaft eingerichtet, auf den internationalen Routen verkehren und dem Publikum die größte Bequemlichkeit bieten. Ein solcher Zug besteht nur aus zwei Schlafwagen, die bei Tage als gewöhnliche Personenwagen dienen, aus einem Salomwagen, einem Speisewagen und einem Gepäckwagen. Der Passagier hat ein Billet erster Klasse zu lösen und einen Zuschlag von zwanzig bis dreißig Prozent zu zahlen, dafür aber kann er sich in dem Zuge bewegen, wie er will; er findet die beste Gesellschaft, Lektüre, eine stets gedeckte Tafel, vortreffliche Verpflegung und für die Nacht ein gutes, bequemes Bett.“

„Werden denn die Züge häufig benützt?“

„Sehr stark sogar! Es fahren nicht nur Vergnügungsreisende mit ihnen, sondern auch viele Geschäftsreisende. Wenn es sich um ein großes Geschäft handelt, kommt es auf hundert Mark nicht an. Die Hauptsache ist, daß der Reisende, der das Geschäft abzuschließen hat, selbst nach tagelanger Fahrt frisch am Bestimmungsorte ankommt. Die Möglichkeit bietet ihm der Luruszug. Hier haben Sie gleich eine Depesche aus Hamburg: „Einen Platz für heute abend im Nordexpress.“ Der Zug geht von Ostende über Berlin bis Petersburg, und der Hamburger Herr will nach Petersburg. Er löst ein Billet in Hamburg bei der Schlafwagengesellschaft, und wir sorgen hier dafür, daß er abends seinen Platz sicher hat. . . Was giebt es da drüben?“

„Der Herr möchte ein Billet nach Madrid, will aber auch nach Lissabon; es entscheidet sich erst in Paris, wo er zuerst hin soll.“

„Geben Sie dem Herrn ein Billet nach Paris, eine Platzkarte Berlin-Köln, eine Schlafwagenkarte Köln-Paris. Ferner ein Billet für den Süderpress von Paris über Bordeaux nach Medina del Campo. Dort kann sich der Herr entscheiden. In Medina teilt sich der Luruszug so wie so und geht einerseits die wenigen Stationen noch bis Madrid und ein anderer Zug über Salamanca nach Lissabon.“

Das Telephon klingelt. Ein Beamter eilt an dasselbe.

„Herr Vanquier L. will noch heute abend über Blijssingen nach London. Ob noch ein Platz frei ist?“

„Zawohl!“

„Das Gepäck soll um acht Uhr abgeholt werden, und unsere Leute sollen ihm die Billette mitbringen.“

„Ist gut, wird besorgt!“

„Sehen Sie, wie bequem es der Herr hat! Er beschloß soeben, nach London zu fahren, und da wir ihn schon kennen und er ein alter Kunde von uns ist, braucht er uns nur einige Worte zu telephonieren, und er ist fertig für die Reise. Wenn unsere Leute heute abend sein Gepäck holen, bringen sie ihm das dreißig Tage gültige Retourbillet für London über Blijssingen-Queensborough, eine Schlafwagenkarte bis Blijssingen, das Dampferzuschlagsbillet hin und zurück von Blijssingen bis Queensborough. Herr L. kann heute abend noch in Gesellschaft oder ins Theater gehen, dann geht er zum Bahnhof und setzt sich im Zuge auf seinen reservierten Platz. Er braucht sich bis Viktoria-Station in London, wo er ankommt und wo sein Gepäck erst zollamtlich revidiert wird, um nichts zu kümmern. . . Was ist Ihnen gefällig, gnädige Frau?“

„Am 2. Juli beginnen die großen Schulferien in Berlin. Ich möchte für den Zug, der am 2. Juli abends

nach München geht, drei Schlafwagenbillette für mich und meine beiden Töchter haben.“

„Bitte, gnädige Frau, um Ihren Namen; wir werden Sie notieren.“

„Ich komme dies Jahr so früh mit der Meldung, weil wir voriges Jahr vier Tage lang keinen Schlafwagen bekommen konnten.“

„Der Andrang, gnädige Frau, war beim Ferienbeginn eben zu groß; wir fuhren jede Nacht mit drei Schlafwagen nach München und konnten doch nicht genug Plätze schaffen.“

„Nun, dies Jahr habe ich wenigstens meine Plätze schon jetzt im März angemeldet. Ich bin wohl die Erste?“

„Sie irren, gnädige Frau. Wie Sie sehen, haben Sie für die Vormerkung für den Münchener Zug an jenem Tage schon die Nummer achtzehn, so viele Anmeldungen waren schon vor Ihnen.“

Das Telephon klingelt. Ein Beamter eilt herzu. „Hannover wünscht zu sprechen,“ meldet er.

Unser Informator eilt an das Telephon.

„Ein Schlafwagenbillet für heute abend nach Wien über Oberberg!“ ruft er nach kurzer telephonischer Unterhaltung.

„Sie arbeiten viel mit dem Telephon. Wie ich sehe, haben Sie drei Apparate!“

„Wir haben eine direkte Leitung nach unsrer Filiale im Hotel Kaiserhof, eine direkte Leitung nach der Billettekassette Nr. 7 auf Bahnhof Friedrichstraße, dann das gewöhnliche Telephon, mit dem wir sowohl in der Stadt als nach außerhalb arbeiten. Als vorhin der Herr das Billet nach Hongkong löste, wurde in aller Eile bei der Direktion des Norddeutschen Lloyd in Bremen angefragt, ob noch ein Kajütenplatz erster Klasse von Neapel ab frei war.“

„Hat Ihr Bureau auch Nachtdienst?“

„Nein, es ist von neun Uhr morgens bis sieben Uhr abends für das Publikum geöffnet. Unsere Hauptgeschäftszeit ist von zehneinhalb bis ein Uhr. . . Herr Gott, da ist ja Frau Direktor M. schon wieder!“

„Ich fahre doch nach Montreux. Ich war soeben bei meiner Schwester und habe erfahren, daß es sich nur um ein ganz leichtes Unwohlsein handelt. Bitte, geben Sie mir meine Billette wieder!“

„Ich will nachsehen, ob sie noch zu haben sind. . . Gnädige Frau, über die Billette, gerade über das Schlafwagenbillet, haben wir bereits anderweitig disponiert. Sie müssen sich entschließen, einen Tag später zu reisen, denn auch der Nachtzug-Schlafwagen morgen abend nach Frankfurt ist bereits besetzt. Es thut mir leid, gnädige Frau!“

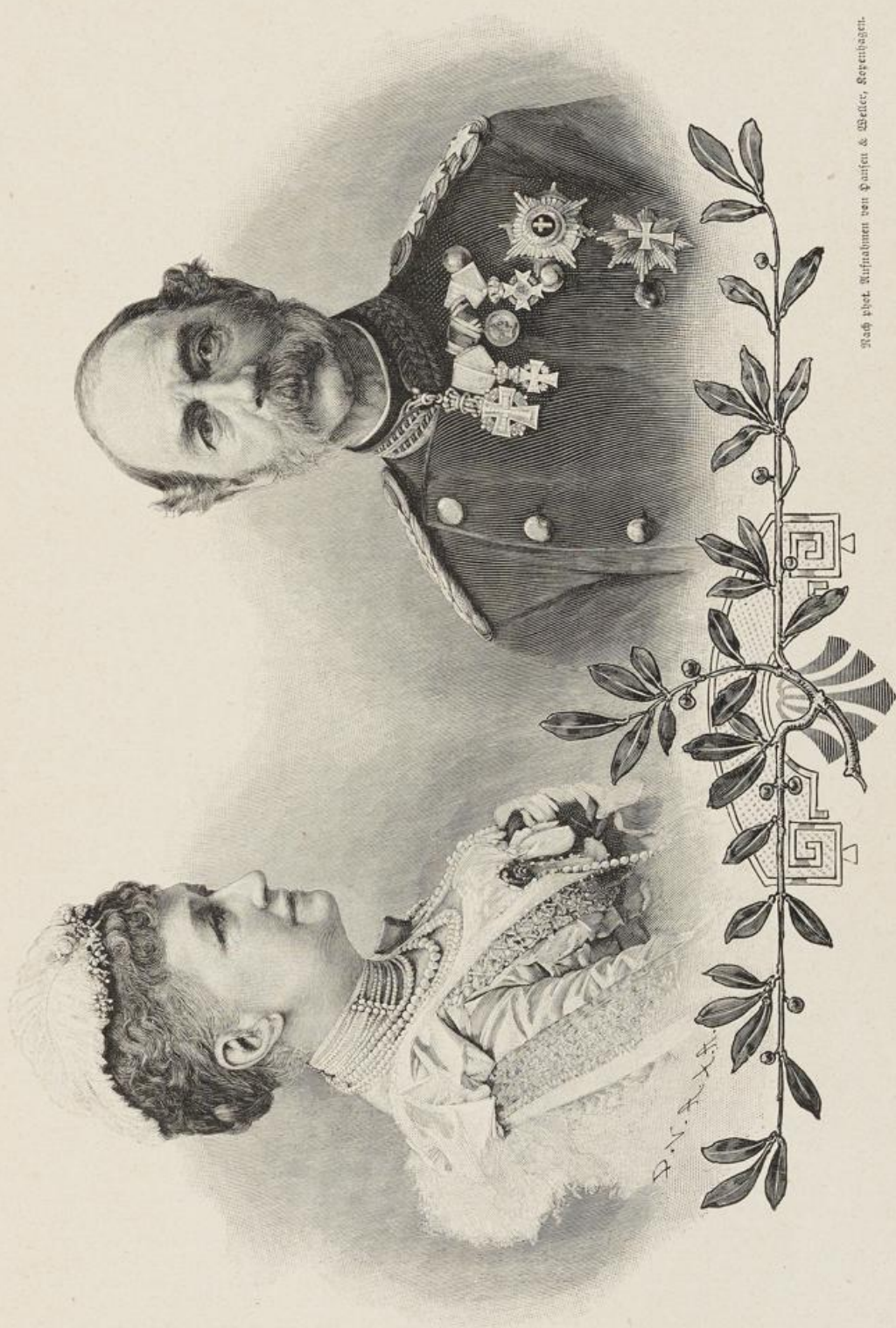
„Nun, dann für übermorgen früh, aber sicher; ich hole mir morgen vormittag die Billette.“

Frau Direktor M. rauscht hinaus.

„Ich wette, die Dame fährt morgen auch noch nicht und ändert noch mindestens dreimal ihre Dispositionen. Es muß eben auch solche Reisende geben!“

Das dänische Königspaar.

Großartige Feiern bereiten sich in Kopenhagen zu Ehren des Königs Christian IX. von Dänemark vor, der am 8. April 1898 sein achtzigstes Lebensjahr beginnt. Eine große Anzahl fürstlicher Besucher, wie sie ähnlich in gleicher Höhe sich nur zum neunzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I. in Berlin zusammenfand, steht zu erwarten, und viele der gekrönten Häupter werden persönlich dem Monarchen ihre Glückwünsche darbringen. Nach den bisherigen Bestimmungen haben neben dem russischen Kaiserpaare, das dem Hause Dänemark eng verwandt ist, die Kaiser Wilhelm II. und Franz Joseph ihre Gegenwart zugesagt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch der



Nach phot. Aufnahmen von P. Ansen & Meier, Kopenhagen.

Das dänische Königspaar. (Zum achtzigsten Geburtstag des Königs Christian IX., 8. April 1898.)

Prinz von Wales, der britische Thronfolger, seinen Schwiegervater persönlich beglückwünschen wird. So findet in Kopenhagen am 8. April ein „Fürstentongreß“ statt, wie ihn seit Kaiser Wilhelms des Großen Zeiten Europa nicht gesehen hat.

König Christian war einst ein Feind Deutschlands, denn im Widerspruch mit andern schleswig-holsteinischen Prinzen stellte er sich, als es sich darum handelte, die meerumschlungenen Lande wieder fest ans Reich anzugliedern, auf die dänische Seite, und bald nach seinem Antritt der Regierung (15. November 1863) traten jene politischen Verwicklungen ein, die in der Folge zur Niederlage Dänemarks führten. Die Dänen haben uns Deutschen lange gegrollt, weil wir nahmen, was uns gehörte, aber allmählich stellte sich doch eine Verjöhnung der Gemüther ein, und heute kann in Dänemark nicht mehr die Rede sein von einem „Deutschenhaß“, wie er leider in Frankreich noch immer mal wieder aus der Nische halb verloberten Grimms emporflammt.

An dieser verjöhnlichen Stimmung hatte ohne Frage König Christian einen hervorragenden Anteil. Ist er doch ein Fürst von deutschem Blut und vermählt mit einer deutschen Frau, der Prinzessin Luise von Hessen-Kassel, die er am 26. Mai 1842 heimführte. Einen besonderen Rang unter den Herrschern Europas räumen dem König Christian die verwandtschaftlichen Beziehungen ein. Sein ältester Sohn, der Kronprinz Friedrich, ist vermählt mit der Prinzessin Luise von Schweden, dessen Sohn Karl mit der Prinzessin Maud von Großbritannien; Prinzessin Alexandra mit dem Prinzen von Wales, dem britischen Thronfolger; Prinz Wilhelm ist als „Georg I.“ König von Griechenland, sein ältester Sohn Konstantin vermählt mit Sophie, der Schwester des Deutschen Kaisers; Prinzessin Dagmar wurde Gemahlin des russischen Thronfolgers, der als Zar Alexander III. den Thron bestieg; Prinzessin Thyra heiratete den Herzog von Cumberland, Prinz Waldemar die Prinzessin Marie von Orleans. Durch diese verwandtschaftlichen Beziehungen nimmt das dänische Königspaar in den Herrscherfamilien eine Stellung ein, die unter den Fürstenhäusern einzig dasteht.

Drei Tage aus Zoës Leben.

Von

Serimée Hanoum.

Zoë war eines der niedlichsten schlanken Griechinnen, die jemals die Straßen Konstantinopels mit leichten Schritten durchweilten, kokett aus dem „Zaschmack“, mit dem eigentlich nur die Türkinnen ihr Gesicht verhüllen, nach den Gendbis ausschauend, die nicht ohne Wohlgefallen in Zoës blühende Augen und auf die Reize des frischen, jugendlichen Gesichtes blickten, die dann und wann der wie zufällig herabfallende Schleier zeigte. Zoë hatte seit einigen Wochen die Dienste ihrer geschickten kleinen Hände der Herrin in einem der ausländischen Gesandtschaftshotels anbieten müssen, da das Glück — in ihren Augen gleichbedeutend mit einer guten Heirat — ihr nicht so schnell in den Schoß hatte fallen wollen, wie sie es bei ihrer Abreise von der kleinen Inselheimat, wo sie bisher gelebt, erhofft hatte.

Nun war sie die bevorzugte Dienerin ihrer Lady geworden, schmückte sich mit deren Kleidern, sobald es unbemerkt geschehen konnte, brachte ihr eignes krauslockiges Haar mit den Schildpattkämmen ihrer Herrin vor deren Toilettenspiegel in Ordnung und hielt sich trotzdem für das treueste, zuverlässigste Kammerzöschchen.

„Que voulez-vous, Madame,“ erwiderte sie mit einer kleinen, geringschätigen Achselbewegung, wenn hie und da ein zu weit gehender Uebergrieff leise gerügt ward, „liegt nicht

alles wieder pünktlich an seinem Platz, wenn Madame es gebraucht? Nehme ich jemals ein Stück von Madames Eigentum, um es zu behalten? C'est plus qu'on peut dire des autres!“

Die Herrin mußte, daß Zoë mit der letzteren Bemerkung recht hatte, und schwieg.

Eines Tages aber war Zoë weder im Toilettenzimmer der Herrin noch in ihrer Arbeitsstube zu finden, auch nicht in den Bazars, wo sie so gern die Einkäufe für Molady besorgte. Zoë war da, wo die ganze beau monde Stambul und Pera versammelt war, an den süßen Wassern Europas. Der erste köstliche Frühlingstag, da die Sonne heiß herniederbrannte und alles duftete, blühte, glühte in der Natur, hatte alles hinausgelockt nach dem herrlichen Platz an den süßen Wassern, jenem mit so verschwenderischem Liebreiz geschmückten Thal am Ende des Goldenen Horns.

Der Wasserstreifen selbst, der das alte Stambul von dem Frankensadtteile trennt, war wie besät mit Fahrzeugen aller Art, mit Kaits, Mouchen und großen Booten, die denselben Ziele zustrebten wie die Equipagen und Wagen jeder Gattung von der andern Seite auf dem Landwege.

Freitag war's, der „Sonntag“ der Muselmanen. An den süßen Wassern traf und sah sich alles, das sich frei machen konnte vom Stadtleben; alles, was zum „Selamlit“, dem Sultanritt zur Moschee, gekommen war, zog zu Pferde, zu Boot oder zu Wagen hinab ins schattige Thal, wo die Wiesen so hellgrün schimmerten, die Sonne so hell leuchtete.

Seit Menschengedenken haben sich an den süßen Wassern Tausende von kleinen Romanen abgepiepelt. Mancher Gendi, der gleichgültig heruntergeritten war, hatte doch hinter den Gardinen ihres Coupés in die schönen Augen einer Türkin zu schauen vermocht, und Begehren nach dem Besitz der seltenen Menschenblume zog in sein Herz ein. Auch Zoës verlangende Blicke flogen hin und her; sie hoffte hier auf Erfüllung ihrer Wünsche, sie wollte nicht zurück auf ihre Insel zu Arbeit und Zwang; hinaus wollte sie flattern in die schöne Gotteswelt, und dazu mußte und wollte sie auch heiraten, — dann allein blühte, wie sie meinte, ihr vollständige Freiheit.

So sah sie denn in einem schmalen, nur zwei Personen fassenden Kaif. Das Fahrzeug schaukelte sich auf den hell schimmernden Wogen; doch sie hatte keine Augen für diese strahlende Farbenpracht des Elements, dem sie sich anvertraut hatte, noch für die Schönheiten der Ufer, die, mit Platanen besetzt, tiefe Schatten auf das Wasser warfen; sie war verloren in das leise Geflüster eines jungen Mannes, der neben ihr auf den niedrigen Polstern ruhte, in der halb liegenden Stellung, die durch die Bauart jener kleinen Fahrzeuge bedingt wird. Ihre biegsame, zierliche Gestalt nahm sich in dem eng anschließenden schwarzen Seidenkleide besonders vorteilhaft aus, die Spitze ihres Pariser Schubes lugte ebenso kokett darunter hervor, wie hinter dem Ohr die rote Nelke, mit der die Spitzenmantille malerisch auf dem Kopf drapiert war.

Unter all den tief verschleierten Haremsdamen, die in weite Seidenmäntel von bunten Farben gehüllt und mit Gold und Schmuckstücken überjät waren, fiel die gefuchte Einfachheit der Toilette und das frei und fest umherschauende Gesicht unfrer Zoë doppelt auf. Heute hatte sie den „Zaschmack“ verschmäht; Bartolo, der junge Italiener, der seit kurzem Portier im Gesandtschaftshotel war, und der sie zu der Fahrt eingeladen hatte, sollte bezaubert werden, ganz gefangen genommen und nicht eher den Kaif verlassen, als bis er ihr seine Hand angeboten! Ob mit oder ohne sein Herz, darauf kam es der kleinen Kokette nicht an.

Bartolo hatte bisher keine Schuldigkeit gethan. Die Bonbonniere mit Süßigkeiten, die fast in keinem der Fahrzeuge ringsum fehlte, war besonders groß und kostbar, als

er sie dem Mädchen überreichte, das im eifrigen Raschen es den Türkinen ringsum zuworthat. Seine Augen waren nur selten umhergeschweift, sondern hatten die Worte unterstüzt, die er ohne Rücksicht auf den stumm und ernst mit seinem roten Fetz dasitzenden Muselman, der das Boot lenkte, ihr zugeflüstert. Während sie nachlässig den großen Fächer auf und zu klappte, wie sie es den Damen im Salon der Herrin abgelaußt, ließ er die Manschettenschnöpfe, deren Ähnlichkeit mit denen des Gemahls ihrer Gebieterin sie spöttisch lächelnd beobachtete, in den Strahlen der untergehenden Sonne funkeln; beide waren mit sich selbst beschäftigt, beide, im Vollbewußtsein ihrer auffallenden Erscheinung, verfolgten eigne Zwecke und suchten einander zu überlisten in der Hoffnung, daß einer die Pläne des andern fördere, ohne es selbst zu ahnen.

Die Sonne neigte sich zum Untergange; rot schimmerten Himmel und Wasser. Die meisten Boote waren verschwunden, denn keine Türkin darf nach Sonnenuntergang noch außerhalb ihres Harems sein. Leiser Abendwind sähellte Zoës glühende Wangen und trieb ihr schlankes Fahrzeug in den Schatten der tief herabhängenden Zweige am Ufer, durch deren Laub der Mond hindurchblinnte. Die weiche Stimme des jungen Italieners erzählte von den kleinen Trattorien, die in seiner Heimat das Glück so manchen jungen Paares begründeten hatten. „Wie würden die Forestieri in Scharen kommen, wenn solche bella Padrona ihnen den süßen Kalerner Wein kredenzte!“ flüsterte er, und Zoë ließ das Köpfchen sinken, um ihre Befriedigung nicht zu früh durch das Leuchten ihrer Augen zu verraten.

Als dann die Nacht sich auf das Goldene Horn herabsenkte und das junge Paar am Quai von Pera ausstieg, um Arm in Arm durch die stillen Straßen zurückzukehren, war Zoë die Braut Bartolos.

Ein triumphierendes Lächeln umspielte die Lippen beider; sie sprachen von Liebe — aber Zoë dachte an das gute Geschäft, das sie gemacht zu haben meinte, und Bartolo berechnete im stillen, wie er die Leichtgläubigkeit des Mädchens am besten auszunutzen könne.

Wenige Wochen später treffen wir Zoë vor der Thür des Gesandtschaftshotels, wo sie ihrer zu einem Feste sich begebenden Herrin half, die schweren, schleppenden Gewänder in der Portschleife unterzubringen, die sie wenige Augenblicke später davontrug, begleitet von den Krawatten des Gesandten. Lautlos huschte dann die schlanke Gestalt der Griechin die mit Teppichen belegten Marmorstufen hinauf, nachdem sie eine leise geflüsterte Verabredung mit Bartolo an der Thür der Portierloge getroffen hatte. Oben glitt ihr prüfender Blick über das leer stehende Vouloir der Gebieterin, rasch entzündete sie die Gasandelaber darin und verschwand dann in dem daranstoßenden Toilettenzimmer, wo bereits die kleine, unter ihrem Befehl stehende türkische Dienerin ihrer harrete.

„Schnell, Selina,“ lauteten die ungeduldig ihr zugerufenen Worte, „hole den Karton aus meinem Zimmer, der dort bereit steht!“

Und nun begann das putzuchtige Dämchen Toilette zu machen.

„Heut oder nie,“ murmelte sie vor sich hin, während sie alle kleinen Toilettenkünste, die sie der Herrin abgelaußt hatte, an sich selbst erprobte. „Wenn es sein Herz nicht unwillkürlich bezaubert, wenn er mich in dem reizenden Hochzeitsgewande vor sich sieht, das mich die ganzen Ersparnisse und so viel Fleiß der letzten Wochen gekostet, so erreiche ich nie mein Ziel bei ihm! Noch heute muß er den Hochzeitstag festsetzen, noch heute versprechen, daß unsre Verlobung öffentlich wird.“

Dann brachte sie mit dem erhitzten Brenneisen leichte Wellen in dem dicht auf der Stirn aufliegenden, kurzen

Haar hervor, griff nach dem gelblichen Puder, den die Lady selbst nur gebrauchte, wenn der Eindruck, den sie zu machen gedachte, ein ganz bezaubernder sein sollte, und wußte mit den kleinen Eisenbeimutensilien, die sie dem blauen Blüschetui entnahm, auch die geringsten Unregelmäßigkeiten an den gepflegten Nägeln der kleinen Hand zu entfernen.

Und nun legte sie das nach der neuesten Mode gearbeitete Kleid von weißer Brussa-Seide an, das Selina bewundernd dem Karton entnommen, und betrat nach einem selbstzufriedenen Blick in den großen Spiegel das Vouloir.

Hier sah bereits in bequemster Stellung Bartolo auf dem niedrigen kleinen Divan, in bläuliche Rauchwolken gehüllt, die den für die Gäste seiner Herrschaft bestimmten Zigaretten entströmten.

Ein Laut der Bewunderung entfuhr seinen Lippen beim Eintritt der strahlend schönen Braut, und die nächsten Stunden konnte Zoë zufrieden sein mit den glühenden Versicherungen seiner Verehrung. Aber selbst nicht der jungenslösende griechische Wein, den sie ihm aus dem Büffett der Herrschaft reichte, brachte den schlauen Italiener zu der erhofften festen Bestimmung ihres Hochzeitstages; glatt wie ein Mal wußte er allen Andeutungen zu entgehen.

Leise die Falten des bräutlichen Gewandes der Geliebten streichend, flüsterte er nur in bedauerndem Ton:

„Armer Fratello! Arme Bionda! Was würden beide darum geben, wenn solch köstliches Kleid, von solch künstlerischer Hand gefertigt, nur für kurze Zeit in ihren Händen wäre! Wie dankbar würde ich selbst sein und keine Bitte verjagen können derjenigen, die hochherzig genug wäre, ihr eignes Hochzeitskleid erst einer andern, weniger vom Glück Begünstigten zu borgen!“

Fragend blickte Zoë dem Geliebten in die Augen, deren lauender Ausdruck durch die halb geschlossenen Lider verborgen war.

„Das Kleid ist schön, nicht wahr, mon ami?“ fragte Zoë. „Es ist von Seide und kostet die Gage von drei Monaten! Aber ich habe es gern gezahlt, damit du dich meiner nicht zu schämen brauchst, wenn endlich der Tag bestimmt ...“

Eine Flut von Beteuerungen unterbrach die Anspielung. „Ich weiß, welches Glück für mich in der Zukunft liegt, cara mia!“ schloß Bartolo. „Es ist nur eine unbequeme Eigenschaft meines Herzens, daß es sich nie voll und ganz des eignen Glückes erfreuen kann, solange es noch unbefriedigte Wünsche, traurige Gesichter um sich weiß!“ Und dann folgte eine rührende Erzählung von dem geliebten einzigen Bruder, der, als Dragoman angestellt, seit Jahren die Tochter eines unbemittelten Landmannes liebe, der in Pera einen kleinen Laden eröffnet habe.

„Jetzt sind die Hindernisse überwunden, morgen soll die Hochzeit sein, aber wie ärmlich, so ganz ohne den Chic und die unnachahmliche Grazie dieses Gewandes ist das schmucklose Kleidchen des Mädchens, das mein Bruder heimführen will! Wie würde meine ganze Familie daheim in Sorrento, wie würde meine stolze Mutter, in deren Adern sogar edles venetianisches Blut fließt, entsetzt sein über das einfache Leinwandkleidchen Biondas, die meinen Bruder und sich morgen dem Gespött der Leute preisgeben wird!“ jeuzte Bartolo mit kläglichem Tone.

Zoë hatte mit halbgeöffnetem Munde und lebhaftem Mienspiel gelauscht.

„Wie weich, wie gut ist Bartolo,“ dachte sie, „wie leicht wird er zu leiten sein, wenn ich nur erst seine Frau bin!“ Ob es dem Kleide wohl etwas schaden würde, wenn Bionda sich morgen darin trauen ließe mit dem Bruder Bartolos, von dem sie übrigens bis jetzt noch nie gehört hatte? Würde diese Bereitwilligkeit, sich der Familie gefällig zu zeigen, nicht ihre eignen Pläne fördern, ihre Großmutter nicht endlich die ersehnte Festsetzung des eignen Hochzeitstages herbeiführen?

Als Bartolo sich spät am Abend verabschiedete, den Karton mit dem wohlverpackten Kleide mit sich nehmend, blickte Zoë ihm triumphierend nach: „Wenn er mir mein Eigentum zurückbringt, hat er gesagt, wird er eine große Bitte an mich richten! Eine Bitte, bei der er an meine Herzengüte und meinen Edelmut appellieren will! Was kann das anders sein als das längst von mir erwartete Wort? Worauf sollte sich seine Bitte beziehen, wenn nicht auf unsern eignen Hochzeitstag?“

Es war um die Mittagsstunde des nächsten Tages. Zoë, die wie fast alle Orientalinnen ihren Putz und Schmuck nur anlegte, wenn sie sicher war, gesehen und bewundert zu werden, stand in tiefem Negligé in ihrem Zimmer, hie und da eine leichte Arbeit aufnehmend, meistens aber in träumerischer Ruhe vor sich hinblickend; höchstens einmal erhob sie die Hand, um die unordentlich in die Stirn fallenden Haarstrahlen zurückzustreichen.

Eine lose Bluse von blauer Leinwand fiel über das unsaubere weiße Unterkleid; an den Füßen, die auf der Strafe nur hohe Pariser Hackenschuhe zeigten, steckten heute ein Paar niedergetretene Pantoffeln, mit denen sie nachlässig zur Thür schlurste, als sich dort ein leises Klopfen vernehmen ließ.

Ein verschmitztes, listiges Gesicht, umrahmt von krausen, abstehenden Haaren, blickte ihr halb verlegen, halb trotzig beim Öffnen entgegen.

„Du, Marmiton!“ rief Zoë erstaunt, „was willst du hier zu dieser Stunde? Siehst nicht in der Küche Arbeit für dich, mon garçon? Ich muß wirklich den Chef de cuisine oder Signor Bartolo bitten, dich mehr zu beschäftigen, damit du nicht Zeit hast, im Hause umherzuschleichen und die Damen zu belästigen!“

Der Küchenjunge oder Marmiton, wie er in größeren Haushaltungen genannt wird, warf einen lebhaften Blick in Zoës hochmütiges Gesicht und juckte geringschätzig die Achseln. Die Griechin hatte ihn oft gekränkt und beleidigt, indem sie seine kindischen Huldigungen vor dem übrigen Hauspersonal lächerlich gemacht. Jetzt war die Stunde der Rache gekommen.

„Signor Bartolo?“ fragte er mit erkünsteltem Staunen, — „der wird heute schwerlich Zeit haben, auf Mad'mzells Klagen zu hören. Ich wollte eben Mad'mzelle Zoë anbieten, in mein bescheidenes Zimmerchen zu kommen, dessen Fenster auf den Municipalitätsgarten gehen, damit sie von dort wenigstens das glückliche Brautpaar auf dem Rückwege zu sehen bekommt. Schade,“ fuhr er grinsend fort, während die kleinen Augen böshaft leuchteten, „schade, daß Mad'mzelle den Zug nicht eben gesehen, wie er zur Trauung ging: Signor Bartolo so fein und schön, und seine Braut, das schönste Mädchen Konstantinopels, mit einem kostbaren Kleid von weißer Brussa-Seide, wie für eine Prinzessin gearbeitet!“

Auf Zoës Stirn lagerte eine Zorneswolke, und plötzlich unterbrach sie die Beredsamkeit des Marmitons mit höhnischem Lachen.

„Die Braut von Signor Bartolos Bruder meinst du, mon garçon; ein andermal sperre die Augen auf, wenn du Bericht erstatten willst, wer der Bräutigam gewesen!“

Damit machte sie den Versuch, die Thür zu schließen, ungeduldig rufend: „Jetzt würde ich dir im Ernst raten, zu deinen Kochtöpfen zurückzukehren, damit dich der Chef nicht an den Ohren zaust!“

Aber noch hatte der Marmiton seinen Vorrat von Bosheiten nicht erschöpft. Dunkles Rot flog über seine Züge, als er, den Fuß zwischen die Thür klemmend und so das Schließen derselben verhindernd, schnell ein Blatt Papier aus der Tasche zog und, es Zoë dicht vor die Augen haltend, mit fast überstürzender Rede herauspolterte:

„Der Chef kommt vor der Dienststunde heut abend nicht zurück; hier ist seine Einladung zur Hochzeit des Signor

Bartolo mit seiner Cousine, der schönen Bionda. Ich fand sie speben in seinem Zimmer, wohin ich die Reste vom heutigen Dejeuner der Herrschaft tragen mußte; er scheint auf keine große Bewirtung zu rechnen im Hause des Schwiegervaters unsers Herrn Portiers. Sollte denn Mad'mzell Zoë wirklich nichts davon wissen?“ fuhr er mit verstellter Unschuld fort, als er die Augen der Griechin wie versteinert auf dem Blatte ruhen sah. „Signor Bartolo hat doch heut dem ganzen Hause davon erzählt, wie großmütig Mad'mzell ihr schönes Kleid seiner Braut geborgt hätte; er hat mich morgen früh zu sich bestellt, um es zurückzuholen, denn er hat heut seine Stelle hier gekündigt,* um künftig dem Schwiegervater in dem kleinen Geschäft zu helfen, und ich hoffe, von den Süßigkeiten des Hochzeitschmausjes wird...“

Weiter kam der geschwätzige Knabe nicht. Die Lähmung, die Zoë erfaßt zu haben schien, war plötzlich gewichen; mit kräftigem Stoß drängte sie den Unglücksboten zurück, und die Thür fiel hinter ihm ins Schloß.

Sie war allein mit ihrer Enttäuschung, ihrer Beschämung, ihrem Zorn. Lassen wir einen Schleier darüber fallen.

S p r ü c h e.

Von

A. Stier.

Nicht der Besitz pflegt das Glück zu umschließen,
Das wahre Glück liegt im rechten Genießen.

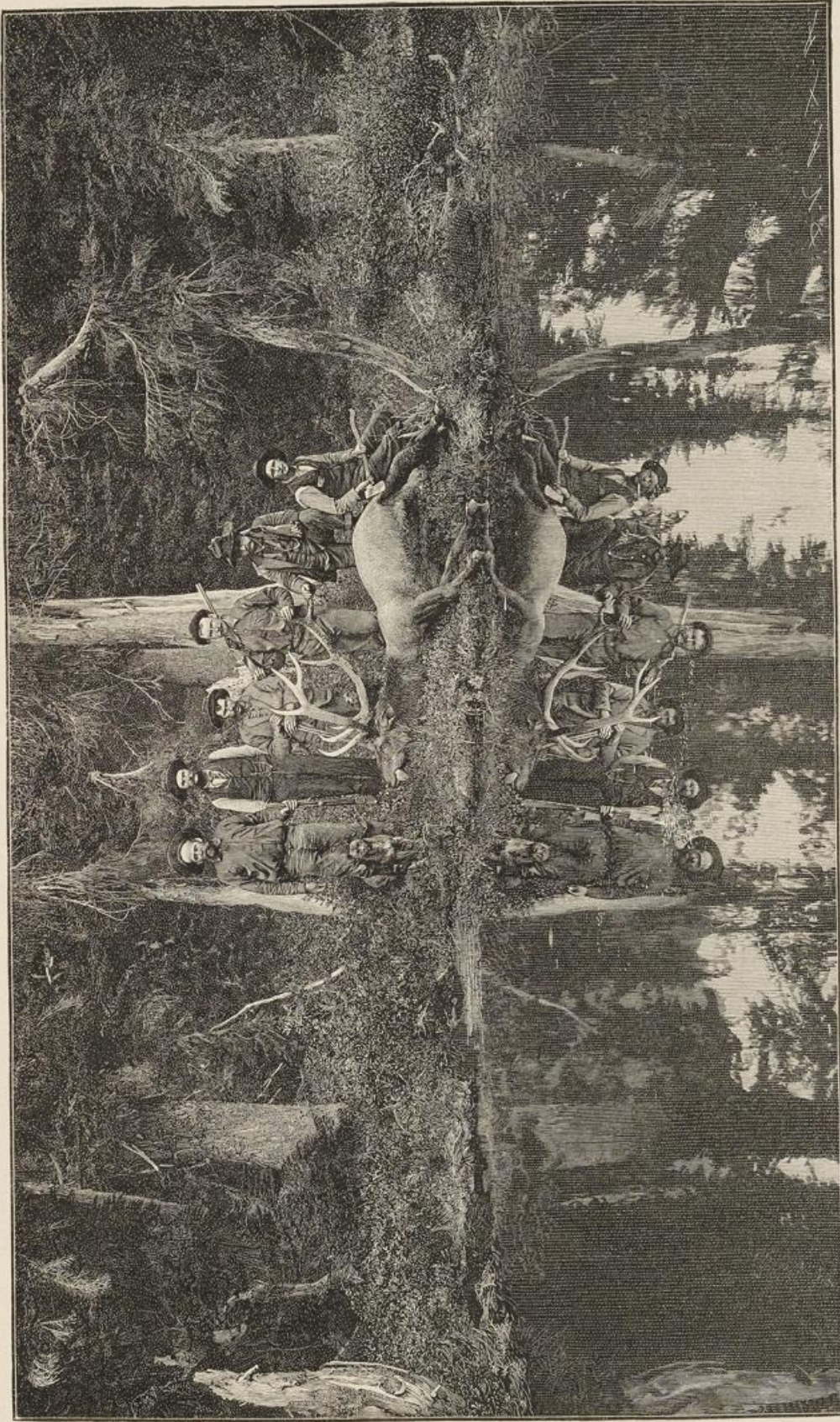
*
Im Alter zeigt sich die Güte beim Wein
Im Feuer und in der Klärung,
In des Edelgehalts Bewahrung;
Und beim Menschen soll es ebenso sein!

Der Spiegelsee in den Cascades-Mountains.

Während die Europa zugewandten Küsten der Vereinigten Staaten schon längst das europäische Zivilisationsgewand angezogen haben, fand in den pacifischen Landes- teilen der große kulturelle Aufschwung erst mit dem beginnenden kalifornischen Goldfieber statt. Seitdem haben die amerikanischen Ufer des Stillen Ozeans sich dem Weltverkehr geöffnet, und begünstigt durch eine fast tropische Vegetation und ein mildes Klima, strebt die intelligente Bevölkerung dem erfolgreichen Wettkampf mit den atlantischen Küsten zu. Aber auch dem Touristen hat sich hier eine wunderbar reiche Welt erschlossen, eine Natur, so keusch und buftig, wie sie nur diesem jungfräulichen Lande eigen. Als das Wunder der nördlichen Gebiete gilt der Spiegelsee. In den Cascades-Mountains, deren Waldeszauber nur selten der Stahlklang der Art entweicht, strebt noch der ungebändigte amerikanische Wald empor; auf den Lichtungen zeigt noch der Wapitihirsch im Morgengrauen sein Kiefengeweiß. Dort im verborgenen Thale des Washington-Territoriums, nördlich vom Oregon, liegt der klare Spiegel des „Miror-Lake“. Die tiefste Urwaldruhe umgibt den köstlichen See, dessen wundervoll klare Fluten zur Sommerzeit nimmer der Windhauch kränzelt. Wie ein Spiegel von unergründlicher Tiefe und Klarheit giebt das kristallene Wasser alle Gegenstände seiner Umgebung zurück: die leiseste Windwolke des Himmels, das niederraschelnde Blatt, den freisenden Raubvogel. Auch die „grünen Meeräugen“ der Karpathen können sich an Schönheit und Leuchtkraft mit diesem Zauberspiegel des Urwaldes nicht vergleichen, der an den pacifischen Küsten für die köstlichste Perle gilt.

3. M.

*) In Vera können Dienstboten von heute auf morgen ihren Dienst kündigen und verlassen.



Am Spiegelsee in den Cascades-Mountains (Vereinigte Staaten von Amerika).



Die Fabrikation der Auer'schen Gasglühlampe.

Von
Franz Wendt.

Mit Abbildungen von Ewald Thiel.

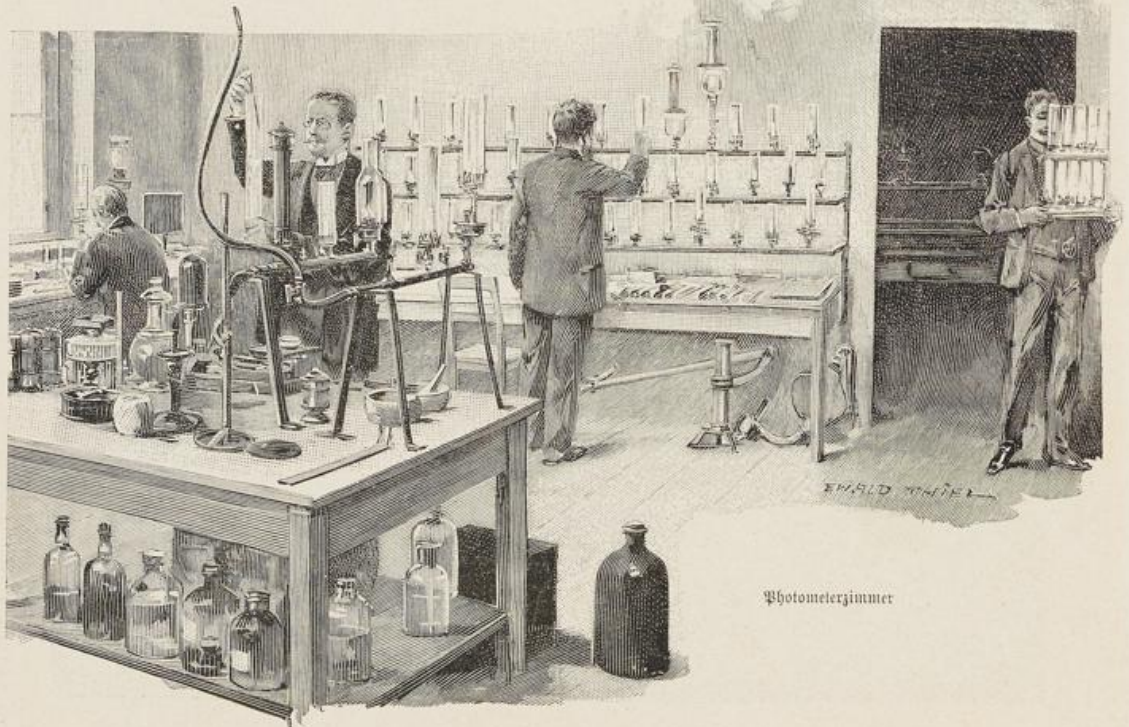
Unter den Kulturmitteln, welche die Technik in unserm Jahrhundert schuf, sind die gegenwärtig gebräuchlichen Beleuchtungsmethoden die jüngsten. Thatsächlich ist kein größerer Gegensatz von einst und jetzt denkbar, als zwischen den alten und neuen Einrichtungen für die künstliche Beleuchtung. Unter ihnen nimmt neben der elektrischen Glüh- und Bogenlampe die von Dr. Auer von Welsbach in Wien erfundene Gasglühlampe den ersten Rang ein. Die physikalischen Grundlagen, die der Auer'schen Erfindung zu Grunde liegen, sind übrigens seit lange bekannt. Bringt man in eine lichtlose, heiße Flamme, wie sie zum Beispiel der allbekannte Bunsenbrenner entwickelt, einen unverbrennlichen Körper, etwa einen Platindrath, so erhitzt sich dieser bis zur Weißglut und sendet ein schönes weißes Licht aus. Schon im Beginn unsers Jahrhunderts wurde die Thatsache durch Drummond praktisch verwendet. Er erhitzte Kreidestücke in der sehr heißen Flamme des Wasserstoffgases und empfing dadurch einen Leuchtkörper, der sich vortrefflich für die Ausstattung von Leuchttürmen eignete und auch vielfach zu diesem Zwecke verwendet worden ist. Ein allgemein verwendbares Licht, das auf der geschilderten Erscheinung beruht, besitzen wir aber erst seit der Erfindung

des Auer'schen Strumpfes. Wie jetzt auch in weiteren Kreisen bekannt, setzt sich die in ihrem Wesen so außerordentlich einfache Auer'sche Lampe aus dem Bunsenbrenner, der die lichtlose, heiße Flamme erzeugt, und dem mit den sogenannten „seltenen Erden“ getränkten Strumpf zusammen.

Um das Wesen der jüngsten Beleuchtungsart verstehen und würdigen zu können, dürfte es am besten sein, den Entwicklungsgang eines Auer'schen Strumpfes während seiner Fabrikation zu verfolgen und dabei gleichsam einen Spaziergang durch die Fabriksäle der Auer-Gesellschaft zu machen. Man muß sich zunächst klar darüber werden, daß das heutige prächtige weiße Auerlicht nicht in solcher Schönheit aus der Hand des Erfinders hervorgegangen ist, sondern daß es noch vieler Arbeit bedurft hat, um es im allgemeinen Existenzkampfe konkurrenzfähig zu gestalten. Der ganze Industriezweig hat sich in seinen Einzelheiten erst nach und nach, unter der emsigen Arbeit der Techniker, in den Fabriksälen entwickelt.

Der Grundstock des Strumpfes besteht aus einem feinen Baumwollengarnewebe, das auf besonderen Maschinen als ein Schlauch ohne Ende hergestellt und von der Auer-Gesellschaft bezogen wird. In der modernen Fabrikation, und ganz vorzüglich in einer Industrie, in der die Mittel für ein sonnenähnliches Licht erzeugt werden sollen, bedarf man der größten Sauberkeit, und so müssen denn auch die endlosen, dem Laienauge in reinem Weiß sich darbietenden Schläuche noch einer gründlichen Reinigung unterzogen werden, damit jeder ihnen zufällig anhaftende Stoff entfernt werde.

Die nunmehr untadelhaft reinen Gewebe werden alsdann in die entsprechenden Stücke geteilt und gelangen darauf in einen sehr ausgedehnten Raum, in dem Röhren den zukünftigen Strumpf an einem Ende mit Lüll einfassen. Das kann mit der Hand ausgeführt werden, erfolgt aber



Photometerzimmer



Bereitfen der Gewebe und Nähen der Glüftteilampe.

fen
ein-
ofe,
ten

hen
den
mer
er-
en.
Das
heit
ern
ten
tze
ach
den

nen
als
er-
on,
stel
arf
die
ben
hen
nt-

fs-
gen
en.
Der

und durch Weisheit von eigenartiger Konstruktion. Die Andringung von Luft ist gelehrt, um den Strömpe eines lehreren Teil zu vermeiden, es dem er so widerstandsfähig ist, daß er die Kältegefahrung ausbleiben kann. Damit haben die Verbesserungen die Wärme erreicht, und das Gewebe geht nun den wichtigsten Reize entgegen; es wird empfindlicher.

Die für die Verlebung wichtiger letzten Erden, von denen nur wenige über trocken, sind Thon, Sand, Kalk, Gips, Zement und Gie. Sie haben eine außerordentlich

Einmal unter dieser zeigt einen Zaun, in dem sich das "Reinigen" der Strömpe vollzieht. Der jeder Arbeiterin besteht sich ein dreifaches Gefäß, auf dem eine große Kugel eigenartig geformter Brenner angebracht ist. Die Flamme, die aus ihnen hervorkommt, können nicht nach oben, sondern nach unten. Das wird dadurch bewirkt, daß in die Vertiefungen nicht nur Gas, sondern auch Flüssigkeit tritt, die die Flamme zwingt, sich zu neigen. Ein großer Vorlauf-Reiser in der Vertiefung führt fortwährend den Brennern neues Material zu.

Die Arbeiterin fängt den an ihnen fallende bei dem Strömpe über ein Gefäß und legt ihn den Gefäße der Flamme aus. Das Sammelgefäße verbleibt. Die ungelösten letzten Erden aber verbleiben sich mit dem Wasserstoff der Luft und bilden ein unerschöpfbares Produkt: das Gas der letzten Erden. Um die Arbeiterinnen vor der Verlebung der letzten Erden zu schützen, sind in Gesellschaft Gefäßchen angebracht, durch die die ihre Durchlebung beobachtet können.

In jedem industriellen Betriebe gibt es gewisse Dinge, die zwar ganz besonders hundertmal Verwendung besitzen, und zu deren Durchlebung ein Gefäßchen von Arbeiterin herangezogen werden muß. Die "Arbeiterinnen" in der Kunstfabrikation verbleiben



Arbeiterinnen bei der Strömpe.

Arbeiterinnen bei der Strömpe.

hohe Geschicklichkeit, die aber nur dann energisch hervortritt, wenn man sie nicht einstellt, sondern in bestimmten Richtungen verwendet. Die Arbeiterin der Kunstfabrikation empfangen eine Mischung von Thon und Wasser mit höchster Genauigkeit auf dieses letzte Verhältnis ist die Verantwortlichkeit des Werkstoffes begründet.

Die Arbeiterin, welche die Anfertigung des Gefäßes ausführt, muß ihre Hände und Arme beim Durchleiten des Gefäßes durch die Flüssigkeit mit langen Handstücken schützen, und so verhindert die Verlebung dieser Arbeiterinnen geschieht als eine Folge auf das einseitige ungleichmäßige Verleiten der Luft. Das Strömpe wird dann getrocknet und empfangt an der Stelle, wo der Fall ihm Festigkeit verleiht, einen Abschluß zur Aufhängung.

das Dörren und Formen des Strömpe. Jede dieser Arbeiterinnen ist vor einem mit Schirmen umgebenen Teile des Werkstoffes. So ist der Arbeit sich ein Brenner, aus dem die Flamme unter hohem Druck hervorkommt, der durch ein Messerwerk reguliert werden kann. Während die Arbeiterin mittels eines Stabes den Strömpe die richtige Form gibt, erhält er zugleich durch die hohe Temperatur der Flamme einen bedeutenden Grad von Festigkeit. Das ist auch ein wesentlicher Gesichtspunkt der zweiten Zeit, daß sich die Strömpe jetzt widerstandsfähiger zeigen als früher.

Nachdem der Strömpe form und Festigkeit empfangen hat, ist sein Verbleib verbleibt. Er gelangt in den Arbeiterinnen, wo er über den Brenner weitergeführt wird, und wo auch die ganze Verlebung den letzten Gefäßchen empfangt.

Man gewöhnlicher feinfertiger findet heutzutage ihre Verpackung etwas netter in die rechte Welt. Um im Wettbewerb bestehen zu können, muß eine entsprechende Verpackung herangezogen. So an manchen Tagen etwa 25000 Arbeiterinnen in den Fabriken der Kunstfabrikation herangezogen werden, so ist es notwendig, durch Strömpe sich ein Mittel über ihre Hände zu stellen. Die Unterhaltung im Arbeiterinnenraum übernimmt die Arbeiterinnen, die ihre Hände und Füße mit Wasser vor dem letzten des Werkstoffes befeuchten lassen.

Der Arbeiterin läßt sich auch einen Blick in das Laboratorium thun. Jeder Gefäßchen in der modernen Industrie bedeutet Tod. Jede Verlebung, jede Einwirkung in seinen Gefäßchen der Arbeiterin ist daher auf ihre Arbeit zu prüfen. Das Wissen der Arbeiterin muß sich dem Wissen der Arbeiterin durch in Hand arbeiten.

Wir wollen nach diesen Betrachtungen auch in Kürze die Arbeiterin, die das Kunststück den letzten



Arbeiterin.

Verlebungsfabrikation gegenüber fertig. Nach den Angaben des Arbeiterin ist es der Arbeiterin die es ist ein Beispiel von Geschicklichkeit im Verhältnis zum Arbeiterin und Arbeiterinnen etwa fünfzig Prozent verbleibt. Neben diesen wirtschaftlichen Vorteile ergibt sich dabei natürlich auch der Arbeiterin, daß die ganze Arbeiterin und die Arbeiterinnen Arbeiter, die die geschicklichen Arbeiterinnen einrichten, in weit geringeren Maße erzeugt werden. Trotzdem entsteht das Geschäft eine beispiel so große Geschicklichkeit wie bei der verbleibenden Arbeiterin und übertrifft den alten Arbeiterin gar um das Vierfache. In Betracht man nun ferner die Arbeiterin, mit dem sich das Geschäft einrichtet; das Arbeiterin aber gar das Arbeiterin der Arbeiterin Arbeiterin ist bei ihm angebracht. Diese Arbeiterin hat man seit einigen Jahren ganz außer Gewissen, auch bei der Arbeiterin und bei der Verlebung ihrer Arbeiterin mit Arbeiterin ergibt. Die Arbeiterin, daß der Strömpe den Arbeiterin der Arbeiterin nicht unwichtigen Sinne, hat sich nicht bewacht. Nachdem natürlich die Arbeiterin in Arbeiterin sehr gute Arbeiterin ergeben haben, beginnt man jetzt wiederum, auch in der Arbeiterin Arbeiterin, die Arbeiterin Arbeiterin durch Arbeiterin zu bewachen. Es hat sich bewacht, daß der Arbeiterin der Arbeiterin in dieser Weise sich sogar niedriger stellt als mit den alten Arbeiterin Arbeiterin.

Die Ehe und die Frauenbewegung.

Richard Dufkew (Zürich).

Bei einiger Zeit hat sich in den letzten Wochen der Frauenbewegung die Arbeiterin der Arbeiterin zugewandt, ob die Arbeiterin Arbeiterin oder das Arbeiterin als die Arbeiterin Arbeiterin bei den Arbeiterin nach Arbeiterin Arbeiterin und Arbeiterin Arbeiterin zu geben habe. Auch die Arbeiterin der



Die Fabrikation der Auer'schen Gasglühlampe:
Verpacken der Glühlämpfe zum Transport.

Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Frankfurt a. M. hatte diesen Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt, und wenn auch die kurz bemessene Zeit zu einer erschöpfenden Behandlung nicht ausreichte, so gelang es der Rednerin doch, das von vielen Seiten beanspruchte Monopol der verheirateten Frau in den Angelegenheiten der Frauenbewegung wirksam abzuweisen und den Wert der Mitarbeit seitens der Unverheirateten ins rechte Licht zu stellen. Diese Kundgebung war durchaus am Platze, denn es kann einer gesunden Entwicklung der Frauenbewegung nur nützlich sein, wenn die Frage unbefangen erörtert und darauf hingewiesen wird, daß Frauen und Mädchen auch ferner mit gleichem Eifer und gleicher Freudigkeit an der Erreichung der von ihnen angestrebten Ziele arbeiten. Ob es ein idealer Zustand wäre, wenn nur Frauen und Mütter die Frauenfrage theoretisch und praktisch behandelten, können wir füglich außer Betracht lassen. Dieser Zustand ist aber nicht erreichbar, denn die Unverheirateten werden sich ihren Anteil an der ehrenvollen Arbeit im Dienste der allgemeinen Frauenwohlfaht nicht nehmen lassen. Um zur Klärung der immerhin wichtigen Frage beizutragen, werden wir nicht umhin können, darzulegen, worauf die Verheirateten den von ihnen beanspruchten Vorzug begründen.

Sie meinen zunächst, daß es den Unverheirateten an Urteil, Erfahrung und Ansicht fehle, und daß durch deren Mitwirkung die Frauenfrage in falsche Bahnen geraten sei; ja sie betrachten es geradezu als ein „Unglück“ für die Frauensache, daß in den dieselbe betreffenden Angelegenheiten meistens nicht die erfahrenen Frauen und Mütter, sondern „Mädchen, ältere Fräulein oder unglücklich ver-

heiratete Frauen ohne Lebenserfahrung und ohne Unbefangenheit das Wort führen“. Sie meinen weiter, daß jeder Beruf, der in seiner Verfolgung die Ehe ausschließt, ein verfehlter ist, und daß die ernstesten Bemühungen aller in der Bewegung stehenden Frauen darauf gerichtet sein müssen, Mittel und Wege zur Erwerbsfähigkeit der Mädchen zu schaffen, ohne ihnen die Anwartschaft auf ihren natürlichen Beruf als Frau und Mutter zu nehmen. Es wird dabei hervorgehoben, daß in jeder Frau ein bewußtes oder unbewußtes Liebesbedürfnis vorhanden sei, das sich früher oder später geltend machen müsse, und daß daher viele, die sich lebhaft in die Frauenbewegung hineinstürzten, sehr bald eine gewisse Unbefriedigung fühlten und einsehen lernten, daß ihr Herzenssehnen bei aller Arbeit im Dienste ihres Geschlechts ungestillt blieb. Hieran wird dann gewöhnlich die Anschauung geknüpft, daß die Forderung einer vollen Gleichberechtigung und Gleichstellung mit dem Mann in allen Fragen des Berufs und der Erziehung nur dadurch entstanden sei, daß die Frauenbewegung ursprünglich von solchen hervorgerufen sei, die in völliger Unkenntnis von Welt und Leben auf Glück und Liebe verzichteten.

Diese Anschauungen, die in einer recht umfangreichen, schwer zu bewältigenden Litteratur vertreten sind, werden wir in möglichster Kürze auf ihren Inhalt zu prüfen und festzustellen haben, ob und wo in ihnen „der berechtigte Kern“ steckt. Denn die Beurteiler der Frauenfrage dürfen in dem jetzigen Entwicklungsstadium derselben nicht ausschließlich positive Konstruktionen und Lehren aufstellen, sondern sie werden für absehbare Zeit noch einen gewissermaßen negativen Beruf zu erfüllen haben, indem sie den

zahlreich auftauchenden Irrtümern nachgehen und sie ins rechte Licht stellen, um so allen Schädlichkeiten in dem naturgemäßen Fortschritt der Frauenfrage nach Kräften vorzubeugen. Jede scharfe oder gar persönliche Kritik ist dabei auszuschließen und auch entbehrlich, weil der Eingeweihte leicht die betreffenden Bezüge erkennen wird, für die weniger Kundigen aber nur die Sache selbst von Interesse sein kann.

Daß eine Frau von Leben und Welt durchschnittlich mehr Kenntnis hat als das Mädchen, kann unbedenklich zugegeben werden; daß das aber in allen Fällen für eine erfolgreiche Arbeit im Dienste der Frauenfrage von ausschlaggebender Bedeutung ist, vermag ich nicht einzusehen. Es gibt Arbeitsgebiete, auf denen jene Kenntnis von Welt und Leben durchaus entbehrlich ist; Gebiete, wo es sich lediglich um sachgemäßes Urteil, Energie und guten Willen handelt, und diese Eigenschaften finden wir bei den Mädchen in demselben Maße wie bei den Frauen. Und da bei dieser geforderten „Kenntnis“ meistens auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau hingewiesen wird, ja in einer mir vorliegenden Schrift sogar verlangt wird, daß die Mutter der Tochter vor der Entwicklungsperiode in diesen „Beziehungen“ Unterweisungen, „in naturgeschichtlicher Form“ geben müsse, so will mir scheinen, daß jene Kenntnis in sehr vielen Fragen nicht nur entbehrlich, sondern sogar vom Uebel ist. Hier scheint die neuenglische Schule mit dem Durst der Frauen nach „knowledge“ durchzuschimmern, und es ist dringlicher Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß unsern heranblühenden deutschen Mädchen jene heikle Information selbst in „naturgeschichtlicher Form“ nicht zuzugewandt wird; sie werden es empfinden, daß sie ihre jugendliche Keinheit und Unberührtheit schädigt.

Daß die Arbeit der Unverheirateten im Dienste der Allgemeinheit, ihr Streben nach Erweiterung ihrer Thätigkeit und Vertiefung ihrer geistigen, technischen und wirtschaftlichen Ausbildung eine opfervolle und schwere ist, sie nicht für ein glückliches Leben als Frau und Mutter entschädigen kann und ihr daher auch ernste Stunden und sogar zeitweise seelische Depressionen bringen wird, leuchtet jedem ein. Daß solche temporären Verstimmungen aber dauernde Verbitterungen zur Folge haben könnten, die allmählich in dem Mädchen das Weibliche verkümmern lassen und sie jener Eigenschaften berauben, die sie in erster Linie dem Manne liebens- und begehrenswert machen, möchte ich nur in sehr beschränktem Sinne unterschreiben. Allerdings hat der unverkennbare Segen, den auch die Arbeit der Unverheirateten ausströmt, eine gewisse natürliche Schranke an jenem mehr oder minder fühlbaren Berufssein: von dem eigentlichen und vorbildlichen Frauenberuf ausgeschlossen zu sein; Stunden der Unbefriedigung und der Verzagttheit wird ihnen auch das eifrigste Erfassen ihrer Aufgaben, die trenneste Hingabe an das Werk der Frauenbefreiung aus der Unthätigkeit und den Banden des Vorurteils nicht fernhalten können. Das Gefühl der tieferen Befriedigung, der Harmonie mit sich und der Welt werden sie nur schwer oder niemals erringen. Denn dies beglückende Gefühl, diese psychische Lebenslust kann dem Weibe nur das Glück des Familienlebens, der Segen der Ehe und die Freude an der Erziehung und dem Gedeihen der Kinder geben. Gerade die weicheren und wärmeren Naturen, die gern Liebe spenden und Liebe empfangen, werden an dem Entbehren der eignen Familie am schwersten zu tragen haben. Aber — und das kann nicht hoch genug angeschlagen werden — sie werden bei ihrer heilbringenden gemeinnützigen Arbeit die Lücke in ihrem Leben weniger empfinden, weniger das schmerzliche Heimweh haben nach eignen Herd und eignen Familie. Aus diesen und ähnlichen Erwägungen scheinen die zahlreichen Schriften ihren Ursprung herzuleiten, welche nur die Thätigkeit der ver-

heirateten Frau im Dienste des Gemeinwohls anerkennen, aber kein freundliches Wort für die gemeinnützige Thätigkeit der Mädchen finden können.

Wenn eifrige Frauenrechtlerinnen jeden Beruf für verfehlt erklären, der die Frauen von der Ehe ausschließt, so drängt sich doch sofort die Frage auf, welcher Beruf denn eigentlich die Ehe gänzlich ausschließt und wer die Prüfung, ob ein bestimmter Beruf sich zur Ehe eignet oder nicht, in der Praxis übernehmen soll? Sieht es doch verheiratete Athletinnen und Kunstreiterinnen, und ist doch das Dreieichen und Nähen in den ostelbischen Gegenden eine ganz gewöhnliche Beschäftigung der Frauen. Wollte man nach dem allgemeinen Empfinden der Gegenwart diejenigen Berufsarten registrieren, die für eine verheiratete Frau zulässig oder geeignet erscheinen, so würde nach unsrer Schätzung die Zahl eine so kleine werden, daß die Aktien der Frauenbewegung recht tief im Kurse fallen müßten. Ueberdies aber müßte doch nach allen Regeln der Logik zunächst die Hauptfrage erörtert werden, ob der Beruf der Frau und Mutter sich überhaupt mit einem geschäftlichen Beruf verträgt, ob der eine nicht den andern wesentlich beschränkt oder gar ausschließt. Im Lager der Frauenrechtlerinnen selbst ist die Frage bisher in durchaus kontroversen Sinne beantwortet worden, und auf eine Einigung ist nach Lage der Sache nicht zu hoffen.

Vor einer hohen Auffassung des Frauen- und Mutterberufes kann nach meiner Ansicht der geschäftliche Beruf nicht bestehen; er muß den schwierigen und vielseitigen Pflichten der Frau und Mutter besonders dann weichen, wenn sie hohe Ansprüche an sie stellt und die gewissenhafte Erziehung ihrer Kinder ihr wirkliche Herzenssache ist. An diesem Prinzip wird dadurch nichts geändert, daß es einzelnen willenskräftigen und bedeutenden Frauen wirklich gelingt, den ehelichen Beruf mit einem geschäftlichen so zu vereinen, daß da oder dort kein allzu fühlbares Manco eintritt. Richtig ist, daß die „harte Drängerin, die Not,“ so manche Frau in den geschäftlichen Beruf hineintreibt, und daß diese dann in allen Ehren das Unmögliche möglich zu machen scheint; das aber schafft die Thatsache nicht aus der Welt, daß die Frau sich freudig ihrem eigentlichen und natürlichen Beruf ausschließlich zuwendet und von dem geschäftlichen nichts mehr wissen will, sobald sie sich vor dem Gespenst der Sorge gesichert weiß.

Wenn endlich immer aufs neue behauptet wird, daß die Forderung einer vollen Gleichstellung und Gleichberechtigung mit dem Mann in allen Fragen des Berufs und der Erziehung nur daraus zu erklären sei, daß die Frauenbewegung ursprünglich von solchen hervorgerufen wurde, die, mit Welt und Leben unbekannt, auf ihren Anspruch an Glück und Liebe verzichteten, so ist das durchaus den Thatsachen zuwiderlaufend. Die Forderung der vollen Gleichberechtigung ist durchaus neueren Datums — l'appétit vient en mangeant —, auf dem Programm der Frauenbewegung in ihren ursprünglichen Formen hat sie nicht gestanden, da dieses sich vorzugsweise mit der Ausdehnung der Erwerbsfähigkeit der Frauen beschäftigte und alle exaltierten Forderungen mit kluger Mäßigung fernhielt. Gerade die „Neueren“ sind es, die es „gar so herrlich weit gebracht“ haben, daß auf dem Brüsseler Frauentongress im August 1897 von einer eifrigen Verfechterin der vollen Gleichberechtigung die Teilnahme am Waffendienst mit einem einer besseren Sache würdigen Ernst verlangt wurde. Zur Ehre der Anwesenden muß festgestellt werden, daß der Forderung die allein richtige Antwort zu teil wurde: auf der einen Seite eifriges Schweigen, bei den andern eine ungezählte Menge guter oder schlechter Witze!

Von einer noch ernsteren Bedeutung ist die in weiten Kreisen der Frauenrechtlerinnen herrschende Auffassung von den notwendigen Bedingungen der Ehe und von den zu

einer echten und gerechten Ehe gehörenden Eigenschaften der Frau. Das Hauptpostulat für eine ideal-glückliche Ehe im Sinne dieser Reformerrinnen ist die völlige geistige Ebenbürtigkeit mit dem Manne, „eine reine Sympathie ohne Sinnlichkeit“. Dieses mit großen Worten und ebenso großem Eifer vorgetragene Postulat ist geeignet, die bisher geltenden Auffassungen von den Bedingungen einer glücklichen Ehe durchweg zu verwirren, die Gemüther ideal denkender und empfindender Frauen mit Sorge zu erfüllen, und dadurch der ganzen Bewegung bei ihrer gesunden Entwicklung in den Weg zu treten.

Es ist ja gewiß ein hohes Gnadengeschenk für einen gebildeten Mann, wenn er eine Frau besitzt mit lebhaften geistigen Interessen und vielseitiger, vertiefter Bildung, eine Frau, die mit Leonore im Tasso sprechen kann:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“

aber jene eben erwähnte Forderung geht über dieses Maß weit hinaus, ist undurchführbar und unlogisch. Sie ist unlogisch, weil sie einen ungeheuerlichen Rigorismus statuiert, der jedes persönliche Bedürfnis, jede eigne Meinung über die Bedingungen wahren Eheglücks ausschließt, und alle Männer mit ihrem individuellen Empfinden und Bedürfnis unter eine und dieselbe Schablone zwingen würde; undurchführbar ist sie, weil der Mann sich zu keiner Zeit und am allerwenigsten heute mit einer allgemeinen, wenn auch noch so umfassenden Geistesbildung begnügen darf, sondern sich in erster Linie mit dem zu beschäftigen hat, was ihm sein Beruf, sein Amt, seine bürgerliche Thätigkeit vorzeichnet. Wie die Ehefrau mit ihren weitreichenden, schweren Pflichten im Haushalt und in der Kindererziehung die geistige Entwicklung erreichen soll, nach der zum Beispiel die Vertreter der gelehrten Berufe zur würdigen Ausübung derselben durch unermüdetes Studium jeden Tags aufs neue streben müssen, wenn sie nicht rosten oder verjumpten wollen, — das ist mir bei der Lektüre solcher propagandistischen Schriften trotz aller ihrer spitzfindigen Dialektik unverständlich geblieben. Mir scheint hier eine vielleicht unbewusste Unterschätzung des geistigen Rüstzeuges zu Grunde zu liegen, das gegenwärtig ein jeder auf geistigem, technischem oder gewerblichem Gebiete thätige Arbeiter besitzen muß; dann ist es aber im höchsten Grade verwunderlich, daß Gelehrte von Bedeutung und Ruf diesen völlig unfruchtbaren Gedankenpielen ihre Sympathie bezeugen und sie durch eigenartige Beweisführungen zu stützen suchen. So weit darf die jedem gebildeten Manne wohl anstehende Ritterlichkeit gegen das andre Geschlecht nicht gehen, daß er die Unhaltbarkeit gewisser theoretischer, nie zu verwirklichender Thesen acceptiert oder sie gar mit allen Mitteln zu verteidigen sucht.

Daß eine geistestüchtige Frau sich einigermaßen auf dem Arbeitsgebiete ihres Mannes orientiert, um seiner Thätigkeit mit möglichstem Verständnis zu folgen, ist natürlich und wünschenswert; daß es ein unbedingtes Erfordernis einer glücklichen Ehe ist, scheint mir eine recht unsichere These zu sein; daß zu einer solchen Normalehe aber die völlige geistige Ebenbürtigkeit der Frau unbedingtes Erfordernis sein soll, heißt „ein großes Wort gelassen aussprechen“ und weiter nichts, denn einer solchen Forderung fehlt die Möglichkeit der Verwirklichung.

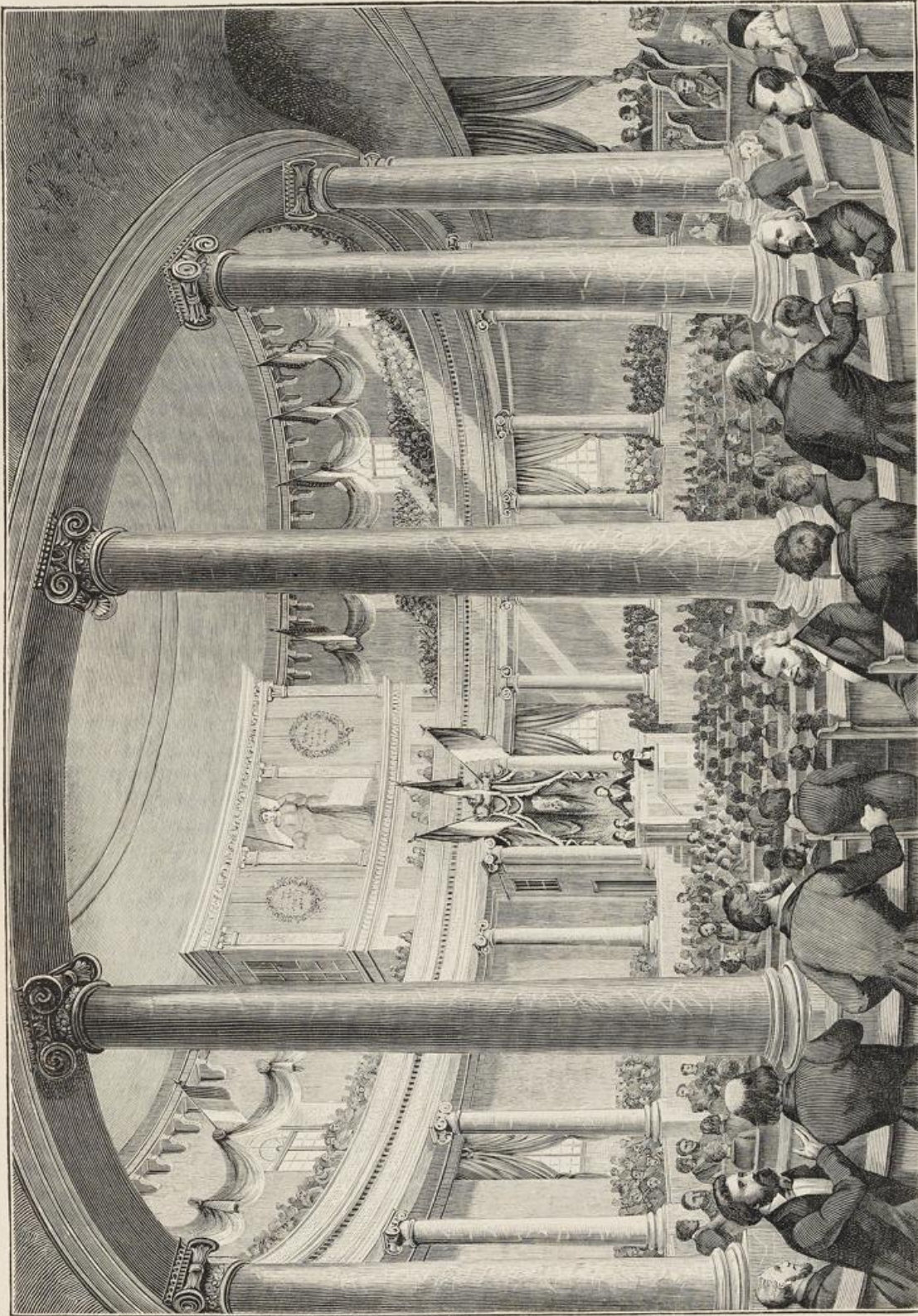
Es ist ganz gut, daß sich die Bühne bereits dieser Frage bemächtigt hat, und daß es ein feiner Kenner des menschlichen Herzens ist, der sie behandelt. Das betreffende Stück, das in England viel gegeben wird, heißt „The new woman“ (Die neue Frau), ist von Sydney Grundy und darf nicht verwechselt werden mit dem jüngst im Berliner Schauspielhause aufgeführten übermühtigen Schwanke von Rudolf Straß, der sich ebenfalls „Die neue Frau“ nennt. Das Grundy'sche Stück behandelt das alte

Thema: ob die innige, hingebende Liebe einer einfachen Frau den gebildeten Mann glücklich machen und ihn das Leben hindurch fesseln kann, oder ob eine geistige Ebenbürtigkeit mit „sinnlichkeitsloser Sympathie“ die Vorbedingung für eine glückliche Ehe ist. Ich kann hier auf den Inhalt des Stückes nicht näher eingehen und bemerke nur, daß die Vertreter der Frauenemanzipation in demselben natürlich den Standpunkt vertreten, daß die höhere Moral eine Liebesheirat verurteilen muß; sie werden aber durch die Macht der Thatfachen eines andern und besseren belehrt, indem ein junger Gelehrter, der sich in den Händen der Frauenrechtlerinnen befindet, durch die selbstlose, innige Liebe eines einfachen Mädchens besiegt wird und sich mit ihr vermählt. Allerlei Ränke und Intriguen werden angesponnen, um das junge Glück ernstlich zu stören; und als der junge Ehemann sich zu einer kleinen Untreue hinreißen läßt, und die arme Getäuschte das Haus verläßt, scheint die Ehe ernstlich bedroht. Aber der Gatte bereut sein Vergehen ernstlich und ehrlich und gewinnt die Liebe seiner Frau wieder, die nun beweist, daß die „new woman“ die alte frühere Frau ist, die sich in der Wahl ihres Gatten nur durch die Liebe leiten ließ, und auch jetzt nichts andres sein will als das liebende, gehorsame Weib, die treue Genossin des Lebens in guten und bösen Tagen. Der Triumph der Emanzipierten war verfrüht.

Die Damen, die von Unterordnung, geistiger Ungleichheit und „Monarchie“ in der Ehe nichts hören wollen, werdem diesem Stücke, das hoffentlich auch bald zu uns kommt, ihren Beifall zweifellos versagen und nach wie vor treu zu ihren gewohnten Schlagworten „Anechtung, Unmündigkeit und Abhängigkeit der Frauen in der Ehe“ halten; sie werden aber nicht hindern können, daß das reine menschliche Empfinden in alle Ewigkeit siegen wird über sophistische Theorien, über gewisse entstellte christliche Lehren und über eine falsche Auffassung naturwissenschaftlicher Errungenschaften, die sich wie trübe Nebel um die Frauenfrage gelagert haben und den klaren Durchblick hindern. Von „Anechtung und Unterwerfung“ ist in einer gesunden Ehe nichts zu spüren, weil sie auf voller sittlicher Gleichberechtigung beruht und durch das gegenseitige Sichfügen und Sicheinleben das Band immer fester und zuverlässiger wird. Wo der eine Teil eiferfüchtig über seine angeblichen Rechte wacht und irgendwelche Unterordnung des andern beansprucht, da fehlt eben das sichere Fundament der Ehe, und da mag denn auch von „unwürdigem Verhältnis“ oder von Lüge und Heuchelei gesprochen werden. Geistige Ungleichheit und Unebenbürtigkeit macht an sich keineswegs die Ehe zu einer unglücklichen oder unwürdigen, und denen, die das behaupten, kann man nur Mephistos bekanntes Wort entgegenhalten:

„Wie magst du deine Rederei
Nur gleich so hitzig übertreiben.“

Die körperlichen Eigenschaften: Wuchs, Auge, Ton, Gebärde, Haltung und Lebensformen werden bei den Bedingungen zu einer glücklichen Ehe gewiß stets eine hervorragende Rolle spielen, aber von entscheidender Bedeutung sind sie erfahrungsmäßig nicht. Viel mehr fallen ins Gewicht herzliches und treues Anschließen, unbedingtes Vertrauen, liebevolles Eingehen auf das Wesen des andern, Seelengleichmaß, Herzenswärme und — Nachsicht. Nicht die Ungleichheit der geistigen Bildung trägt das Unglück in die Ehe, sondern die Differenzen des seelischen Empfindens, der Gewohnheiten, der Weltanschauung. Daß dabei noch andre imponderable Faktoren mitwirken können, unterliegt keinem Zweifel. Uebrigens ist durch nichts bewiesen, daß die feingebildete oder gar „gelehrte“ Frau zugleich die beste und lebenswerteste Gattin oder die sorgsamste Mutter ist. Und wenn die beredten Wortführerinnen es auch in der Theorie behaupten, so steht doch immer noch die



Sachsen.

Bavaria.

Preußen.

Württemberg.

Bayern.

Preußen.

Sachsen.

Vor fünfzig Jahren: Die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main.

Nach einer Zeichnung von H. G. G. G.

Beglaubigung seitens des Mannes aus, der in diesen Dingen sozulagen doch auch mitzusprechen hat. Es sind aber fast ausschließlich Frauen, die für die geistige Ebenbürtigkeit in der Ehe plädieren, und daher stellen sie jene „sonderbaren Schwärmer“ sogleich auf hohen Ruhmessockel und preisen sie als große Denker und Geisteshelden, die ihren Deduktionen beipflichten, mag auch ein noch so großes Quantum von Unklarheit und Widerspruch den Ausführungen dieser Eideshelfer anhaften. Dunkelheiten und Widersprüche sind aber unvermeidlich, wenn man die Bedingungen des wahren Egeglichts aus Dingen zusammensetzt, die absolut unvereinbar sind, weil eines das andre ausschließt.

Dem Manne kann kein größeres Glück in der Ehe erblühen, als wenn er nicht nur die treue und hingebende Liebe seiner Gattin genießt, sondern auch bei ihr herzliche Anteilnahme und Verständnis für seine Arbeit findet; aber er wäre ein Thor, wenn er darauf den bestimmenden Wert legte und die Sorge und Pflege der Mutter für die Kinder unterschätze, wenn er statt dieser Pflege eine solche geistige Vertiefung in seine Arbeit wünschen sollte, daß sie „ganz dieselbe Stellung einnimmt wie der Mann“.

Es wird Sache einer verbesserten Unterrichtsmethode sein, die Frau zu größerer geistiger Regsamkeit, zu klarem Denken und Anschauen zu erziehen, und bei dem Unterricht erwachsener Mädchen das ethische Element immer mehr in die Unterweisung zu verflechten. Dazu bietet sich in der Religionslehre, in der Geschichte, in der Erklärung unsrer Dichter und der Literaturgeschichte die ausgiebigste Gelegenheit. In den beiden letzten Jahrzehnten ist auf diesem Gebiete unleugbar schon viel geschehen. Ein früher, belebender Odem hat in viele deutsche Mädchenschulen Eingang gefunden; die Tage des alten mechanischen Drills und Gedächtnisstrafs sind gezählt, und durch einen sorgfältig gewählten und systematisch aufgebauten Lehrstoff sucht man das heranwachsende Geschlecht an selbständige und prüfende Geistesarbeit zu gewöhnen. Die Furcht, daß eine straffere geistige Disziplin und ernstere Schulung der Mädchen sie ihrem natürlichen Verufe entfremde und sie ungeeignet mache für Haus und Wirtschaft, ist immer mehr im Schwinden. Eine reiche, verständnisvolle Litteratur, die auf dem Grunde gesunder Beobachtung und reicher Erfahrung ruht, hat jene Furcht verschleucht und für richtigere Anschauungen Platz geschaffen.

Thatsächlich lehrt die pädagogische Erfahrung, daß die geistig regeren und tüchtigeren Mädchen sich vielfach gern in wirtschaftlichen Dingen nützlich machen, und in dieser freudig geleisteten Bethätigung den gesunden und normalen Ausgleich gegen die Geistesarbeit der Schule suchen und finden. Die früher so viel bespöttelte und gefürchtete Spezies der „Blaustrümpfe“ ist im Verschwinden.

Wer auf eine ernste Geistesbildung der Frauen hinarbeitet oder offenes Zeugnis für sie ablegt, der arbeitet zugleich an ihrem künftigen ehelichen Glück; wer von einer vollkommenen Ehe die volle geistige Ebenbürtigkeit als eine *conditio sine qua non* fordert, der verkennt das tiefere Wesen derselben und trägt überdies unpopuläre und schädliche Momente in die Frauenbewegung hinein. Man hat Grund, zu hoffen, daß die Zöglinge unsrer tüchtigen deutschen Schulen ein wertvolles Material für die gedeihliche Förderung und Lösung der Frauenfrage bringen werden; sie werden sich von unerfüllbaren Forderungen und utopistischen Hoffnungen fern zu halten wissen.

Persischer Spruch.

Aus deinem Unterschied von andern
Entquillt für dich ein Lebensborn;
Drum sei du Rose mit den Rosen,
Wo Dornen sind, da sei du Dorn.

Vor fünfzig Jahren.

(Siehe auch die Abbildung Seite 41.)

Gelten kam der Frühling in so schöner, verheißungsfroher Gestalt in das Land gezogen wie vor fünfzig Jahren. In den ersten Märztagen des Jahres 1848 hätte man sich in Deutschland fast unter einen südlichen Himmelsstrich versetzt wäuen können, so mächtig regte es sich schon in der Natur mit Keim- und Knospentreiben, und so milde fielen die Sonnenstrahlen auf das mit dem ersten Grün sich schmückende Erdreich. Man atmete ordentlich auf nach dem, was in dieser Hinsicht die Vorjahre und namentlich das böse Notjahr 1846 gebracht hatten. Und wie durch die Natur, so schien auch durch das Menschengemüt ein neuer, belebender Zug zu gehen: man fühlte das Entweichen einer langen, beängstigenden Winternacht und sah dem Dämmer einer neuen Zeit entgegen, Sühne für verjährtes Unrecht und in reichem Maße Entschädigung für alles das erwartend, was die Tage eines schwer lastenden Druckes über Volk und Land verhängt hatten. Die Anzahl derer, die den Ereignissen jener Zeit persönlich nahegestanden, ist heutzutage auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen, aber jedem, auf dessen Jugendtage auch nur ihr Wiedersehen gefallen, wird der Schimmer ihrer hoffnungsfreudigen Stimmung unaussprechlich in das Gemüt gebannt bleiben. Man hat von dem „Völkerfrühling“ des achtundvierziger Jahres gesprochen und von anderer Seite dieser Bezeichnung höhrend die des „tollen“ Jahres entgegengesetzt, und vielleicht entbehrt keines der beiden Worte einer gewissen Berechtigung. Toll mochte es bei den Stürmen jener Tage zugehen, und mit gefunden und berechtigten Bestrebungen mischten sich zweifelsohne ungehunde und unberechtigte; doch wie wäre das anders möglich gewesen bei einer Bewegung, die, weil sie nicht von der Oberfläche ausging, die Elemente der Tiefe mit aufrütteln mußte? Aber im Grunde war die Bewegung gesund, auf ein berechtigtes Ziel gerichtet und von einem Idealismus getragen, wie er vielleicht nur noch einmal zur Zeit der Kreuzzugsbegeisterung dagewesen. Thatsächlich ging es wie ein Frühlingswehen durch das Gemüt des Volkes, und wenn bald auch raube Reifnächte die vorzeitig getriebenen Blüten knickten und das gewiß nicht von den Schlechtesten des Volkes erstrebte Einheits- und Freiheitswerk scheiterte, so erlosch das angefangene Feuer der Begeisterung doch nicht ganz, es glühte jahrzehntelang unter der Asche fort, mit seiner Wärme die Stimmung erhaltend, die dem deutschen Volke seinen Opfermut verlieh, als es in den letzten großen Krieg auszog, und unter deren Einwirkung nach erfolgtem Siege das Einigungswerk zu stande kam, wie es vor fünfzig Jahren angebahnt worden war.

Dem deutschen Volke waren die Opfer, die es während der Befreiungskriege zur napoleonischen Zeit an Gut und Blut dargebracht hatte, schlecht entlohnt worden. Die ihm gegebenen Zusagen wurden ihm zum Teil gar nicht und zum Teil nur kümmerlich erfüllt. Seine Geschichte von jener Zeit bis zum Jahre 1830 ist eine fortgesetzte Leidens- und Duldensgeschichte, und wenn es durch den von der französischen Julirevolution gegebenen Anstoß auch zu einzelnen Lichtblicken in dem bedrückenden Dunkel kam, so änderte sich doch in den folgenden sieben Jahren an den traurigen und trostlosen politischen Zuständen nur wenig. Die Willkür, die zuvor in den einzelnen deutschen Bundesstaaten geherrscht hatte, dauerte fort, der Studentenhege folgte eine Demagogenhöhe, an Stelle der Wichtigkeitserklärungen von Verfassungen trat der offene Verfassungsbruch, und die Zentralbundesbehörde gestaltete sich unter dem andauernden Metternichschen Einflusse immer mehr zu einem Zerrbilde dessen, was sie hätte sein sollen. Nur in einem Punkte kam es zu einem Umschwunge: die Teilnahme am

öffentlichen Leben erwachte aus ihrer Lethargie, trotz aller der freien Meinungsäußerung entgegengesetzten Schranken begann man sich in Schrift und Rede mit politischen Zuständen zu beschäftigen und sich sogar nationalen Bestrebungen zuzuwenden. Wie wenig dem Andrängen des fortschreitenden Geistes der Zeit auf die Dauer mit Widerstand zu begegnen war, beweist, daß trotz der reaktionären Bundespolitik Metternichs unter Preußens Führung das große und für die zukünftige politische Entwicklung Deutschlands hochwichtige Werk der deutschen Zollvereinigung zu Stande kam. Erfreulicher als in Norddeutschland gestalteten sich indes die öffentlichen Verhältnisse in den meisten der süddeutschen Staaten, namentlich in Baden, Württemberg und Hessen-Darmstadt, wo längst verfassungsmäßige Volksvertretungen vorhanden waren und die Führer der politischen Parteien in den Kammern über einen weitreichenden Einfluß verfügten, als in Berlin (Februar 1847) zum erstenmal die Provinzialstände zu dem „Vereinigten Landtage“ zusammenberufen wurden. Noch bevor man etwas von den Stürmen ahnen konnte, die der März des Jahres 1848 entfesseln sollte, kam es in Baden, wo im Dezember 1846 der vormalige Führer der Liberalen und Präsident der zweiten Kammer, Bess, zum Minister des Innern ernannt worden war, zu zwei bedeutenden Kundgebungen. Am 12. September 1847 hielten die Radikalen in Offenburg unter dem Vorstehe des jugendlich feurigen Mannheimer Advokaten Friedrich Hecker eine Volksversammlung ab, auf deren allerdings sehr weitgehende Begehren selbst die liberale badische Regierung mit der Einleitung von Hochverratsprozessen antwortete, und am 10. Oktober des gleichen Jahres trat eine Anzahl gemäßigter liberaler badischer Kammermitglieder, denen sich Gleichgesinnte aus ganz Deutschland angeschlossen, in Heppenheim an der Bergstraße zu einer vertraulichen Beratung zusammen, um denjenigen Teil der Offenburger Forderungen, der sich auf eine Umgestaltung des Deutschen Bundes bezog, aufzunehmen und zu dem Beschlusse zu gelangen, durch Anträge in den Einzelkammern die Umgestaltung der Bundesverfassung baldigst in Angriff zu nehmen. Derartige Anträge stellten der Abgeordnete Bassermann am 5. Februar 1848 in der badischen und einige Wochen später Heinrich von Gagern in der Darmstädter Volkskammer.

Rascher und in ganz anderer Weise, als man es hätte vermuten sollen, wurde diesen Anregungen Folge gegeben. Am 23. Februar 1848 brach in Paris der Volksaufstand aus, der bereits am folgenden Tage zum Sturze der Julimonarchie und zur Verkündung der Republik führte. Die Wirkungen dieses Ereignisses machten sich in kaum geahnter Weise in allen Ländern Europas geltend, namentlich in Italien, Deutschland und Oesterreich, wo sie zu sofortigen Volkshebungen führten. Ein geradezu klägliches Echo fand sie bei dem ganz unter österreichisch-metternichischem Einflusse stehenden Bundestag. Hatte die einzig in ihrer Art dastehende staatliche Zentralbehörde am 17. Februar noch der Anregung des badischen Gesandten, den sich immer bedrohlicher gestaltenden politischen Verhältnissen gegenüber vom Bunde aus Stellung zu nehmen, nur überlegenes Schweigen entgegenzusetzen vermocht, so fühlte der k. k. Präsidialgesandte sich nunmehr gedrungen, die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung auf die „Lage Deutschlands“ hinzu lenken, was natürlich nur die Niederlegung eines der bekannten „Ausschüsse“ zur Folge hatte. Aber schon am folgenden Tage (dem 1. März) kam die Einsicht, daß es auf diesem Wege nicht gehe, und die Körperschaft, die bisher nur zu drohen und zu verbieten vermocht, legte sich jetzt in einem „Ausruf an das deutsche Volk“ in der kläglichsten Weise auf das Bitten und Flehen, auf den Weg der Eintracht, des geselligen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung verweisend und alles „dem stets bewährten

gesetzlichen Sinn, der alten Treue und der reifen Einsicht des deutschen Volkes“ anheimstellend.

Es sollte noch jämmerlicher kommen. Am 5. März 1848 fand sich in Heidelberg eine Anzahl freibeitlich gesinnter Männer zusammen, darunter fast alle Teilnehmer an dem Heppenheimmer Tage, im ganzen 51: 20 Badener, von Soiron, Mathy, Bassermann, Karl Welcker, Servinus, Häuffer, von Hyllein, Hecker und andre, 7 Hessen-Darmstädter, an ihrer Spitze Heinrich von Gagern, 9 Württemberger, Römer, Hecker und andre, einige Bayern, Nassauer, Frankfurter, 4 Rheinpreußen, unter ihnen die Mitglieder des Vereinigten Landtags, Hansemann und Siebemann, und zufällig auch ein junger Oesterreicher, der Schriftsteller Wiesner. Diese beschloßen, auf die möglichst rasche Einberufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken, vorher aber schon Vertrauensmänner aus allen Teilen Deutschlands zusammenzurufen, die die Angelegenheit weiter beraten und den Vaterlande „wie den Regierungen ihre Mitwirkung anbieten sollten“. Zur Vorbereitung dieser Versammlung, die damals schon als „Vorparlament“ bezeichnet wurde, ernannte die Heidelberger Versammlung einen Ausschuß von sieben Männern, der dann das „Vorparlament“ auf den 30. März in die alte Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt a. M. einberief. Eingeladen wurden „alle früheren und gegenwärtigen Ständemitglieder und Teilnehmer gesetzgebender Versammlungen in allen deutschen Ländern“, einschließlich der nicht zum Bunde gehörigen Ost- und Westpreußen und Schleswigs, sowie eine Anzahl weiterer, „durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgerechneter Männer“, die bisher nicht Ständemitglieder gewesen.

Zu allen diesen Beschlüssen und Maßnahmen einer Anzahl von Privatpersonen, die lediglich nach eigenem Ermessen handelten, ohne dazu von irgend einer Behörde oder Körperschaft erucht oder ermächtigt worden zu sein, sagte der Frankfurter Bundestag Ja und Amen. Am 3. März hatte er bereits aus eigenem Antriebe die Zensur freigegeben, am 10. erklärte er die bisher von ihm verordneten Farben Schwarz-Rot-Gold für die antiken Farben und den goldenen Reichsadler auf schwarzem Grunde für das Wappen des Deutschen Bundes und ließ sofort eine Fahne mit diesen Farben und diesem Wappenzeichen auf dem Bundespalast in Frankfurt aufhissen.

Bevor es zu dem Zusammentritte des Vorparlaments kommen konnte, sollte die Volksbewegung, zu der die Pariser Februarrevolution den Anstoß gegeben hatte, in den einzelnen deutschen Staaten ihre Wirkung ausüben. Zu den Forderungen, die durch Petitionsstürme und andre Kundgebungen geltend gemacht wurden, gehörten fast allerwärts Aufhebung der von dem Bundestage bereits preisgegebenen Zensur, Pressefreiheit, Einführung der Geschworenengerichte und, soweit sie noch nicht vorhanden, eine landständische Regierungsform. Verhältnismäßig ruhig ging es in den süddeutschen Staaten zu. In Baden war schon vor dem März 1848 die Hauptsache dessen erreicht, was anderwärts noch zu erringen war, in Bayern brachte der Sturz des Lola-Regiments und die Abdankung König Ludwigs I. am 20. März das Verlangte, in Württemberg hatte es König Wilhelm I., wenn auch widerstrebend, am 8. März durch Berufung der freisinnigen Abgeordneten Tuvernay, P. Pfizer und F. Römer in das Ministerium zugestanden, und im Großherzogtum Hessen war es durch die Ministerpräsidentenschaft von Gagerns verwirklicht. Auch in Kurhessen, Nassau, Hannover, Sachsen und den mittel- und norddeutschen Kleinstaaten stieß die Einführung der begehrten Reform nicht auf nennenswerte Schwierigkeiten. Ueberall wiederholte sich dieselbe Erscheinung: wo das Einvernehmen zwischen Regierenden und Regierten gestört war, mußten die vorher am bittersten Verfolgten zur Stützung der wankend gewordenen Throne ans Ruder berufen werden.



1. Grotzsch von Regensburg. — 2. Oberst v. Schütz. — 3. Dr. v. Wölfl. — 4. O. v. Kersch. — 5. General v. Wamboldt. — 6. O. v. R. Berthold. — 7. Reich v. Schönbach. — 8. Reich v. Edmonstone. — 9. Baron v. Hesse. —
 10. Dr. v. Götze. — 11. Karl Wittmann. — 12. General v. Gans. — 13. General v. Gans. — 14. General v. Gans. — 15. Graf v. Spreti.

Die hiesige Jähren: Charakteristika des ersten bayerischen Parlaments.

Zu blutigen Zusammenstößen führte die Märzbewegung des Jahres 1848 in Wien und Berlin. Die Erschütterung, die der österreichische Kaiserstaat durch die revolutionäre Bewegung erleiden sollte, ging von Ungarn aus, wo der Abgeordnete Ludwig Kossuth am 3. März im Preshburger Reichstage (der ungarischen zweiten Kammer) in einer zündenden Rede als das einzige Rettungsmittel der Dynastie die Verbindung der Völker Oesterreichs statt durch das schlechte Bindemittel der Bajonette durch den festen Kitt einer freien Verfassung gefordert hatte. In Wien fanden diese Worte jubelnden Anklang; während aber die Ungarn und Tschechen nur die bessere Gestaltung der Verfassungsverhältnisse ihrer Kronländer anstrebten, nahm die Wiener Bewegung sich ein freies Oesterreich als Ziel. In Adressen und Petitionen wurden freie Presse, öffentliche Rechtspflege, Reform des Gemeinbewesens und vor allem eine österreichische Gesamtverfassung begehrt; namentlich trat man mit dieser Forderung hervor, nachdem die Studentenschaft als ein neues, treibendes Element in die Bewegung eingegriffen hatte. Als ein weiteres gesellte die Bürgerschaft sich hinzu, als es bei Uebermittlung einer studentischen Adresse an die niederösterreichischen Landstände im Ständehause am Ballplaze am 13. März zu tumultuariischen Auftritten gekommen und das herangezogene Militär mit blutigem Erfolge zwei Salven auf die Volksmenge abgegeben hatte. Und nun geschah, was tags zuvor noch niemand hätte vermuthen können: Fürst Metternich dankte ab, ein Schritt, der gleichbedeutend mit der Bewilligung der gestellten Forderungen war und wie eine Freundschaftsbotschaft nicht nur durch Oesterreich, sondern ganz Deutschland erscholl.

In die unseligen Vorgänge der Märztage in Berlin ist in der jüngsten Zeit so vielfach erinnert worden, daß wir sie hier kaum anzudeuten brauchen. Am 18. kam es zu Barrikadenbau und blutigen Straßenkämpfen, am 19. wurde das Heer aus der Stadt zurückgezogen, während die Volksmenge ihre Toten in den Schloßhof vor den König brachte, am 19. fand die feierliche Bestattung der „Märzgefallenen“ statt, der Prinz von Preußen (nachmals König und Kaiser Wilhelm I) verließ Berlin. Die Krone Preußen erlebte die tiefste der über sie verhängten Demüthigungen.

Am 31. März trat in der Paulskirche zu Frankfurt am Main das deutsche Vorparlament, zu dem sich 500 Teilnehmer eingefunden hatten, zu seiner ersten Sitzung zusammen. Die alte Kaiserstadt am Main hatte in ihrer vielhundertjährigen Geschichte viele festliche und glanzvolle Tage gesehen, aber noch keinen, an dem die Begeisterung eine so reine und allgemeine gewesen wäre; nun war der „Völkerfrühling“ wirklich gekommen, das deutsche Volk hatte zum erstenmal eine That hinter sich.

An derselben Stätte, wo das Vorparlament getagt, wurde auf Grund der von diesem getroffenen Bestimmungen in feierlicher Sitzung am 18. Mai 1848 das erste deutsche Parlament, die konstituierende Nationalversammlung, eröffnet. Die Verhandlungen dieser in ihrer Art einzig dastehenden Versammlung, in der sich eine so gewaltige Fülle von staatsmännischen und rednerischen Fähigkeiten ersten Ranges zusammenfand, wie noch kein Land und keine Zeit sie gesehen, sollten fruchtlos verlaufen, und doch nicht vergebens, denn das damals zu stande gebrachte Werk, die deutsche Reichsverfassung vom Jahre 1849, ist in seinen Grundzügen das bedeutame Staatsgrundgesetz geworden, auf dem sich die Einrichtungen des am 11. Januar 1871 im Königschloße zu Versailles ruhmreich wiederhergestellten Deutschen Reiches erhoben.

2. 5.

Der große Sturm.

Von

Ernst Ruesslenbach.

Am 18. März dieses Jahres, um die fünfte Stunde nachmittags, brach der große Sturm los. Da ich für gewöhnlich nur unsre Ortszeitung, und auch diese nur flüchtig lese, so weiß ich nicht, ob er auch in entfernteren Ländern so gewaltiam austrat. Aber in unserm engeren Kreise — ungefähr so weit, als ich ein einfaches Postpaket für fünfundsanzig Pfennig versenden kann — wurde er sehr deutlich bemerkt; denn er vernichtete in wenigen Minuten vieles, woran stillere Kräfte menschenalterlang gebaut hatten. Doch schuf er auch einiges Neue.

Unfreundlich und windig war es den ganzen Tag über gewesen; der Hauptstoß aber kam kurz vor fünf Uhr. Ich erinnere mich, daß ich um diese Zeit auf meiner Chaiselongue lag, rauchend, kaffeetrinkend und in Mörkes Gedichten lesend, während vom Fenster Wind und Schlackerregen ihr Spiel trieben. Plötzlich erstarb alles Klappern und Klatschen in einem ganz neuen Geräusch. Mit einem bestimmten Zeitwort läßt sich dies Geräusch nicht bezeichnen. Es war gleichsam der Extrakt aus allem sonstigen atmosphärischen Lärm; die einzelnen Klänge gingen in ihm auf, wie wenn sich zum Schlusse eines schwierigen Männerchors alle Stimmen auf der letzten Silbe fortissimo vereinigen. Als ich an meine — zum Glück verriegelte — Balkonthür trat, sah ich draußen eine Menge ungewöhnlicher Gegenstände herumfliegen. Besonders fielen mir eine Anzahl Dachziegel auf, die sich, ganz gegen den Gebrauch fallender Dachziegel, nicht senkrecht, sondern schräg oder sogar in Ringeln aufwärts bewegten. Da unser Haus mit Schießern gedeckt ist, so mußten sie wohl vom Nachbarhause herdröhren, und ich gestehe, daß mir dies eine Beruhigung war.

Auch die Bäume im alten Schloßpark draußen, der jetzt der Universität zu botanischen Zwecken dient, bewegten sich seltsam. Gerade meinem Balkon gegenüber stand eine riesige Pappel, die ich oft verwünscht hatte, da sie uns die Aussicht auf das Schloß störend durchschnitt. Jetzt sah sie fast aus, als ob sie Klotzweiser spielte. Ich lief hinter ins Erdgeschloß zu den Zimmern meiner Frau, um sie auf das Naturspiel aufmerksam zu machen. Sie sah aber bereits zusehend am Fenster, unsern dreijährigen Netteken auf dem Schoß. Als ich eben eintrat, rief meine Frau: „Da fällt die große Pappel in den Schloßweiher!“ Im selben Augenblick hob sich aus dem Weiher eine Schaumwelle, haushoch. Als sie wieder zurücksank, war unsre Aussicht aufs Schloß um ein Beträchtliches freier geworden. Mein Netteker aber sah mich etwas besorgt an und fragte: „Vater, müssen jetzt die andern Bäume auch alle umfallen?“

Ganz so schlimm wurde es nun nicht; aber auf meinem Besichtigungsgang, eine halbe Stunde später, fand ich doch, daß die große Pappel durchaus nicht das einzige Opfer war. Knapp hundert Schritt von unserm Hause war die Straße zur Hälfte durch zwei andre, nur wenig kleinere Pappeln gesperrt, die quer über den Parkgraben gestürzt waren. Es regnete und wehte noch immer heftig; aber Kinder und Hunde hatten sich schon zahlreich eingefunden. Der Netteke vom Herrn Konsistorialrat, der sechs Straßen weiter drinnen in der Stadt wohnt, war eben dabei, sich das oberste Reis des einen Baumes in Ermangelung einer Mütze um sein neunjähriges Theologenhaupt zu winden. Er war so beschäftigt, daß er meine Frage, ob er bei diesem Wetter hier in der Vorstadt herumlaufen dürfe, ganz überhörte.

Im Garten, bei der Todesstätte der großen Pappel, traf ich den Herrn Inspektor mit einem ganzen Stabe von Gärtnern und schloß mich der Suite an. Sie versicherten,

der Baum sei längst hohl gewesen und habe jowiezo nächste Woche weggemüßt. Es war gewiß wahr; übrigens äußert sich meine Betty ebenso, wenn ihr ein Glas zerbrochen ist, — es ist immer schon längst ein Sprung darin gewesen. Der riesige Stamm lag quer auf dem grünlichen Weiher. Von fern sah es aus, als ob er ganz unbeschädigt sei; bei genauerem Hinschauen aber erwies sich, daß sein hohler Bauch in zahlreiche Stücke geborsten war. Der Herr Inspektor erklärte mir, das sei eine Wirkung des Aufschlagens aufs Wasser; eine Wasserfläche, und ganz besonders eine stagnierende, habe eine furchtbare Widerstandskraft. Mich erinnerte dieser Zustand des Baumes an den Erfolg gewisser Verordnungen und Gesetze, die plötzlich zu dem Zwecke erlassen werden, die bisherige öffentliche Gesittung von Staats wegen und von oben herab zu verbessern.

Unter den Gärtnern war ein freundlicher Mann mit weißem Bart und Hornbrille, der vornehmlich die Richtung des Sturzes lobte; denn wenn der Baum nach der andern Seite gefallen wäre, so hätte er leicht ein paar Gewächshäuser eingeschlagen. Diesen Optimisten fragte ich im Weitergehen aus, wie alt die umgestürzten Bäume — es waren ihrer noch drei oder vier — wohl wären. Die Auskunft schwankte zwischen sechzig und achtzig Jahren; „aber diese Eiche da,“ meinte er, „hat wohl ihre hundert Jahre, eber fünf mehr als weniger.“ Das ist doch etwas. Dieser Baum war während der Stürme der großen Revolution gepflanzt, er hatte eine ganze Menge von Kaisern und Königen überdauert, bis ihn nun unter dem dritten Deutschen Kaiser eine unsichtbare Hand im Augenblicke hinstrckte. Es war ein wundervoll gewachsener Stamm, schlank und gerade; der Sturm hatte ihn völlig entwurzelt und schräg über ein großes Rasenbeet hingelegt. Ein armdicker, üppig grünender Epheu war mit in den Sturz seines Nährvaters verstrickt worden und starrte nun von dem ungeheuren Wurzelstamm der Eiche in die Höhe, wie ein verschlafener Reisender, der im Gasthof um Mitternacht plötzlich aufwacht und erst allmählich merkt, daß sein Bettgestell unter ihm eingebrochen ist. Zwischen den Epheuranken hing noch das botanische Namensstäfelchen des Baumes: „*fraxinus elatior*, erhabene Eiche“, und neben dieser nicht mehr passenden Visitenkarte war, ersichtlich erst vor kurzem, der Wappenzirkel einer studentischen Verbindung über dem Worte „Anna“ tief in die Rinde eingeschnitten. Da meine Studentinnen noch keine eignen Verbindungen bilden, so wird diese Inschrift wohl das Werk eines jungen Kommilitonen sein, der noch in den Semestern steht, wo man es gern in alle Rinden einschneidet. Wer die Anna wohl sein mag? Seine Schwester wahrscheinlich nicht. Mächte der Himmel sie und ihn in Stürmen bewahren, die heimlicher jahren und schlimmer wirken als der große Frühlingssturm dieses Tages!

Dieser Sturm war immerhin ein merkwürdiges Naturereignis; aber fast noch merkwürdiger war mir's, zu gewahren, wie rasch und geschickt wir Menschen uns ein solches Ereignis jeder zu seinen ganz besonderen Zwecken zurechtzulegen wissen. In der Zeitung, die am folgenden Morgen wie üblich neben meiner Frühstückstasse lag, und deren Druck abends zuvor um acht Uhr beginnt, fand ich bereits einen Leitartikel mit dem Anfang: „Gleich dem Frühlingsstürme, der, während wir dies schreiben, über unser schönes Vaterland braust, regt sich in der Tiefe der Volksseele der zornige Unwille gegen eine Partei, die —“ und so weiter. Im Anzeigenteil brachte ein Geschäftshaus seine garantiert sturmsicheren Windschirme in empfehlende Erinnerung. — Später, unsern der Stelle, wo die beiden Pappeln über den Graben gefallen waren, begegneten mir etliche Bauernweiber und halbwüchsige Jungen mit Bündeln und Schieflarren voll Holz; es waren sehr ansehnliche Keste darunter, glatt und

jauber abge schnitten. Einer der Jungen trug eine Säge, und als ich ihn fragte, woher sie kämen, erklärte er, sie hätten das abgewehrte Reifig aufgelesen. Vor den beiden schon ziemlich gründlich zugehauenen Stämmen traf ich diesmal den Herrn Konsistorialrat selber. Anscheinend studierte er an seiner Predigt für den nächsten Sonntag, denn er machte mich sogleich darauf aufmerksam, welch ein augenscheinliches Gleichnis von der Hinfälligkeit alles irdischen Hohen und Stolzen hier vor uns liege. „Das hat mir Ihr Fritz gestern schon an dieser Stelle in Wind und Regen bewiesen,“ sagte ich, „als er mit einem Baumreis spielte, das eine halbe Stunde zuvor noch sechzig und etliche Fuß über ihm aufragte.“

Der Herr Konsistorialrat sah mich tief sinnig an. „Also daher hat der Bengel seit gestern abend den Schnupfen!“ rief er. „Na, ich werd's aber meiner Frau sagen.“ Mir that der arme Fritz leid. „Mein Gott,“ sagte ich, „Kinder sind nun mal so; die laufen und gedeihen im Regen wie im Sonnenschein,“ und bei mir dachte ich: „Eine Mähe könnte die Frau ihrem Jungen nun allerdings doch aufsetzen, wenn er in dieser Jahreszeit vor die Thüre läuft. Dazu ist sie Mutter.“ Aber als ich wieder heimkam, hatte unser Aeltester gerade eine minutenlange Abwesenheit seiner Mutter bemerkt, um einen Turm von Bauklöppeln in seine Milchsuppe zu werfen. „Siehst du, Vater,“ sagte er strahlend, „jetzt ist die arme Pappel in den Weiher gefallen.“

Seitdem waren schon mehrere Monate vergangen, die umgestürzten Baumstämme waren beseitigt, die Dächer geflickt, Prediger und Redakteure hatten im Fortschritt der Jahreszeiten längst neue Gleichnisse und Anfänge für ihre Betrachtungen gewonnen, als ich mitten in der Sommerstille noch einmal sehr angenehm an den großen Frühlingssturm erinnert wurde. Gelegentlich eines eintägigen Aufenthaltes in einer Nachbarstadt hatte ich auch einen lieben jüngeren Studienfreund besucht, der dort angestellt ist und mir am Himmelststige seine Verlobungsanzeige zugehickt hatte. Er machte mich mit seiner Braut bekannt — einem reizenden, sinnigen Mädchen — und am Abend begleitete er mich ins Bahncasé, wo wir noch eine Flasche Rheinwein auf das Glück seiner Zukunft leerten. Verlobte sehen immer voraus, daß man überaus neugierig sei, zu erfahren, „wie das nun eigentlich gekommen ist“, und so begann auch mein Freund endlich nach einer Gesprächspause etwas verschämt: „Ja, weißt du, eigentlich liebte ich Hedwig ja schon seit dem ersten Mal, wo ich sie damals in Köln bei ihren Verwandten kennen lernte. Als ich dann vorigen Herbst hierher verlegt wurde, machte ich meinen Anstandsbesuch bei den Eltern, wurde auch ein paarmal eingeladen, und wir fanden uns auch sonst in Gesellschaften; aber weiß der Himmel, ich kam aus der Schüchternheit und Ungeschicklichkeit ihr gegenüber nicht heraus, und sie ließ mich's, wie mir schien, ziemlich deutlich merken, daß ich ihr nichts Besonderes sei, in der Reserve-Offizier-Uniform gerade so wenig wie in Zivil. Bis dann zu allem Glück der große Sturm kam, am 18. März — du erinnerst dich wohl? Wir hatten gerade ein recht festes und ungemütliches Diner bei unserm Chef erledigt, ich wollte mir die Droschke sparen und dachte unter meinem Regenschirm noch heil nach Hause zu kommen; aber gerade auf halbem Wege brach's los. Zuerst klappete mir natürlich der Regenschirm um, und während ich mich noch damit abmühte, frachte fünf Schritt vor mir ein halber Schornstein auf die Straße. Na, Gott sei Dank, dachte ich, er hätte auch auf meinen Cylinderhut fallen können — aber da saust auch schon der Hut vor mir her, natürlich durch die Gasse. Bekanntlich sieht ein Mann nie lächerlicher aus, als wenn er hinter seinem Hut herläuft; ich empfand das sehr deutlich, während ich unter Hagel, Regen und Dachziegeln

dem meinigen nachstreifte. Endlich erwichte ich ihn — er hatte sich auf dem Gitter eines Vorgärtchens aufgespielt.

Gleichzeitig schmetterte wieder etwas Unpassendes neben mir aufs Pflaster — diesmal war's ein Dachfensterchen —, und so hielt ich es für ratsam, mich unter die nächste Haustürnische zu flüchten. Und wie ich dastehe, mit meinem zerkrümelten Hut in der einen und dem gewesenen Schirm in der andern Hand, merke ich erst, daß es ihre Haustür ist. O Gott, denke ich, wenn sie dich nur wenigstens nicht auf dieser Hutjagd gesehen hat! Kaum hab' ich's ausgedacht, so macht hinter mir schon ein Dienstmädchen die Thür auf und sichert ein wenig: eine Empfehlung von Frau Geheimrat, und ob ich mich nicht hinauf bemühen wolle, — die Damen hätten mich kommen sehen, sie sähen gerade beim Thee. Na, ich sage dir, — mit welchen Empfindungen ich dieser Einladung folgte! Wenigstens das übliche Einleitungsgepräch vom Wetter ergab sich ja diesmal von selbst. Die Frau Geheimrat ließ mich aber gar nicht zu Worte kommen. Nach dem ersten Blick auf meinen Zustand — durchnäßt bis unter den Frack — bestand sie darauf, daß ich mich zunächst im Zimmer ihres Gatten mit Hilfe von dessen Kleiderschrank equipierte. Ich muß reizend ausgesehen haben, — mein Schwiegervater in spe ist, wie du gesehen hast, sehr geräumig angelegt, und ich kam mir in seiner Toppe ungefähr vor wie eine Stahlfeder im Lintensack. Aber es half nichts; ich mußte heran an den Theetisch, Hedwig mußte mir eine Tasse Thee mit sehr viel Rum brauen, — ach, ich hatte sie nie so entzündend gefunden wie hier in ihrem einfachen Hauskleid, in dem behaglichen, traulich warmen Zimmer, während draußen der Sturm prasselte, — und ich mußte nur immer denken: Herrgott, wie sehe ich aus, und wie muß sie innerlich über mich lachen! Na, da kam es denn schon mehr wie Galgenhumor über mich, und ich glaube, wir waren schon in ziemlich angeregter Unterhaltung, als nach beendigtem Sturm auch der Hausherr heimkam und mich in seiner Toppe vorfand. Gott sei Dank, der lacht wenigstens laut über dich, dachte ich; aber nachdem er ausgelacht hatte, beteuerte er, nun müsse ich auch den Abend dableiben. Ich sah ihn und seine Frau an, ich sah sie so ein wenig ängstlich von der Seite an, — da wurde sie rot und sagte: „Ach ja, das wäre schön, Herr Assessor!“ — na, und ich blieb. Nur daß ich mir wenigstens durch das Mädchen einen Rock aus meiner Wohnung holen ließ — das war ich meiner Eitelkeit schuldig. Ach, wurde das ein schöner Abend! Und dann —

„Kamst du sehr bald und oft wieder,“ ergänzte ich, „und — entschuldige, aber in zehn Minuten fährt mein Zug — also du erfährst, daß sie dich auch schon längst liebte —“

„Ja, weißt du,“ sagte er und blickte erinnerungsfelig in seinen Römer, „so rasch ging es doch nicht. Erst eines Abends — es war drei Tage vor Himmelfahrtstag —, da machte ich wieder mal einen Besuch, — Herr und Frau Geheimrat waren abwesend — na, es kann sein, daß ich das wusste . . . Und da höre ich, wie sie am Klavier sitzt und eben mit ihrer süßen Stimme singt:

„Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Er hat genommen mein Herz verwegen . . .“

Da kommt' ich mich nicht mehr zwingen und trat ungemeldet nach kurzem Klopfen ein . . . Sie fährt auf, wir sehen uns an . . . ich glaube nicht mal, daß ich ein Wort gesagt habe . . .“

„Ist ja auch nicht nötig,“ versetzte ich aufstehend. „Ein langer Blick des Verständnisses genügte auch, wie in den Wagnerischen Opern . . . Und so wurdet ihr glücklich. Möchtet ihr es immer bleiben! Aber jetzt — stoßen

wir also mit diesem letzten Glase an auf den, der euch doch eigentlich zusammengebracht hat . . . mit Sturmeswehen, wie es sich für die echte Liebe schickt . . .“

Er nickte mir glücklich lächelnd zu, und die Römer klangen hell zusammen: „Es lebe der große Sturm!“

Der Winklerturm in der Rosengartengruppe.

(Siehe die Abbildung Seite 12 und 13.)

Mit einer Reihe der gefährlichsten Kletterpassagen finden wir den Namen Georg Winklers verknüpft, jenes jungen Müncheners, der, eine der glänzendsten Erscheinungen in der Geschichte des Bergsports, ein leider allzufrühes Ende am Weißhorn bei Ermatt, vermutlich durch eine Lawine, gefunden hat. Bekannt ist seinen Freunden die unglaubliche Energie, mit der er seinen Körper zur Ertragung aller Strapazen und Schwierigkeiten planmäßig abzuhärten wußte, und die eiserne Konsequenz, mit der er die Durchführung der vorgenommenen Aufgaben vorbereitete. Nicht leicht konnte ihm ein würdigeres Denkmal gesetzt werden als durch die Benennung des wildesten unter den Türmen von Vajollett in der Rosengartengruppe nach ihm, der am 11. September 1887 zum erstenmal seinen sicheren Fuß auf die schmale Spitze dieser schwindelnden Zinne setzte. Mit Recht gilt diese 2807 Meter hohe Felsäule als schwierigster Gipfel in den Dolomiten Südtirols, und wenn gewisse Anstiege auf andre Gipfel als noch schlimmer geschätzt werden, so läßt sich dies nur durch eine größere Häufung gleichwertiger Schwierigkeiten erklären. Die zweite Erstbesteigung fand 1889 durch R. H. Schmitt und A. v. Krafft (ebenfalls führerlos) statt, und erst in neuerer Zeit (seit 1893) haben sich Führer gefunden, wie der berühmte Antonio Dimai, die mit entsprechend qualifizierten Kletterern die schlanke Dolomitsäule zu erklimmen wissen; sogar schon zweimal ist der so unnahbar erscheinende Gipfel „traversiert“ worden, dessen gewöhnliche Erstbesteigung durch die dem Vajolletthal zugekehrte Südostseite stattfindet. Ueber zum Teil senkrechte Wandstufen wird ein schwindelndes Band erreicht, von dessen Ende durch einen enorm schwierigen, teilweise über die freie Wand hinausgehenden Riß und eine Reihe kaum weniger schlimmer Kamine eine kleine Gratscharte und von da über die fast senkrechte Gratschneide und über einen kleinen Vorzacken der höchste Punkt erreicht wird. Dieser letzte Teil des Weges ist gut sichtbar, wenn man auf dem Wege zum „Gartl“ — von wo die Rosengartengruppe erklimmen wird — den sich scheinbar überhängenden Felssturm erblickt; ein Bild, das auch in den Dolomiten zu den verwegenen gehört, die man in diesem an bizarren Naturformen nicht armen Gebiet finden kann. e. p.

Am Meere.

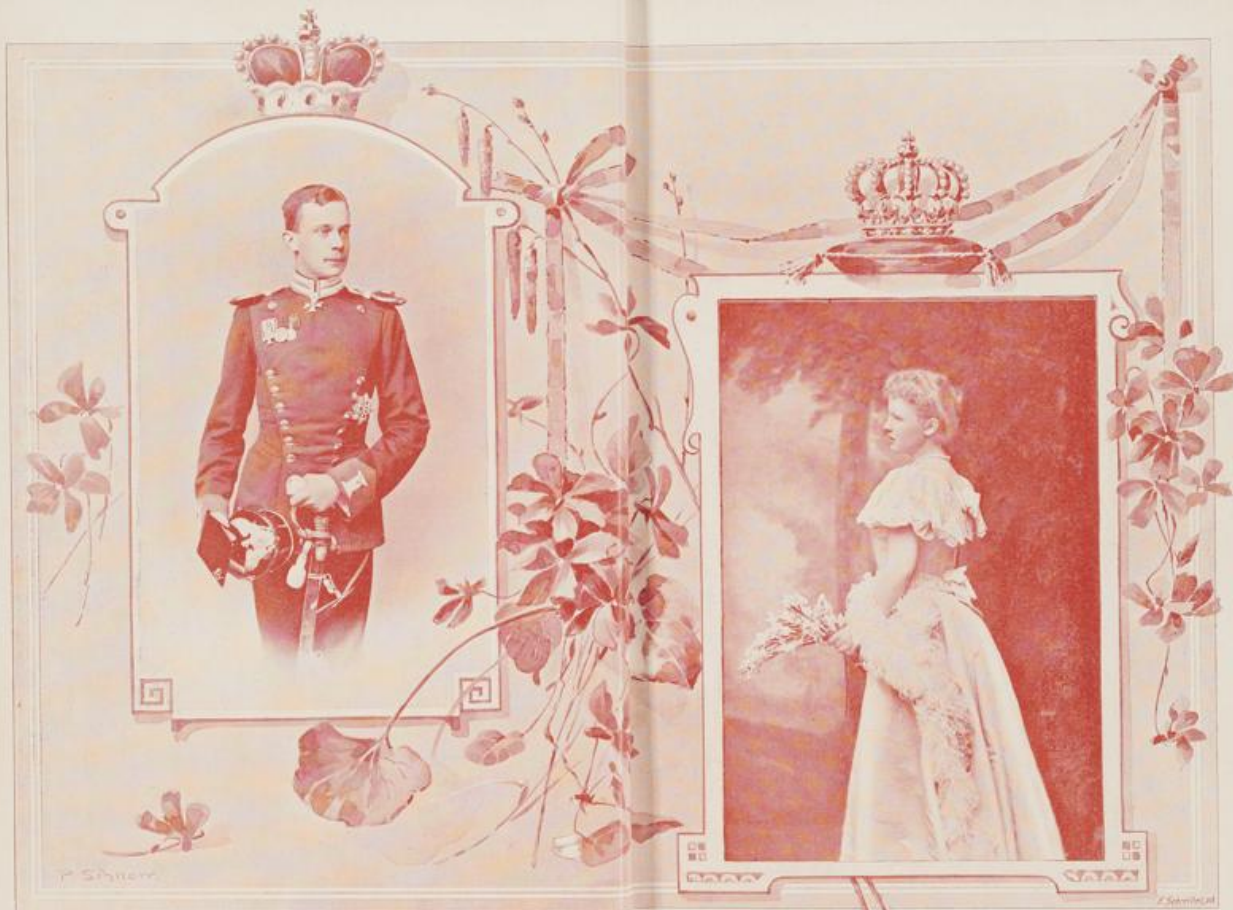
„Ich steh' auf der Bühne, tief in dem Meer,
Da sprudelt und schäumt es um mich her.
Die Möwen sitzen auf glattem Stein,
Begleiten das Tosen mit klagendem Schrei'n.“

Und wie es die Vögel zu schmetterten zwingt,
Je lauter es um sie lärmt und klingt,
So singe auch ich in das wilde Gebraus
Mit lauter Stimme ein Lied hinaus.

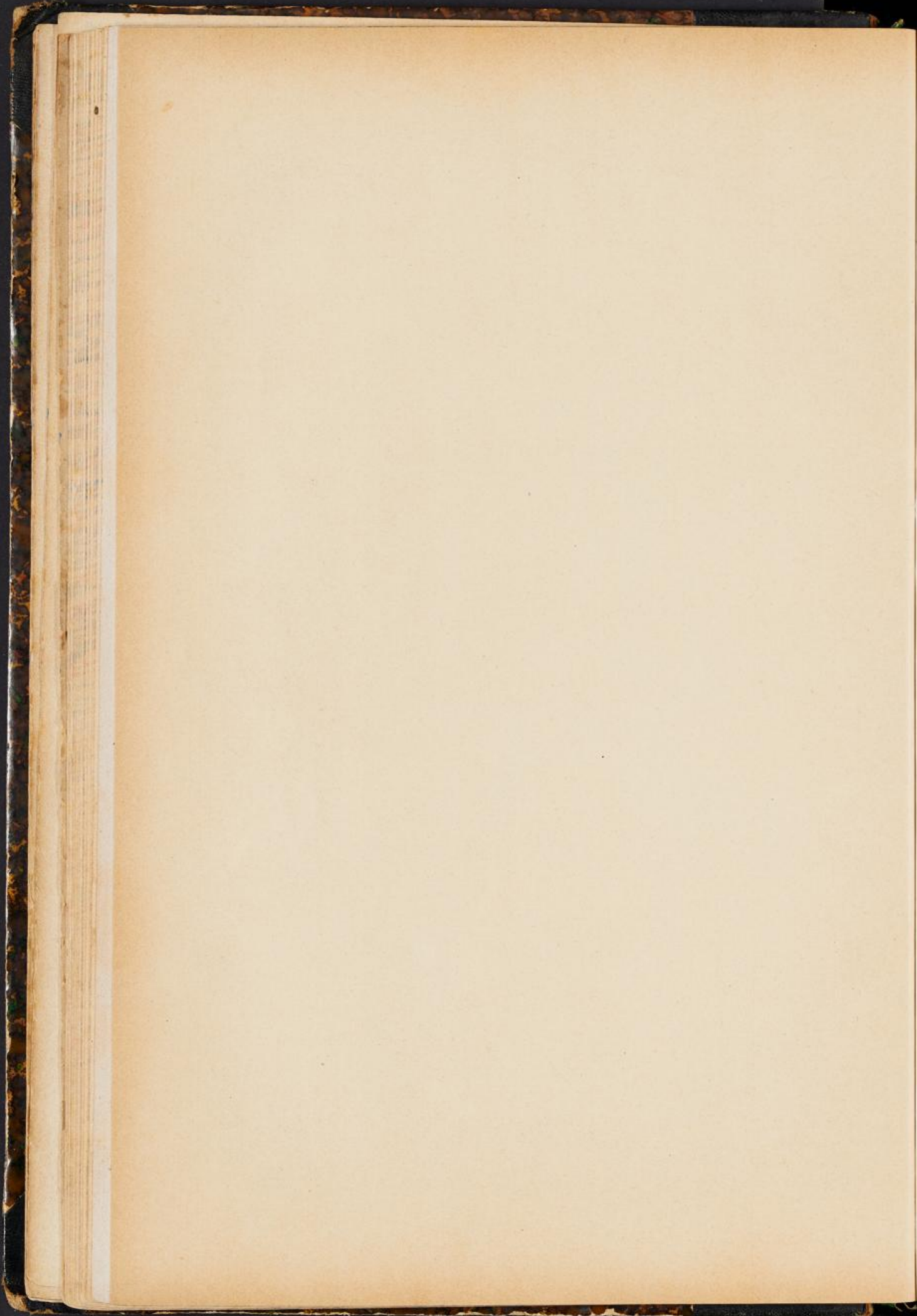
Der Sturmwind umweht mich; er reißt meinen Hut;
Als wüchsen mir Schwingen, so ist mir zu Mut;
Und frei wird die Seele; — was drückend und schwer,
Versenk' ich in dich, o du heiliges Meer!

Elisabeth Messerschmitt.

dy
er
n
s
n
s
te
te
r
g
er
e
st
n
n
l,
n
e.
s
n
e
e
f
it
e
n
n
n
n
n
d
d
e
d
n
n
n
n
n



Prinzessin Pauline von Württemberg, geb. den 19. Dezember 1877, und Verlobter, Erbprinz Friedrich zu Wied, geb. den 27. Juni 1872.



Sei
wa
Ma
ja
br
in
Ma
wa
an
tie
an
fä
wa
be
let
be
sp
m
ve
S
ll
S
G
ve
fo
w
ja
G
m
S
21
fr
G

Die Hungersteine.

Roman

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Seit ein paar Wochen lebte Hubert in einer Weltentrücktheit, die ihn Tag und Nacht, Essen und Trinken, sein kaltes Zimmer und sein sorgengebehtes Dasein ganz vergessen ließ.

Als er an jenem Abend nach Hause gekommen war, hatte er sich kaum Zeit genommen, den guten Rock mit der alten Foppe zu vertauschen. Dann saß er an seinem Schreibtisch. Die Nacht hindurch brannte seine Lampe, seine hageren Hände hasteten in fliegender Eile über das Papier. Erst als gegen Morgen die Lampe erlosch und der Kopf ihm leer war wie eine ausgepreßte Zitrone, warf er sich halb ausgekleidet aufs Bett und schlief wie ein Toter.

Aber nur ein paar kurze Stunden. Sobald die tiefste Erschöpfung vorüber war, schlug er die Augen auf, in einem jähen Schrecken, daß er etwas veräumt habe.

Und plötzlich stand alles wieder vor ihm, als wäre es nur einen Augenblick von einem Vorhang bedeckt gewesen. Seine Menschen bewegten sich, lebten, sprachen, er sah in ihre Seelen, ihre geheimsten, verborgensten Regungen. Ganze Scenen spielten sich vor ihm ab.

Er gönnte sich kaum einen Bissen Brot, um nur keinen Augenblick von der Schaffensseligkeit zu verzetteln.

Nie hatte er in dieser Weise arbeiten können. So aus dem Vollen heraus, dem Unendlichen. Überall war's, als sprängen neue Quellen in seiner Seele. Er hörte ihr Rauschen wie ein Berauschter. Er wühlte in den Schätzen, die auf ihn zuströmten, verzweifelt, daß er nicht alles bergen und halten konnte. Aber dies Verzagen vor der eignen Fülle war höchstes Glück.

Endlich aber versagten die immer wieder grausam emporgepeitschten Kräfte den Dienst. Trotz aller Gewaltmittel, aller qualvollen Anstrengungen vermochte er kein Bild vor seine Augen zu zaubern. Sein Kopf war wie ein ausgebrannter Krater, Schlacke, Asche. Kein Funken wärmenden Feuers mehr.

Und da erst kam er zum Bewußtsein.

Er war in solchen Ebbezeiten immer tief verstimmt gewesen. Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichtwerden.

Neben Land und Meer. Ill. Ost.-Geste. XIV. 10.

Aber nicht schaffen können, wenn Zukunft, Ruhm, Glück davon abhängen!

Er sah die goldigen Augen vor sich, so sprühend von Leben und Geist. So verheißend! Sie hatten ihn angefeuert. Wenn er erlahmen wollte, sah er ihren seltsam tiefen Blick, der zu sagen schien: Wir beide! Da hinauf!

Und so über sich selbst hinausgewachsen hatte er sich gefühlt, daß er ruhigen Mutes vor eine Königin hingetreten wäre: „Sei mein! Ich will dich zu mir emporheben!“

O weh! Wie sah es jetzt aus mit seiner Gottähnlichkeit!

Er wagte keinen Blick in sein Manuskript zu thun. Der Anblick seiner Handschrift ekelte ihn an. Die ausgestrichenen Stellen, die Unebenheiten des Stils, die in der Eile und Angst, nichts zu verlieren von dem Zuströmenden, flüchtig hingeworfenen Sätze! Das ging ihm jetzt, wo er kalt, nüchtern, kritisch und tadelstüchtig wie ein Feind vor seine Arbeit trat, peinlich auf die Nerven.

Die Idee kam ihm verrückt vor. Er konnte sich in diesem Zustand tiefer Depression nicht wieder zu ihr emporheben. Es erschien ihm wie eine Vermessenheit, daß er seinem Talent die Kraft zutraut hatte, ihm auch nur die bescheidenste bürgerliche Existenz zu verschaffen.

Finstere, selbstzerstörerische Gedanken kamen ihm, sehr süß, sehr lockend . . . ein tragisches Ende nach einem verfehlten Leben!

Aber wie durfte er sich aus der Welt schaffen, er, an dem so viele Verpflichtungen hingen?! Sein Kind! Nachdem er die Mutter ihres bißchen Vermögens beraubt, durfte er die beiden nicht im Stich lassen.

Was war er doch für ein Unglücksvogel! Ein wohlwollender Freund kommt ihm entgegen, öffnet ihm sein Haus, hat den besten Willen, Mittel und Wege, ihm herauszuhelfen . . . Und er — wie ein Verrückter — wirft sich selber die gastliche Thür vor der Nase zu! Er läßt sich's einfallen, sich in die schöne Tochter des reichen Mannes zu vergaffen. Wenn er nicht zum Verräter werden will an sich selbst und Johanna, darf er sie ja nicht wiedersehen.

Den einen Abend, im süßen Rausch, hat er wohl seine Vergangenheit vergessen können. Jetzt aber steht sie fest und breit da, weicht und wankt nicht, wenn er sie herauschieben möchte aus seinem Leben, und verbaut ihm erbarmungslos die Zukunft.

Und gerade in Bezug auf seine „Gewissensthe“, fühlt er, vollzieht sich langsam eine Wandlung in ihm.

Trogig und im Gefühl seines guten Rechts hatte er der Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen. Es hatte ihm wohlgethan, ihre Vorschriften mit Füßen zu treten, ihr zuzurufen: „Seht, so wenig acht' ich euch! Ihr, die ihr in euren prüden Gesetzen die sittenloseste Ehe — eine Ehe, die aus Eigennutz oder aus Leichtsinne oder aus Ehrgeier geschlossen wird — mit allen Ehren behängt, und ein Bündnis, der heiligsten, reinsten Liebe entsprungen, verdammt wie eine Pestbeule der Unsittlichkeit — euch frag' ich nicht: mit Verlaub? Ich handle nach Menschen- und Dichterrecht!“

Aber nun er einmal die Luft in diesem wahrhaft vornehmen Hause geatmet hatte, war's, als wäre mit dieser Luft auch die Anschauung dieser Kreise in ihn eingedrungen.

Er brauchte nur an Charlotte zu denken und — er schämte sich. Hätte er nicht die Pflicht gehabt, Johanna zu schonen? Er wußte ja, sie war nichts für sich selbst. Vor seiner Leidenschaft schmolz ihr kleines Ich dahin. Sie wäre ebenso gern gestorben, wie seine Geliebte geworden. Aber mit ihrem Tod wäre ihm nicht gedient gewesen. Und so hatte er das größere Opfer von ihr verlangt.

Charlotte aber? — Nein! Um Gottes willen! Ihr nicht einmal mit dem flüchtigsten Gedanken zu nahe treten, daß sie fähig gewesen wäre — auch aus Liebe nicht — das Gesetz zu übertreten.

Sie hätte nicht einmal Künstlerin, gar nicht so klug und geistvoll sein brauchen, so ernst und strebsam. Schon daß sie eine Vollnatur, ein Mensch für sich war, daß sie seiner Person eine eigne, abgeschlossene Persönlichkeit entgegensetzte, das allein hätte Charlotte vor jedem begehrliehen Gedanken, geschweige denn vor seinem Verlangen geschützt. —

Es kamen böse Stunden, in denen er Johanna fast zürnte, daß sie nicht die Kraft gehabt hatte, ihn seinem Schicksal zu überlassen.

Warum hatte sie ihn so ohne Schranken geliebt?

Er brachte es nicht über sich, sie zu sehn. Kurze Briefe gingen zwischen ihnen hin und her. Er entschuldigte sich mit Arbeit, und sie glaubte nur zu gern, daß die Begegnung mit Berghauer vom glücklichsten Einfluß auf seine Schaffensstimmung gewesen sei.

Und doch hatte er jetzt kein andres Bestreben als das, Zeit totzuschlagen. Er las zwar, aber ohne rechtes Interesse. Er schrieb einige Kleinigkeiten, aber die Unlust kam bald über ihn. Nur mit halber Seele arbeiten — nein, dann lieber gar nicht. Alle Kräfte sammeln, aufsparen für ein seiner würdiges Werk!

Er ging also wieder viel spazieren, besuchte die Sehenswürdigkeiten, die Museen, die Bibliothek. Soviel sein abgesspannter Kopf zu fassen vermochte, nahm er in sich auf.

Am häufigsten zog es ihn nach der Gemäldegalerie. Die milde Wärme der Mäure, der Anblick des bunten, köstlichen Lebensüberflusses an den Wänden, der auch für ihn da aufgehängt war, gab ihm ein Gefühl des Reichtums.

Und da sah er Charlotte wieder.

Vor der „Venetianerin“ von Tizian saß auf einer Stellage eine junge Dame und kopierte.

Die ungemaine Schlankheit der Gestalt, das lichtbraune, leichtgekrauste Haar erinnerte ihn, als er sie nur erst vom Rücken gesehen hatte, an Lolo. Er ging ein Stückchen weiter, scheinbar in die Bilder vertieft, und erhaschte nun auch den Anblick ihres zierlichen Profils.

Sie war so gleichgültig gegen die Außenwelt, daß sie die kleine Gruppe Neugieriger, die sich angesammelt hatte, um ihr zuzusehn, nicht im geringsten beachtete. Sie tauschten flüsternd ihr Urteil aus, das sehr anerkennend war. Lolo ließ sich nicht stören. Ihr ganzes inneres Leben war in ihren Augen konzentriert, die von einem stillen, fieberhaften Feuer brannten. Ihr Ausdruck war gespannt von einem so tiefen, heiligen Ernst, wie er ihn nach ihrer sprühenden Lebendigkeit nie in diesem jungen Gesicht gesucht haben würde.

Nicht weit von ihr hatte sich ein junger Künstler ebenfalls an das Kopieren eines Bildes gemacht. Ein dandyhaftes, flottes Kerlchen in braunem Sammetrock, mit spitzem Bärtchen und kecker Miene. Er rief ihr, die gewiß schon längere Zeit kameradschaftlich neben ihm arbeitete, zuweilen auf französisch eine Bemerkung zu, die sie ebenso, aber hastig, als wolle sie sich nicht zerstreuen, beantwortete.

Hubert verstand nur Bruchstücke. Er, der die lateinischen und griechischen Klassiker in allen ihren Feinheiten begriff, der französische, italienische, englische Bücher las, war nicht im stande, der leichtesten französischen Plauderei mit seinem ungeübten Ohr zu folgen.

Das brachte ihn auf einmal wieder zu sich. Er hatte so lange in einer Art geistiger Lähmung vor einem Bilde gestanden, ohne auch nur zu wissen, was es darstellte. Jetzt, wie erwachend, machte er eine hastige Bewegung, fortzugehen. Da sah Charlotte auf, ihm ins Gesicht . . .

Ein paar Pinsel fielen ihm vor die Füße. Er bückte sich danach und überreichte sie ihr mit einer stummen Verbeugung.

Mechanisch nahm sie sie aus seiner Hand. „Mein Gott,“ sagte sie zweisehend, „sind Sie's denn?“

Es war noch alles traumhaft, ihr Auge, ihre Bewegungen, ihre Sprache. Dann aber straffte sich ihr ganzes Wesen. Mit einem Blick auf das herumstehende Publikum, das mit unverhüllter Neugier der Erkennungs-scene zugehant hatte, rief sie ihm zu: „Eine Sekunde. Ich bin gerade fertig. Wollte eben nach Hause.“

Er trat zurück, wieder mit einer stummen Verbeugung. Wie? Er sollte sie sprechen? Das war ihm alles so über den Kopf gekommen. Was sollte er ihr sagen, wie sich verhalten?

Sie packte indessen eilig zusammen, reinigte

flüchtig die Palette, steckte die Pinsel in ein Täschchen. Dann stieg sie von ihrer Stellage herab, gab dem Diener Weisung, das Malgerät zusammenzustellen, und nahm ihr Mäntelchen um.

Hubert bemerkte zu spät, daß er ihr dabei hätte behilflich sein müssen. Indessen der sturchehafte Kollege in der braunen Sammetjoppe war flinker als er gewesen.

„Pardon!“ rief Hubert beschämt. Aber sie schüttelte flüchtig den Kopf, als lohne sich's nicht, wegen dieser Lappalie ein Wort zu verlieren.

„Kommen doch morgen wieder, gnädigstes Fräulein?“ fragte der Braunsammetne verbindlich.

„Vielleicht... ja, ich hoffe,“ sagte Lolo zerstreut.

Er verneigte sich, die Hacken zusammenschlagend, den Kopf auf die Brust gesenkt. „Darf ich um verbindlichste Grüße an Herrn Vater und gnädige Frau bitten?“

„Danke, Herr Baron! Adieu!“

„Au revoir, gnädiges Fräulein!“ rief er hinter ihr her.

„So,“ sagte sie zu Hubert, „nun kommen Sie ein Stückchen mit, nicht wahr? Ich hab' mich nämlich wieder mal verspätet. Sie müssen mir noch sagen, wo Sie sich so lange verkrümelst haben. Sie waren ja wie von der Welt geblasen.“

Das alles sagte sie ganz selbstverständlich herzlich, ohne Pierei, ruhig und offen. Ihre schlauke, schöngebildete Gestalt ging an seiner Seite, behende und leicht. Ihre Kleidung, sehr einfach, ohne allen Schmuck, schien ihm das Non plus ultra von Eleganz. Bei jedem Schritt begleiteten sie das leise Klirren des Seidenfutters, des seidnen Unterkleides, ein feiner, unendlich einschmeichelnder Wohlgeruch.

Hubert wußte nicht, womit er's entschuldigen sollte, daß er seinen Besuch noch nicht wiederholt hatte. Er schwieg also. Sie sprach lebhaft weiter.

„Denken Sie, Papa ist zweimal bei Ihnen gewesen. Das erste Mal hat er seine Karte dagelassen. Die haben Sie doch bekommen?“

„Nein,“ sagte er. Es war ihm klar, eine Nachlässigkeit oder eher eine Bosheit der Wirtin steckte dahinter. Dies Weib, das er in seiner gereizten Stimmung ein paarmal unwirsch angefahren hatte, rächte sich durch allerhand kleine Maliceen.

„Nicht?“ fragte Lolo ganz erstaunt. „Wie geht denn das zu?“

„Meine Wirtin, gnädiges Fräulein, verwöhnt mich nicht gerade durch Aufmerksamkeit.“

Sie lachte hell auf. „Nein,“ rief sie, „das muß ja ein wahrer Satan sein! Als Papa das zweite Mal nach Ihnen fragte, hat sie ihm die Thür vor der Nase zugeschmissen.“

Huberts Stirn war dunkelrot geworden. Es kochte in ihm vor Empörung. „Das ist ja —“ murmelte er.

„Ja, aber warum ziehen Sie denn da nicht aus?“ fragte sie unschuldig und sah ihn mit weichen Blicken an.

Er hob die Schultern. „Aus verschiedenen Gründen, gnädiges Fräulein. Ich habe mich nun

mal an das Zimmer gewöhnt, ein Wechsel würde mich stören.“

Sollte er ihr etwa sagen: Mein gutes Fräulein, ich habe Schulden bei dem alten Drachen und bin augenblicklich nicht bei Kasse?

Etwas unvermittelt fing er von ihrem Bilde an. Er lobte es. Eine ganze Weile habe er schon gestanden und ihr zugehört.

Nun war sie ganz Feuer und Flamme. „Nicht wahr, es ist ein herrlicher Kopf? Wenn man sich so hineingräbt, möchte ich sagen... so beim Kopieren, wo man alles nachempfinden muß, man kommt gar nicht aus dem Entzücken. Gott! Die breite Stirn, frei, rein, der üppige Mund, und doch herb, zugepreßt — was hab' ich mir bei dem Kopf nicht schon alles denken müssen! Ich hab' mir eingebildet, daß sie unglücklich geworden ist — eben weil sie so charaktervoll aussieht. Die Leute haben es schwer —“

Ihm war die Schöne zu kalt, zu stolz. „Ich ziehe die Venus drüben vor.“

Sie hob in komischem Entsetzen die Hände. „Um's Himmels willen! Keine Götter! — Menschen!“

„Ei, warum keine Götter — wenn sie so schön sind?“

Sie lachte schelmisch. „Ja, wissen Sie, ich bin nämlich eine grenliche Ketzerin. Solche abstrakten Gesichter — nein! Eine Göttin der Liebe — stellen Sie sich das mal vor! Immer bloß lieben und schmachten und glühen — und keine Aufgabe, woran man sieht, daß man lebt!“

Sie sprühte wieder wie am ersten Abend. Ihr ganzes Wesen war durchdrungen von edlem Feuer.

„Sehn Sie, wenn ich des Morgens aufstehe und möchte zehnerlei zugleich thun... o Gott! Und dann unter aller Arbeit kommt so ein Augenblick, wo man dem Leben so gewissermaßen auf den Grund sieht, wo man etwas zurücklegt für die Ewigkeit... Ich hab' es nie begriffen, daß die meisten Frauen eigentlich bloß von der Liebe und für die Liebe leben wollen.“

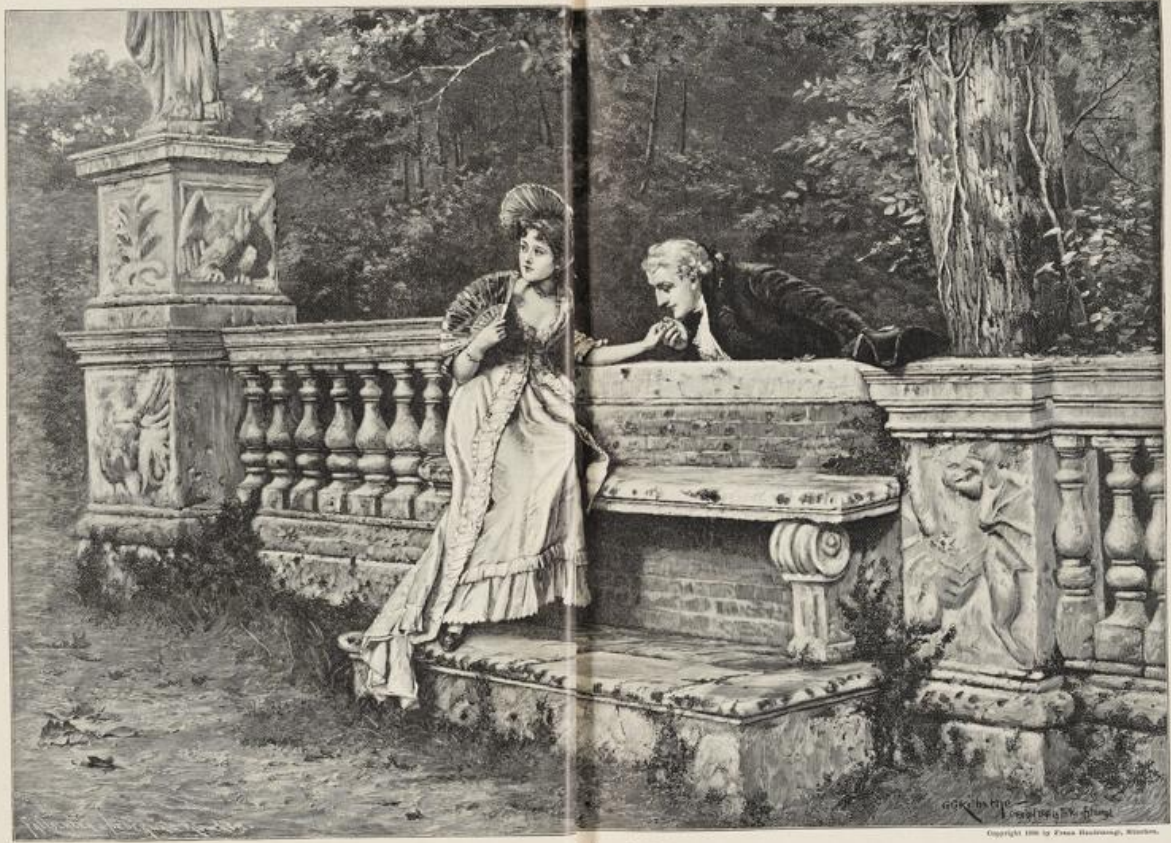
Er hatte bei ihren Worten eine bittere Enttäuschung niederzukämpfen. Wochenlang hatte er sich eingeredet: „Du hast einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.“ Und jetzt sagte er sich: „Die hat bloß ihre Kunst im Kopf. An dich denkt die nicht.“

Etwas in ihm wurde hart und kalt. Es war nicht bloß verletzte Eitelkeit, verwundeter Mannesstolz. Es war etwas Besseres: diesem Mädchen hatte er sein Höchstes dargeboten — dessen er noch keine Frau würdig gehalten — und sie stieß ihn zurück!

Er war rachsüchtig. Nur wenn er eine Kränkung vergalt, kam er über das Gefühl der Erniedrigung fort. In seinen dunkeln Augen funkelte es sarkastisch, als sie gutmütig spottete: „Nebrigens Ihre Venus — na! So himmlisch sie gemalt ist — die hat ja ein Schaßnäschen und einen dummen Mund. Freilich, wenn eins sich immer bloß aufs Klüßen spitzt —“

Er sah sie mit einem bösen Blick an. „Nuditäten sind ja auch gewöhnlich nicht der Geschmack der Damen.“

Sie blickte ihn ganz erstaunt ins Gesicht und wurde rot.



Stilleben. Stadt von O. S. Kilkorne.

Copyright 1906 by Frank H. ...

Aha, also prüde! dachte er und erzählte, wie neulich eine Schar von jungen Mädchen wie auf Kommando „Nugen links“ gerichtet, weil rechts die unschuldige Nacktheit der Liebesgöttin von der Wand leuchtete.

Lotte erglühete noch tiefer, aber in ehrlicher, brennender Entrüstung. „O diese Gänse!“ rief sie, die kleine Hand im silbergrauen Handschuh schüttelnd. Sie kam gar nicht über seine boshafte Bemerkung fort. Er sah, wie sie mit sich kämpfte. Und plötzlich brach es aus ihr heraus: „Und mich wollen Sie mit solchen...! Nein, wie Sie mir das anthun können!“

„Aber mein gnädiges Fräulein!“

„Als ob ich... als ob die Kunst nicht immer unschuldig, heilig wäre! Mein Gott, verstehen Sie doch! Ich meine, wem's im Altjaal nicht völlig einerlei ist, ob ein Mann oder eine Frau dasist... wer da nicht einfach ein Stück Natur sieht, genau so unschuldig und schön wie eine Landschaft, eine Blume... das Spiel der Lichter, die Formen... die tausend zarten Flächen und Modellierungen... Und wer sich dabei etwas andres denkt als: wie, uns Himmels willen, krieg' ich das raus —?“

Sie schüttelte langsam den Kopf und sah ihn an, als wäre sie an ihm irre geworden.

„Verzeihen Sie,“ meinte er, von ihrem Ernst getroffen, doch den ironischen Ton beibehaltend. „Sie stehen noch ziemlich allein mit Ihrer — vorurteilsfreien Anschauung. Die Mehrzahl der jungen Damen —“

„Damen!“ rief sie mit blinkenden Augen. „Ich hab' Ihnen doch neulich schon gesagt, das paßt nicht auf mich. Wissen Sie, wie sie mich im Atelier genannt haben? Weil ich immer empört war, wenn ich als ‚Dame‘ behandelt wurde, mit allerlei beleidigenden Rücksichten und Galanterien — wie die Pierpuppen, nicht wie Menschen? ‚Mädchen Bergbauer‘ hieß ich. Nicht ‚Fräulein‘. Einfach ‚Mädchen‘. Und das hat Papa solchen Spaß gemacht.“

„Ja, Ihr Papa! Sie wissen gar nicht, wie gut Sie's getroffen haben mit einem solchen Papa.“

„Ja, wenn ich hätte aufwachsen sollen wie andre Mädchen! Was die eine nicht weiß, weiß die andre — und das Geflatzche, die Lappalien, die Dummheiten — bloß um den Staat und die Liebhaber! In der vierten Klasse geht das Liebeln ja schon los, gerade weil's verboten ist, einen Jungen bloß anzugucken! Das war doch anders bei uns! Herrgott! Alles haben wir gemeinsam gehabt mit den Buben. Sie wissen doch, ich habe zwei Brüder. Der eine gräbt jetzt Diamanten in Kimberley. Der andre segelt gerade mal zur Abwechslung nach Indien. Das haben sie beide vom Papa geerbt, das Reisesieber. Na, und da haben wir immer das Haus voll Jugend gehabt, zusammen gelernt, zusammen gespielt — das war ein ewiger Wettstreit. O Gott, was hab' ich für eine glückliche Jugend gehabt!“

Hubert lief ein Schauer über den Rücken, als er an seine eigne Jugend dachte. Charlotte bemerkte es.

„Sie nicht?“ fragte sie weich und teilnehmend.

„Ach, Fräulein Charlotte, mich fragen Sie nicht.“

Was brauchen Sie zu wissen von all dem Traurigen, Häßlichen —“

„O, denken Sie nicht, daß ich davon nichts weiß! Papa hat uns nicht etwa vorgefunkert, daß alles wunderschön sei auf der Welt. Nein, wo was Häßliches war, da hat er gesagt: ‚Schaut hin, das ist häßlich. Gefällt's euch etwa?‘ Nein, es gefiel uns nicht. Wir hatten einen Abscheu davor, weil er's uns nicht erst mit roßigen Schleiern verhing. Deshalb können Sie ganz offen — es ist so manches in Ihren Gedichten, was ich nicht recht verstehe —“

Sie waren an der Gartenthür angelangt. Hubert blieb stehen, zog den Hut und verabschiedete sich.

„O,“ rief Charlotte, „wollen Sie nicht mitkommen? Papa ist zu Hause. Er würde sich sehr freuen, mit Ihnen über Ihre Angelegenheiten zu sprechen.“

„Nein, gnädiges Fräulein, Sie sind sehr gütig... ich möchte Ihren Herrn Vater nicht weiter bemühen. Meine Empfehlungen.“ Sein Gesicht war blaß, ernst, abweisend.

Charlotte sah ihn überrascht, fast verlezt an. „Sagen Sie mir um Gottes willen... was soll denn Papa denken?... ‚Ihn nicht weiter bemühen‘... Hab' ich Sie vielleicht... war ich indiscret?“

Und jetzt sah er in ihren stolzen Augen etwas Neues, Mührendes: die Angst eines Menschen, der ein Teures versinken sieht und es halten möchte mit allen Kräften. Unwillkürlich hatte sie die Hand ausgestreckt und die seine ergriffen.

Sie waren wie allein auf der Welt in dieser stillen Straße. Helle Mittagssonne lag auf den grünjammetnen Rasenflächen und schimmerte rötlich auf den kahlen Zweigen. Die ersten safrangelben und violetten Krokusblüten hatten ihre Kelche weit geöffnet. Schneeglöckchen sprossen in dichten Büscheln aus der schwarzen Erde. Die Sperlinge lärmten und zankten sich in Liebesangelegenheiten. Ueber den zartblauen Himmel kreiste ein Taubenschwarm, weißglänzend, wenn die Sonne ihr Gefieder beschien.

Er drückte ihre Hand, daß es sie schmerzte. „Fräulein Charlotte,“ sagte er voll unerschütterlicher Entschlossenheit und unheimlich blaß, „ich möchte mein Leben so offen vor Sie hinlegen, wie diese meine Hand. Erlassen Sie mir's. Es hat keinen Sinn. Nur bitte ich Sie —“

„Was haben Sie?“ murmelte sie ganz betroffen.

Er schüttelte den Kopf. „Nur bitte ich Sie,“ wiederholte er, „vergeben Sie nicht, daß ich ein Mensch bin, der immer das Beste gewollt hat... und den seine ungestüme Natur... und der Fluch jammervoller Verhältnisse... Herrgott! Da entschuldige ich mich wohl gar noch!... Und nun leben Sie wohl! Ich danke Ihnen... für Ihr gutes Gesicht... für Ihre warme Stimme... für alles, alles...“

Er biß sich auf die Lippen, zog noch einmal den Hut und ging mit hastigen Schritten den Weg zurück, den sie eben zusammen gekommen waren.

*

Es war nicht Lottes Art, sich von irgend etwas unterkriegen zu lassen.

Kopf hoch! sagte sie sich auch jetzt. Sie richtete ihre schlankte junge Gestalt höher auf und ging dem Hause zu. Es roch im Garten so herb und kräftig nach frischer Erde. Die Bienen summten schon. In allen Zweigen frogte der Saft, und die Knospen reiften sich.

Sie sah das alles. Und sie mußte daran denken, wie vergnügt sie heut morgen zu ihrer „Venetianerin“ gestürmt war. Aber trotz ihrer Jugend steckte schon ein gut Stück Weltweisheit in ihr. Auch gut! sagte sie sich. So geht's im Leben.

Am Fenster saß Tante Sophie. Sie hatte jedenfalls ihre Verabschiedung von Hubert Schwarz mit angesehen und würde darüber reden. Wie peinlich! Doch es half nichts.

„Tantchen,“ sagte sie gleich beim Eintritt, „gibst's bald was? Ich möchte gleich wieder arbeiten.“

Ja, arbeiten. Danach sehnte sie sich.

„Noch ein Weilschen, Kind. Wir haben heut Besuch zu Tisch: Onkel Friedrich.“

Lotte seufzte und wollte in ihr Zimmer gehn.

„Sag mal, Kind, war denn das nicht eben der Mensch, der Schwarz?“

„Ja, der war's.“ Lotte nahm sich zusammen. Nur ruhig bleiben!

„Charlotte, wir leben hier aber nicht in einem r-beliebigen, unzivilisierten Lande.“

Trotzdem Lotte auf dergleichen gefaßt war, bewegte sie nervös die Schultern.

„Weshalb?“

„Du hast genau sieben Minuten gebraucht, um dich zu verabschieden. Und du weißt, Volkows drüben halten sich längst auf über dein ‚freies Wesen‘.“

„Die alten Jungfern!“ rief Lotte verächtlich.

„Ich meine Volkows. Ihn und sie,“ betonte die Tante nachdrücklich.

„Alte Jungfern!“ wiederholte Lotte energischer.

„Er und sie! Klatschbasen! Tagediebe! Wenn sie sich des Morgens angezogen haben, sind sie mit ihrem Tagewerk fix und fertig.“ Und in leidenschaftlichem Protest warf Lotte die Tasche mit den Pinseln heftig auf den Tisch und zog mit einer unwilligen Gebärde den Mantel aus.

Frau von Nienstedt, in ihren besten Absichten gekränkt und zurückgewiesen, machte ein entsprechendes Gesicht.

„Tante,“ sagte Lotte, „laß mich doch.“

Sie ging zu ihr heran und strich ihr über die gelbliche Wange. „Tantchen, ich bin nun mal so.“

„Kind, ich meine auch nur: nicht mit jedem.“

„Doch, Tante, wenn es ein ehrenhafter Mensch ist —“

„Das ist's ja gerade, Lotte. Jeder andre. Aber den hast du erst ein einziges Mal gesehn.“

„Ich kenn' ihn lange.“

Tante Sophie schwieg so berebt, als verschweige sie die unheimlichsten Dinge. Lotte aber bemerkte nichts. Sie sah durchs Fenster in den Garten mit einem großen, ernsten Blick.

„Steh mal, Kind,“ fing Tante Sophie endlich diplomatisch an, „ich möchte dir ja deinen ‚Dichter‘ nicht verleiden.“

„Nein, Tante, thu's nicht,“ sagte sie leise und bittend.

„Und es ist ja am Ende bloß Phantasterei bei dir. Dein Vater — wenn von deiner Erziehung die Rede war: ‚Einsicht, Klarheit, Verstand und Charakter bilden! Das Gefühl kurz halten, beschneiden!‘ Wenn man ihn so hörte, so war bei uns Frauen die Sache, seit die Welt besteht, verpfuscht worden. ‚Sie fangen alles mit dem Gefühl an.‘ Das hast du ihn ja selber oft genug sagen hören.“

Lotte nickte gedankenvoll.

„Und deshalb durfst du keine Backfisch- und Liebesgeschichten lesen wie andre junge Mädchen. Bloß immer Sachen, die den Verstand bilden. Und um Gottes willen keine Lyrik, nichts Süßes. Bloß die Gedichte von dem Schwarz. Die machten eine Ausnahme. Weil sie eigentlich gar keine sind, nach meinem Geschmack wenigstens. Und weil sie eben das erste derartige für dich sind, so haben sie dir einen ungeheuren Eindruck gemacht. Und da bildest du dir natürlich ein, der ‚Dichter‘ müßte nun auch ein wahrer Ideal mensch sein.“

„Tante,“ sagte Lotte gequält, „was soll denn das alles?“ Sie machte Miene, nach der Thür zu gehn.

„Noch einen Augenblick, mein Kind. Siehst du, so klug du bist — mit deinem Verstande bist du ja gut und gern dreißig und als Künstlerin vielleicht noch älter — aber was bei dir zurückgeblieben ist, Lotchen, das Beste, was wir Frauen haben: das Herz, das ist bei dir noch so unreif wie bei einem vierzehnjährigen Mädchen. Und siehst du, deshalb denk' ich, du guckst dir dein ‚Ideal‘ erst mal ein bißchen genauer an. Es ist dir vielleicht im Augenblick unangenehm, wenn dein Held sich als ein sehr irdischer Mensch entpuppt — aber es ist lehrreich —“

Charlotte hatte mit wachsender Unruhe zugehört. Sie war rot und blaß geworden. Jetzt atmete sie tief. „Nein, Tante,“ sagte sie fest, „laß es! Etwas Schlechtes erfahre ich immer noch früh genug.“

Sie nahm ihre Sachen auf. „Ich muß die Pinsel noch waschen und mich zu Tisch ein bißchen zurecht machen. Es muß ja gleich Zeit sein.“

Die Jugend! dachte Frau von Nienstedt, ihr kopfschüttelnd nachblickend. Da möchte man ihr nun eine Dummheit ersparen . . . aber alle ihre Erfahrungen will sie selber machen.

Lotte stieg langsam die Treppe empor zu dem kleinen Reich der beiden Schwestern.

In dem nach Süden gelegenen großen, lustigen Erkerzimmer hauste Kläre. Vor den Fenstern eine berauschende Pracht blühender Pflanzen. Unmengen von Nippachen und Photographien — die besonders geliebter Freundinnen oder schöner Theaterhelden mit gemachten Blumen bekränzt. Wunderbar unpraktische und mühsame Handarbeiten, wie sie die Modetzettungen bringen für Leute, die absolut nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, hingen als Bilderrahmen, Wandteller, Mappen, Körbchen an den Wänden, lagen als Deckchen über Tisch, Stühlen, Sofa.

Die Sonne schien wie lieblosend über all den bunten, blühenden, blühenden Land. Ein Kanarienvogel schmetterte ein stürmisches Frühlingslied. Auf dem langhaarigen Bärenfell streckte sich in seliger Faulheit der weiße Seidenspiß, an den Kläre, in Ermanglung eines würdigeren Gegenstandes, ihren ganzen Ueberfluß von Zärtlichkeit verschwendete. Er hob nur leise den Kopf, als Lotte an der offenen Thür vorüberging, und lästete kurz auf. Dann, nach einem tiefen Seufzer, streckte er sich desto wohliger und ließ die Sonne auf sein Fellchen brennen.

In Lottes Zimmer herrschte ein anderer Geist. An dem breiten Fenster stand ihre Staffelei. Die Wände von oben bis unten mit Studien ohne Rahmen bedeckt. Ein paar Büsten und Statuetten, ein Muskelmann und eine Olfiederpuppe zwischen den notwendigen Möbeln. Der Marmorkopf eines sterbenden Sklaven von Michelangelo — an dem sie sich nie sattsehen konnte — hatte den besten Platz erhalten, der Chaiselongue gegenüber, die neben dem kleinen vernickelten Ofen in einem gemütlichen Winkel stand. Hier, das mächtige Eisbärenfell zu ihren Füßen, ein paar große, üppige Atlaskissen unter dem Kopf, ruhte sie aus, nach der Arbeit, wenn der Körper versagt und der Geist gespannt ist zum Ueberströmen von der eignen Fülle.

Wenn sie so in der Dämmerung, die Arme unterm Haupt gekreuzt, zur Decke starrte oder umherblickte an den Wänden — überall in ihren Bildern ein Stück Leben, ein Fortschritt, ein Mißlingen, harter Kampf, Hoffnung und Zukunftsraum — dann war sie glücklich gewesen, so ganz für sich. Sie brauchte die Einsamkeit, ihre eigne, ungestörte Gesellschaft. Die Welt draußen, die Menschen, die waren gewiß interessant. Das Wunderbarste aber war sie doch sich selbst. Sie bereitete sich selbst immer die allergrößten Ueberrassungen und war eigentlich von Tag zu Tag neugierig darauf, was sie innerlich erleben würde.

Als sie jetzt wieder eintrat, mußte sie erst ein beklemmendes Gefühl überwinden. Es war etwas Fremdes in ihr, sie fühlte es deutlich hier in dieser vertrauten Umgebung.

Sie hing ihre Sachen auf und klingelte nach heißem Wasser. Dann begann sie sorgfältig und langsam ihre Pinsel zu reinigen. Das überließ sie nie dem Mädchen.

Einen Augenblick bedauerte sie's, daß sie die Tante nicht hatte hören wollen. Was mag sie meinen? Was mag er selber gemeint haben? Irgend etwas mußte da nicht in Ordnung sein. Von „jammervollen Verhältnissen“ hatte er gesprochen, von seiner „ungestümen Natur“ . . . Aber dann hatte er gesagt: „Vergessen Sie nicht, ich bin ein Mensch . . . ich habe das Beste gewollt —“

Nein! Sie wollte es nicht vergessen. Wer weiß, was ihm die Klatschfüchtige Gesellschaft zum Vorwurf machte! Vielleicht steckte er in Schulden? Ach, sie wollte gar nichts hören. Wie viel wird zusammengekommen!

Er war ja ein edler Mensch, eine von den seltenen Naturen, die hart an sich arbeiten. Das sind die besten.

Sie nahm seine Gedichte und blätterte darin.

Ja, sie wollte an ihn glauben.

Dann fing sie an, Toilette zu machen. Aber es war ja alles in Ordnung, bloß das Haar noch ein bißchen überstreichen. Und dann noch einen Augenblick ruhen! Sie warf sich aufs Sofa. Eine plötzliche Verzagttheit überkam sie, die Lust zu weinen. Aber sie verbiß es und dachte, dachte.

„Dein Herz ist zurückgeblieben im Wachstum“, hatte die Tante gesagt. War denn das so?

Ja, sie war nicht wie die jungen Mädchen, die sie kannte. Die begeisterten sich für jeden hübschen, schnurrbärtigen Kavalier und dachten fortwährend ans Heiraten. Sie hatte immer nur den Kameraden im Manne gesucht. Imponiert hatte ihr noch kein einziger. Deshalb hatte sie sich auch nicht verliebt.

Ueberhaupt — das wirkliche, reale Leben hatte sie bisher bloß so mit in den Kauf genommen. Es verstand sich von selbst, daß sie aß, trank, sich ankleidete, spazieren ging und gelegentlich sich amüsierte. Aber das war ja alles so nebenächlich.

Wenn die Schneiderin ihr ein Kleid verpaßt hatte, eine schöne Fahrt verregnet oder sonst ein Malheur passiert war, was andre ganz aus dem Häuschen brachte — das nahm sie ganz philosophisch auf. Ließ aber vielleicht ein Modell sie im Stich, ging ihr eine Farbe aus mitten in der Arbeit, wollte ihr irgend etwas nicht glücken, so konnte sie weinen aus heller Verzweiflung.

O ja, sie hatte ihre Anfechtungen, ihre Stürme, ihre Wunden, tausendmal tiefer als andre, in ihrem zweiten, ihrem eigentlichen Leben.

Deshalb mußte sie sich aber die schöne, heitere Leichtigkeit und Freiheit des Gefühls erhalten. Wenn etwa ihr „Herz“ auch noch anfangen wollte zu rumoren — das fehlte noch!

Ein paar Tage lang nach Huberts Besuch hatte es sich derartiges einfallen lassen. Aber sie hatte sich an eine Arbeit gemacht, vor der sie immer ein bißchen bange gewesen war, sehr viel knifflische Perspektive.

Und siehe da, als alle Schwierigkeiten überwunden waren, hatte sie ihre „olympische“ Ruhe wieder.

Das dachte sie, als sie die Treppe hinabstieg, beim Läuten der Tischglocke.

Nach dem Essen saß man im Zimmer des Konsuls beisammen. Bei Zigarre und Mokka plauderte sich's am gemütlichsten.

Tante Sophie strickte an einem bunten Kopffhawl von feinsten Wolle — eine Arbeit, die trotz ihres Fleißes auf ein Jahr berechnet gewesen und jetzt beinah' vollendet war.

Kläre hatte eine zierliche Kleinigkeit vor, mit Goldfäden und loser Seide — ein Geburtstagsgeschenk für eine ihrer vielen Freundinnen.

Lotte that nichts. Sie that in Gesellschaft nie etwas; sie ruhte sich, sah und hörte. Die Hände uns Knie gefaltet, lauschte sie dem Gespräch anscheinend sehr aufmerksam. Man war es an ihr gewöhnt, daß sie in ihrer lebhaften, heitern Art

in die Unterhaltung eingriff. Heut fiel ihre Einfühligkeit ihrem Vater ein paarmal auf. „Fehlt dir etwas?“ fragte er. Aber sie lachte ihn aus.

Dunkel Friedrich, ein Vetter Berghauers, war ein kleiner, hagerer Herr mit einem mächtigen Schädel. Er schien immer auf dem Katheder zu stehen und seine scharfaccentuiereten Reden auf weite Entfernungen zu berechnen. Er war die Würde und Feierlichkeit in Person. Niemals hörte man ihn scherzen.

Kläre hatte ihn Dunkel „übrigens“ getauft, weil er dies Glückwort besonders häufig anwendete. Sie war immer in Gefahr, ihm ins Gesicht zu lachen. Denn sein gemachtes Pathos und sein unerschütterliches Selbstbewußtsein schienen ihr neben dem natürlichen Wesen ihres Vaters zu drollig.

Übrigens war sie sein Liebling, während Lotte gar nicht in sein System paßte. Er hielt ihre Erziehung für vollkommen verfehlt.

„Guter, ehrlicher Kerl — aber Scheuklappen,“ pflegte Berghauer von ihm zu sagen.

Allerlei Gesprächsstoffe waren schon in der friedlichen Stimmung abgehandelt worden, die den Menschen nach einem guten Mahle überkommt. Dunkel Friis zündete sich eben die dritte Zigarre an und sog fast andachtsvoll das köstliche Aroma in die imposante Nase.

„Übrigens,“ sagte er dabei in kurzen Absätzen, „übrigens hat mir Sophie zu meinem Erstaunen mitgeteilt, daß du — respektive ihr — die Bekanntschaft dieses — äh — Litteraten Schwarz gemacht hättet —“

Der Konsul zwirbelte an seinem Bart, um ein Lächeln zu verstecken. „Na,“ meinte er gutmütig, „könntest für den Mann am Ende wohl 'ne andre Botschaft ausfindig machen.“

Der Professor nickte, langsam die nah zusammenstehenden Augen schließend und wieder öffnend. „Einerlei. Lassen wir übrigens die Frage — die nicht gerade wesentlich ist — äh — offen.“

„Jawohl, lassen wir sie offen,“ brummte Berghauer voll Humor. Er warf unwillkürlich einen Blick auf Lotte, seine Gesinnungsgenossin. Aber sie achtete nicht auf ihn. Bläß, unruhig, voll Spannung sah sie zu Dunkel Friis hinüber.

„Hubert Schwarz ist unser Freund,“ fuhr der Konsul nachdrücklich fort.

„Freund?“ wiederholte der Professor, die buschigen Augenbrauen unwillig in die Höhe ziehend. „Ich meine, Freund darf man mit vollem Recht nur jemand nennen, mit dem man sich wenigstens in den Grundanschauungen des Lebens völlig eins weiß.“

„Na also! Stimmt ja. Kennst ja mein Credo: ehrliches Streben, anständige Gesinnung. Alles andre Quark.“

„Um — ich weiß ja allerdings, daß du sehr frei denkst — politisch sowohl wie in Rücksicht auf die Moral —“

„Na ja. Aber was hat das mit dem Hubertus zu schaffen?“

Kläre bemerkte, daß ihr die Seide ausgegangen sei. Sie ging hinaus, um neue zu holen. Draußen auf der Treppe trillerte sie wie eine Lerche, die der Gefangenschaft glücklich entläuft ist.

„Gott sei Dank!“ sagte Tante Sophie und hob die Augen gen Himmel. „Das war nichts für das Kind.“

„Zum Kukuck, was habt ihr denn?“ fragte Berghauer mißtrauisch. „Was soll die ganze feierliche Vorrede?“

„Ich habe dir Dinge von dem jungen Herrn mitzuteilen —“ Der Professor warf einen Blick auf Lotte.

„Wollt ihr etwa die Lolo auch 'rausjucken? Lolo, bist du feig?“

„Nein, Papa,“ sagte Lotte ruhig. Aber er bemerkte, daß ein nervöses Zittern ihren Körper durchflog.

So blieb es ihr also doch nicht erspart. Auf Tante Sophies Gesicht lag die innigste Genugthuung, daß Lotten endlich die Augen geöffnet werden sollten über „ihren Dichter“. Das gab dieser die Kraft, ruhig auf ihrem Platz zu bleiben, obgleich sie am liebsten davongelaufen wäre.

„Ihr kennt die ‚Buße‘,“ sagte der Professor feierlich, „die Geschichte eines sündigen Paares, das seinen Fehltritt durch eine Heirat kurz vor Thoreschluß noch zu vertuschen sucht, — aber — aber —! Die beleidigte Sitte! Sie rächt sich fürchterlich an ihnen. So oft sie auch versuchen, sich wieder unter die anständigen Leute zu mischen — es gelingt ihnen nicht. Der Fleck ist nicht auszulöschen. Und so bleibt ihnen nichts als — der Tod.“

„Ja,“ murmelte Berghauer, „so machen wir's! Wenn eins ausgeglitten ist und sich im Staube wälzt und nicht wieder empor kann ohne eine reine helfende Hand — wir lassen ihn liegen. Vielleicht stoßen wir ihn noch mit einem Fußtritt zur Seite, wenn er uns im Wege liegt. Das ist unsre vielgerühmte Sittlichkeit —“

„Das Stück,“ sagte der Professor mit erhobener Stimme, „ist eine Art Beichte.“

„Was? Er hat doch nicht irgendwo eine Frau sitzen, der Schwarz?“

„So weit geht die Ähnlichkeit allerdings nicht. Aber bis zu einem gewissen Punkt, — es ist auch Nachwuchs da —“

Berghauer blieb ganz ruhig. „Hab' mir längst so was gedacht. Das Pathos in dem Stück! Die wilde Empörung — das ist erlebt, das saugt sich einer nicht aus den Fingern. Wer ist denn die Person?“

Der Professor wurde ganz eifrig.

„Ja, das schlimmste ist: sie hat in der Marienstraße einen kleinen Papierkram — dicht neben der Seibtschen höheren Töchterchule. Unsre Kinder, die heranwachsenden jungen Mädchen aus den besten Familien kaufen von diesem — äh — Frauenzimmer. Unterstützen also ein solches Geschöpf auf Kosten unsrer anständigen Frauen und Mädchen.“

Berghauer lächelte grimmig. Er murmelte etwas, das wie „o sancta simplicitas“ klang.

„Aber ich kenne meine Pflicht,“ fuhr der Professor unerschütterlich fort. „Ich werde nicht verfehlen, Herrn Direktor Seibt, der mir befreundet ist, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.“

In Berghauers breiter Brust arbeitete es, als wollte ein Sturm losbrechen. Er ruckte ein paar mal vom Stuhle auf, blieb aber ruhig sitzen und brachte es nach einiger Zeit fertig, zu lächeln. „Na, entschuldige, Professor, da hätt' ich mir bald 'ne Grobheit zu schulden kommen lassen. Sieh mal, sein Fäud' ich's nicht, wenn du das Weib, das für sein Kind arbeitet, um sein Brot bringen wolltest. Aber — thu's, wenn dir's dein Sittengesetz befiehlt. Ich hab' mich in meinem langen Leben schon an alle möglichen „sittlichen Forderungen“ gewöhnen müssen. Kurios, die Leute . . . Also gut. Du hast mir die Geschichte gewiß in bester Absicht beigebracht?“

„Lieber Wilhelm — deine Töchter!“ sagte der Professor tief durchdrungen.

„Ganz meine Meinung,“ fügte Tante Sophie mit eiserner Ruhe hinzu. „Ich würde nicht den Mut haben, einem Manne mit diesen moralischen Qualitäten fernerehin mein Haus —“

„Lolo!“ rief Berghauer, den Arm um die Schulter seiner Tochter schlingend, „sag du unsern guten Leuten, daß sie sich unnütze Bedenken machen! Was, so ein Kerl! Ein ganzer Kerl voll Kraft und Mark! Schand' und Sünde wär's, ihn laufen zu lassen, weil er mal eine — na! — Unregelmäßigkeit —“

Aber Lotte richtete sich heftig aus seinen Armen auf. Jetzt glühte ihr ganzes Gesicht. Ihre Augen waren weit geöffnet in Qual, Stolz, Scham und jungfräulicher Abwehr. „Nein, Papa, laß ihn nicht wiederkommen!“ sagte sie hart.

Berghauer sah sie voll tiefster Bestürzung an. „Aber Mädels! Ist denn das mein Mädels? Groß sein, Kind! Dem Gestrauchelten aufhelfen. Kannst du's nicht?“

„Nein!“ sagte Charlotte leise, aber unerschütterlich. Die Tante strich ihr sanft übers Haar. „Lottchens weiblicher Takt,“ sagte sie, „hat entschieden.“

Der Professor lächelte zufrieden. „Die Majorität, lieber Wilhelm! Die Majorität erbrückt dich!“

Er verabschiedete sich und ging mit den Schritten eines Siegers hinaus. Tante Sophie begleitete ihn.

Berghauer sah schmerzvoll enttäuscht auf seine Tochter und schüttelte langsam den Kopf.

Da blickte Lotte, die still und steinern dagestanden hatte, zu ihm auf, so verwirrt, arm, betrogen, so beraubt und glücklos, daß er sie in überwallendem Mitleiden an seine Brust drückte. „Mein armes Kind!“ murmelte er.

*

Es war im Hochsommer um die Mitte des August.

In Huberts niedrigem Zimmer, das dicht unterm Dache lag, brütete eine wahrhaft tropische Hitze. Die Wände, die Decke, der Fußboden, alles schien in diesem mit Menschen vollgepfropften Hause Glut auszustrahlen. Das Fenster war geöffnet. Aber was von draußen hereinkam aus der engen Gasse, war weder Frische noch Bewegung. In schwülen Stößen, staubgesättigt, dunstig, fuhr es manchmal über den Schreibtisch hin und wühlte in dem Durcheinander, das dort herrschte, oder strich über das

aus Kästen und Schränken herausgerissene bewegliche Eigentum Huberts.

Ein paar bescheidene Koffer standen schon halb gefüllt. Hubert hatte die Zoppe abgeworfen und „schufete“ in Hemdärmeln wie ein Handwerker. Das Packen war ihm eine saure Arbeit.

Er war trotz der körperlichen Bewegung, trotz des Schweißes, der ihm von der Stirn perlte, fahl von Farbe. Das dunkle Haar klebte in schweren Strähnen zusammen und hing ihm schlangengleich bis über die Brauen. Er sah schlecht aus, herabgekommen, wenigstens körperlich — aber wie einer, der zu allem fähig ist.

Aus dem Nachbarzimmer erscholl ein regelmäßiges Klopfen und Hämmern. Er hörte nicht darauf. Nur manchmal fiel es ihm auf. Dann segnete er den braven Schuster, der so fleißig seine Flickarbeit that. Der hatte ihn herausgeklopft aus der langen Lethargie, der er zuletzt verfallen war.

Schlimme Zeiten hatte er hinter sich.

Die Sommerglut schien auch sein Gehirn auszudörren. Er hatte brach gelegen, wochen- und monatelang, und in vergeblichen Anläufen seine Kraft zerpsplittert. Es war immer weiter bergab gegangen mit ihm. Aber er hatte es zwingen wollen und ausgehalten und immer von neuem versucht. Bis eines Morgens das „Klopf, Klopf“ nebenan erscholl.

Das war der Tropfen gewesen, der das randvolle Gefäß überlaufen ließ. Eine Scene mit seiner Wirtin, in der ihm der Ekel vor diesem Weibe, vor diesen Verhältnissen bis an den Hals stieg — und — der große Entschluß war geboren. Hubert Schwarz brach mit allem, was nicht sein „Talent“ war.

Er ging fort.

Das bißchen Wäsche war bald untergebracht, die Bücher auch. Jetzt war er über den Inhalt des Schreibtisches gekommen, und nun wurde die Sache interessanter, bedenklicher. Was steckte alles in dem großen altmodischen Möbel! Seine Entwürfe, ungeborene Werke . . . eine Fülle von Gedanken, Hoffnungen, von Bitterkeit und Enttäuschung. Ein Auto, das mitten im Sommer, bei dem der kleine Ofen, der im Winter so karg gehalten war, lustig knisterte und rauchte — Hubert Schwarz hatte die Spreu vom Weizen geschieden mit wahrhaft drakonischer Härte gegen sich selbst.

Dann kamen die Briefe — meist Geschäftliches. Aber auch Berghauers letzte Zeilen kamen ihm in die Hände. Trotz der drängenden Zeit nahm er doch das Schreiben aus dem Couvert und überlas es noch einmal. Und wieder traf ihn der väterlich herzliche Ton des Mannes.

Der Brief war im April verfaßt, kurz vor einer Reise, die der Konsul mit seinen beiden Töchtern zu unternehmen gedachte. Charlotte habe große Lust geäußert, noch eine Weile bei den Spaniern und Franzosen in die Schule zu gehn. Er selber, der die größte Freude an ihrem Eifer und an ihren Fortschritten habe, gönne ihr von Herzen eine Aufreicherung und sich dazu. Leider sei es ihm nicht mehr möglich, da die Sache ein bißchen schnell gekommen, seinem jungen Freunde persönlich Bebewohl

zu sagen. Er thäte es deshalb hierdurch und häte Hubert, wenn er irgend den Rat eines Freundes bedürfte, sich an ihn zu wenden, und so weiter.

Während Hubert den Brief langsam zusammenfaltete, überkam ihn mit frischer Gewalt das Gefühl, das ihn beim Empfang der Nachricht überfallen hatte. Eine Bitterkeit ohnegleichen. Aha! Sie laufen davon! Die bequemste und fashionabelste Art, unliebame Leute abzuschütteln, voreilig gegebene Versprechen und Freundschaftsversicherungen ungeschehen zu machen.

Nun, er brauchte sie nicht. Er würde sie nie bemüht haben, diese vornehmen Leute. Warum hatte er sich auch eingebildet — selbst noch eine Weile nach der letzten Begegnung mit Charlotte! Er war ein Thor gewesen. Diese Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er konnte ihnen noch dankbar sein, daß sie eine so schnelle Entscheidung herbeigeführt hatten.

Indem er den Brief in ein Päckchen einordnete, wurde draußen an der Klinke gerüttelt, und die unverhoffte Thür prallte so plötzlich auf, daß der Besucher auf einmal mitten im Zimmer stand. Jedenfalls zu seiner eignen größten Ueberraschung.

Es war Karl Wedekind, der ein sehr verlegenes Gesicht machte, dann aber laut zu lachen anfing und ungläubig den Kopf schüttelte.

„Zunmer noch bei offenen Thüren, Mensch?“

Nun aber stuzte er von neuem, sah umher auf die Unordnung, die halbgepackten Koffer, die Glut im Ofen und sank fassungslos in den nächsten Stuhl.

„Was geht denn hier vor?“ fragte er nach einer Weile. Die vier Treppen hatten ihn atemlos gemacht. Die fürchtbare Hitze färbte sein behagliches Gesicht so dunkelrot, daß es fast einen beängstigenden Eindruck machte.

„Ich wäre heut nachmittag noch zu dir gekommen, Kindlein,“ sagte Hubert kühl gelassen. „Abschiedsvisite. Ich reise morgen.“

„Na, Gott sei Dank, daß du dich mal herausreißt,“ rief Karl in seinem herzlichsten Ton. Er sah Hubert lange aufmerksam an. „Wird dir gut thun, Hubertus. Hast's, weiß Gott, nötig.“

Ein finstres Lächeln flog um Huberts Mund. „Hast dich ja lange nicht blicken lassen.“

„Rein, wahrhaftig, 's sind, glaub' ich, drei Monate her,“ brummte Karl, dessen Farbe jetzt ins Violette hinüberspielte. Er wirtschafte mit dem Taschentuche auf seinem Gesicht herum, tupfte, wischte, fächelte sich, als käme er gar nicht wieder zu sich vor Hitze. „Weißt du,“ stieß er dabei abgebrochen hervor, „es macht sich jetzt nämlich. Sie kommen mir schon. Geschäft nimmt riesigen Aufschwung, haba, wie man so sagt. Na, ich hau' sie ja auch nicht übers Ohr als junger Anfänger . . . Gott ja, man giebt sich Mühe . . .“

„Ich weiß die Ehre auch gebührend zu schätzen.“

„Welche Ehre?“ Karl ließ die Hand mit dem Taschentuch ruhen und sah unbefangen auf.

„Herrgott, daß du dich zu mir bemüht, vier Treppen hoch . . . und bei der infernalischen Hitze —“

Hubert ließ sich nicht in seiner Beschäftigung

stören. Ja, wie er manchmal eine kleine Zerstretheit und Vertiefung in die Arbeit heuchelte, sah es beinah' aus, als wolle er sagen: Ich wäre lieber allein.

Aber Karl war mit dem Vorsatz gekommen, nichts übel zu nehmen. Es lag ja immer allerlei Zündstoff zwischen ihnen aufgehäuft. Und das letzte Mal war wieder etwas explodiert — durch Karls Schuld, wie dieser sich inzwischen hundertmal gesagt hatte.

Was brauchte er wild zu werden, wenn einer „seine Berghauers“ nicht so bewunderungswürdig fand wie er selber? Was brauchte er dem Hubert Dinge zu sagen — er, der sonst alles innerlich verarbeitete —, die dem Hubert überraschend kommen mußten, wie ein Guß kalten Wassers?

Dem Menschen, der schon damals in einer Verfassung war, in der keiner ein ruhiges Abwägen und Ueberlegen von ihm verlangen konnte. Der überall absichtlich Kränkungen, Mißachtung, Lieblosigkeit witterte?

Aber bis heut hatte sich Karl noch nicht so weit gehabt, den ersten Schritt zu thun. Das drückte ihn jetzt, als er den blassen Menschen sah, in dieser Unordnung, mit all der Lebenslast, die sich über den düsteren Brauen abgelagert hatte, wie ein Schatten, der nicht wegzutilgen war.

Und er antwortete auf die beißende Bemerkung so sanft, als hätte Hubert ihm etwas besonders Freundliches gesagt: „Ja, warum ich heut komme, Hubertus . . . direkt vom Bahnhof: die Hungersteine sind da.“

Hubert, der eifrig in einem Schubfach gekramt hatte, richtete sich auf wie elektrisiert. „Was?“ rief er, „ist's schon so weit?“

„Sie sind da. Mit diesen meinen Augen . . .“

„Wo hast du sie gesehn?“

„Bei Teischen. Hatte da geschäftlich zu thun. Ein knifflischer Fall . . . Lokalbesichtigung . . . na, das interessiert dich ja nicht weiter . . .“

„Rein,“ sagte Hubert. Er hatte jetzt alles stehen und liegen lassen, sich vorgebeugt auf seinem Stuhl und ließ kein Auge von Karl Wedekind.

„Na, also alles, wie du gesagt hattest. Um ein paar Stunden totzuschlagen, wie ich meine Sache absolviert habe, geh' ich runter an die Elbe. Unglaublich! Trostlos einfach! — Wenn man das so sieht, das Wasserchen, und wie sie baggern und machen, damit bloß das schmale Rinnsal fahrbar bleibt . . . Und überall die großen, nackten Felsen, die sonst nicht da sind (ich kenne die Gegend wie meine Tasche) — da denkt man: das kann ja nie wieder ein anständiger Fluß werden.“

Er verschnaufte und wischte sich die Stirn. Aber Hubert machte ihm ungeduldig ein Zeichen, fortzufahren.

„Na, ein Kerlchen kam mir entgegen, ganz verhubelt, die Tabakspfeife im Munde, in einer Kiepe ein frischabgezogenes Ziegenfell. Ich fragte ihn als Antochthonen nach all den Marken und Jahreszahlen, die in die Felsen eingemeißelt waren. 1616 die frühesten. Dann wieder 1719 und so weiter. Die letzten in immer kürzeren Zwischenräumen — und — immer niedriger — 1873 die allertiefsten.“

„Das alte Kerlchen stöhnte und stöhnte zum Gotterbarmen. Was für Not und Kummer und Herzeleid in den Zeichen stecke, das ginge auf keine Kuhhaut. Die Geiß hätt' auch dran glauben müssen, weil sie das bißchen Futter nicht mehr aufreiben könnten . . . Na, da schämt man sich beinah', daß man so gut angezogen ist, so einem Wurm gegenüber. Mit einem Fünfmarsstück mußt' ich mir meine Selbstachtung erst wieder erkaufen.“

„Nachher hab' ich mit meinen Kollegen vom Gericht über die Sache geredet. Sie meinten, dies Jahr käm's noch niedriger als in den ganzen drei Jahrhunderten.“

„Diese Herren waren ebenfalls sehr unzufrieden mit der Dürre. Sie hätten zu viel zu thun, oft bis in die Nacht. Bloß um all die Landstreicher, die Gelegenheitsdiebe, die Bettler hinter Nummer Sicher zu setzen. Neulich ist in der Nähe von Schneeberg ein friedliches Ehepaar, das sich ganz gemütlich mit einem Korb voll Pressabilien im Walde niedergelassen hatte, von einem frechen Kerl angefallen, tödlich erschreckt und einer gebratenen Ente beraubt worden. Mein Kollege schwor, daß die Ente dem Strolch noch lange im Magen liegen solle. Der gute Mann war außer sich über die Verderbtheit des Volks. Mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgen! Dies Radikalmittel schien ihm das einzig wahre. Ich hab' mir mein Teil gedacht. Aus nacktem, purem Egoismus. Mein Weizen blüht ja, wenn sich recht viel arme Teufel gegen das Geesetz vergehn und verteidigt werden müssen . . . Na ja . . .“ Er lachte kurz und verschmüht auf. Dann sagte er ohne Uebergang: „Johanna hab' ich auch eine Ewigkeit nicht gesehen. Wie geht's ihr denn?“

Er hatte sie nicht wieder aufgesucht, aus Zartgefühl.

Sie war ihm zuletzt so bedrückt vorgekommen, so beschämt und gedemütigt. Sie mochte es ihm nicht eingestehn, daß Hubert sie mehr und mehr vernachlässige. Huberts Liebe war ihre Rechtfertigung gewesen. Jetzt wagte sie seinem Freunde nicht mehr ins Gesicht zu sehn. Bei seinem letzten Besuch hatte sie nicht geöffnet, obgleich er an des Kindes fröhlichem Lachen gemerkt hatte, daß sie zu Hause war. Da hatte er ihr weitere Verlegenheiten erspart und war fortgeblieben.

Hubert nahm Johannas Bild vom Schreibtisch, betrachtete es eine Weile und wickelte es langsam und vorsichtig in Seidenpapier. In seinem Gesicht zitterten und zuckten die Muskeln. Es schien, als brächte er vor innerer Bewegung kein Wort heraus.

„Um Gottes willen, was hast du?“ stammelte Karl tief erschrocken.

Hubert war schon wieder gefaßt. „Also weißt du noch nichts?“

„Was soll ich nicht wissen? Ist was passiert?“

„Ja.“

„Mein Gott, Mensch, rede doch! Ist sie krank?“

„Das Kind ist tot.“

Karl war ganz blaß geworden vor Mitgefühl. Er dachte an die arme Mutter, die nun ganz ausgeraubte. „Mein Gott, woran starb es?“

Hubert zuckte die Achseln. „Der Sommer, die Dürre . . . Vielleicht war die Milch verdorben, obgleich Johanna immer die Vorsicht selber war mit seiner Nahrung . . . Aber so ein zarter Magen . . . Vierzehn Tage hat er sich gequält, der süße kleine Kerl . . . hingeschwunden . . . zuletzt ausgegangen wie ein Licht . . . Und im Sarge noch so schön, wie man sich die Engel vorstellt.“

Hubert hatte immer leiser und weicher gesprochen, so, als wär' das gar nicht seine metallreiche, starke Stimme, die diese zärtlichen Laute hervorbrachte.

Dann wurde es ganz still. Dem gutmütigen Karl saß etwas an der Kehle und drückte und preßte wie ein Krampf. „Seine einzige Freude!“ dachte er und sah Hubert mit verstohlener Innigkeit an. „Und das arme Weib! Wie grausam ist das nun! Wie hart!“

„Und Johanna?“ fragte er endlich laut.

Hubert riß sich gewaltsam heraus aus seinem schmerzlichen Sinnen. Es war ihm kaum noch etwas anzumerken. Er fuhr fort zu packen. Die Papierstücke auf dem Schreibtisch wuchsen an.

„Kannst dir's ja ungefähr denken,“ sagte er mit gemachter Trockenheit.

„Ja, freilich, eine Mutter wie die — und nichts weiter auf der Welt —“

„Zuerst hatt' ich Bange um sie. So etwas von Verzweiflung! Tag und Nacht mußt' ich bei ihr sitzen —“

„Und jetzt?“

„Ist sie ruhiger. Sie behauptet's wenigstens. Aber so oft ich komme —“

Er ächzte wie ein verwundetes Tier und fuhr sich durch sein dichtes Haar. „Immer wieder die alte Geschichte. Sie wählt mit einer wahren Wollust in ihrem Schmerz. Wenn ich fortgehe, bin ich wie zerfchlagen . . . Und arbeiten? . . . Wie mit Keulen, sag' ich dir, ist alles in mir totgeschlagen! Jeder Funke Geist, jedes bißchen Kraft! Ein Tier kann nicht dumpfer hinvegetieren, wie ich es jetzt gethan habe.“

Er zog ein andres Schubfach auf und hastete mit unruhigen Händen in den Papieren herum. Karl sah ihm eine Weile zu. Dann sagte er leise: „Das muß man nur bedenken, Hubert. Jede andre, jede legitime Mutter hat Hoffnung auf Ersatz — aber sie . . .“

Hubert sah auf, verwundert, gepackt, nachdenklich, während Karl fortfuhr: „Und dann die Treitmühle, in der sie hinlebt! Den ganzen Tag: klingling! Und dann für zehn Pfennig Federn. Oder 'ne Flasche Tinte . . . Und wenn sie ins Stübchen zurückkommt — die Leere . . . Und sie hat keinen Menschen außer dir,“ fügte er nach einer Weile hinzu, wie bittend, wie überredend.

Hubert war aufgestanden. Er ging hin und her zwischen Koffer und Schreibtisch, packte seine Schreibereien ein und schien ganz hingenommen von seiner Arbeit.

Seine Schritte, die unablässigen Bewegungen an ihm vorüber, machten Karl nervös. „Wohin gehst du?“ fragte er endlich.

„Nach Berlin.“

„Was willst du denn da?“ fragte Karl erstaunt. Er hatte bisher geglaubt, daß sich's nur um eine kurze Erholungsreise handle.

„Leben! Vorwärts kommen!“ sagte Hubert. „Aber erst mal auf ein paar Tage nach Leipzig. Da hat sich neulich ein guter Kerl von Buchhändler gefunden — ich hatte ihm meinen Roman zugeschickt — der behauptet, daß er sich für ‚mein Talent‘ interessiere. Ich hätt's ihm nicht geglaubt. Man wird pessimistisch. Aber es scheint dem Manne heiliger Ernst zu sein. Beweis: Er hat mir gestern tausend Mark Vorschuß geschickt. Meine Wirtin fiel fast in Ohnmacht. Vorgestern hat sie mich noch ‚Lump‘ tituliert. Sie weiß, einer, der kein Geld hat, kann nicht klagen. Heut früh war ich schon ‚Herr Doktor‘, heut mittag ‚gnädiger Herr‘. Wenn ich noch länger bliebe, schwindelte ich mich vielleicht bis zum ‚Baron‘ hinauf. Aber ich habe gleich alle Brücken hinter mir abgebrochen. Der Mann in Leipzig sehnt sich nach mir. Er hat Vorschläge. Ich soll ihm alle meine Schmerzenskinder mitbringen. Kurz, es scheint, ich bin ‚entdeckt‘. Vielleicht kommt auch meine Zeit einmal.“

Diese überraschenden Nachrichten hatte Hubert mit scheinbarer Ruhe erzählt. Nur war er dabei schneller auf und ab gegangen und hatte seine Packerei vergessen. Die Arme hatte er über der Brust gekreuzt, den Kopf gehoben. Seine Blicke streiften über den Raum und die Armseligkeiten hin, die so lange seine „Heimat“ gewesen waren, aber ohne sie zu sehn. Das Blut war ihm in die hageren Wangen getreten. Seine tiefgesunkenen, dunkeln Augen glühten wie im Fieber.

In Karl hatte währenddessen eine jener stillen Revolutionen stattgefunden, die sich zuweilen in der Seele dieses guten Menschen abspielten. Eine unbeschreibliche Freude verdrängte bald die erste Ueberaschung. Wünsche, Hoffnungen, Zweifel, Furcht tauchten dann auf. Dies alles bildete zuletzt ein Chaos, in dem er sich selber nicht zurecht fand.

„Nach Leipzig,“ sagte er endlich, „und dann nach Berlin. Und wie lange denkst du in Berlin —?“

„Was weiß ich!“ rief Hubert. „Ich bin ein Nomade, ein Zigeuner, ein Bohémien! Ich brauche Bewegung! Freiheit! Frische Luft! Eine neue Welt!“

„Mein Gott,“ murmelte Karl und sein Gesicht verfinsterte sich, „das hört sich ja an . . . nein . . . ich versteh' dich wohl falsch . . . du kommst doch hierher zurück? Du bist ja doch . . .“

Er kam nicht zu Ende. Hubert war vor ihm stehn geblieben mit einem so fanatisch glänzenden Blick, daß er betroffen die Lippen schloß.

„Ich weiß, was du sagen willst,“ rief Hubert gewaltig beherrschend, „du bist gebunden, meinst du, moralisch gefesselt, geknebelt . . . du bist nicht frei. Du darfst nicht frei sein, wenn du nicht eine Schuld auf dich laden willst . . . Was, Karl Wedekind, das sind deine Gedanken?“

Er sah ihn so zwingend an, daß Karl die gesenkten Augen hob und seinem flammenden Blick begegnete.

„Ja,“ sagte Karl voll Festigkeit. „Du kennst

mich ja. Deine plötzliche Abreise — wir wollen einmal ganz offen sein — hat verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Flucht. Ja, einer Flucht vor deiner dringendsten Pflicht.“

Und Karl Wedekind sah so ruhig und unerbittlich drein wie diese Pflicht selber. In seinem gutmütigen Gesicht, das manchmal durch seine schlichte Einfalt fast etwas Komisches hatte, leuchtete ein heiliger Ernst.

Dieser Mensch, der nichts war und nichts sein wollte, als einfach „gut“, wich und wankte um keine Linie breit von seiner Forderung. Das aber gerade reizte Huberts Verlangen, den oft Bekehrten wieder zu bekehren.

„Und wenn ich dir recht gäbe?“

„Du giebst es also zu?“ fragte Karl. „Du brächtest es übers Herz, das arme Weib so ausgeplündert, so vernichtet sitzen zu lassen?“

„Und wenn ich hier bliebe? Meine Ketten fester schnürte? So fest, bis sie mich erwürgt haben?“ fragte Hubert mit unterdrückter Glut. „Du weißt ja nicht, wie sie mich geknebelt, gepeinigt, am Boden niedergehalten, das Beste in mir zerstört haben!“

„Das Beste in dir! Du spielst auf den ‚Dichter‘ an! Seit Goethe und Friederike Brion glaubt ja jeder Ritter vom Pegasus sich ungestraft am Weibe verfühndigen zu dürfen . . .“

Hubert blieb am Schreibtisch stehn, stützte die Hand darauf und sah dem Tiefverstimmtten mit leisem Lächeln in die Augen.

„Das glaubst du ja selbst nicht, Kindlein —“

„Dummes Zeug! Laß die Scherze! Ich bin nicht dein ‚Kindlein‘!“

„Oder glaubst du etwa, ich wär' so ein elender Geck, dem jedes Mädchen . . .? Ach was! Bloß, damit er ‚dichten‘ kann, in Stimmung kommt? Karl Wedekind, kennst du mich so schlecht?“

Karl brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Nein!“ rief Hubert kraftvoll und entschlossen, „für mich kommt's erst mal darauf an, zu zeigen, daß ich ein ganzer Kerl bin! Einfach als Mensch. Als Mann. Danach auch als Künstler. Ja, gewiß. Und vor allem. Aber zunächst —“

Er machte wieder einen schnellen Gang durchs Zimmer.

„Man will das ja nicht auf sich sitzen lassen. Damals, als ich umsattelte, die ‚sichere Versorgung‘ als Erzieher der Jugend aufgab — Herrgott! Das Geträtsch! Die hämischen Prophezeiungen: der verlumpt, der geht vor die Hunde! Bis heut, Karl Wedekind, sah's am Ende aus, als hätten sie recht gehabt, die klugen Leuten! Es wird bald Zeit, daß ich ihnen das Gegenteil beweise.“

Er hatte sich warm gesprochen, trat jetzt an Karl heran und legte ihm mit herzlichem Druck die Hand auf die Schulter.

„Ich muß empor, Karl! Aus Selbstachtung! Ich sage dir's, dir allein: Ich war ausgetrocknet wie der Fluß da draußen. Ich muß neue Quellen suchen, wenn ich nicht vergehen will! Das ist meine höchste Pflicht. Wem nütze ich, wenn ich mich vernichten lasse von dieser Misere, die mich schon

bis an den Rand der Verklumptheit gebracht hat? — Sich selber zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, das kann doch nur der Sinn dieses Lebens, die Aufgabe jedes einzelnen sein. Und wo liegen meine besten Kräfte? . . . In meinem Talent! Ergo . . . ? Ich glaube, ich bin doktrinär geworden. Nicht wahr? Ich — ärgere dich. Du siehst aus, als wolltest du mich fressen. Und ich hab' doch nur deinetwegen . . . Mit mir selber bin ich ja längst im reinen —“

Karl suchte mit einer unwilligen Bewegung Huberts Hand von seiner Schulter abzuschütteln.

„Wahrhaftig!“ brummte er ingrimmig, „er hat recht, der Kerl, der den Egoismus als die höchste Weisheit predigt. Nicht bloß unsre Vernunft, auch unser Gewissen unterwirft sich unserm stärksten Triebe, dem Tyrannen in uns! Ich hätt' es nicht geglaubt. An meinem Freunde muß ich's erleben!“

Er sah finster und gequält vor sich hin, als suche er die Last, die Hubert ihm auf die Seele gepackt, von sich abzuwälzen. Ein paarmal hatte er mit den Achseln gezuckt, als könne er sich dadurch der Macht von Huberts Dialektik entziehen. Dieser aber, als wolle er ihn nicht freigeben, legte auch noch seine Linke fest auf Karls runde Schulter.

„Du guter Mensch,“ sagte er leise und weich, „ich versteh' ja alles . . . deinen Zorn auf mich, dein Mitgefühl für Johanna —“

„Daß das!“ rief Karl heftig und versuchte aufzustehn.

„Wie wär' das alles anders gekommen,“ fuhr Hubert trotzdem fort, „wenn sie damals dich statt meiner —“

Hier sprang Karl auf. Sein gutes Gesicht glühte. Zorn und Bewegung kämpften wunderbarlich in seinen Zügen. „Das ist nun nicht . . . das hilft jetzt nichts,“ sagte er mit knappem Atem. „Du haßt sie nun mal hineingerissen in dein Schicksal. Du wirst sie nicht am Wege liegen und umkommen lassen wie einen räudigen Hund . . .“

Er griff mit beiden Händen nach Huberts hagern Fingern.

„Es ist ja nicht möglich!“ rief er, wie um sich selber etwas Tröstliches zu sagen, „daß du jemals vergessen könntest . . . nein, nein —“

Er ließ Huberts Hände los und lief ein paarmal im engen Zimmer auf und nieder. „Es ist ja natürlich,“ murmelte er dabei, „du willst heraus, sehnst dich nach Arbeit, nach Erfolg . . .“

„Ja,“ sagte Hubert. „Nichts mehr von Liebe. Die hat mir schon zu viel gestohlen von meinem Leben. Jetzt kommt die Arbeit. Nur die Arbeit.“

„Aber später, wenn du's zu was gebracht hast, wenn's dir gut geht . . .“ Und Karls blaue Augen — er hatte Kinderaugen, der Mann — hefteten sich sprechend auf Huberts ernstes Gesicht.

„Ich bin ein Mensch, der auf einem Messerrücken balanciert,“ antwortete der. „Lauter Fragezeichen, wohin ich blicke. Vor mir. Hinter mir. Bloß eins deutlich. Ein Weg. Unfehlbar. Und den gehe ich. Vielleicht führt er irre. Dann brech' ich mir den Hals. Dann ist's noch so. Du weinst mir eine Thräne nach . . .“

Er starrte mit visionärem Blick ins Leere.

„Oder ich komme ans Ziel . . . ein dunkles, unbekanntes. Ich werde was. Dann denke: er hat recht gehabt. ‚In seinem dunkeln Drange‘ — das ist ein wunderbares Wort. Ich thue, was ich nicht lassen kann. Nicht bloß um Ruhm. Auch Johannas wegen. Wie einen ‚räudigen Hund‘, sagst du? Karl Webekind, schämst du dich nicht? Die Mutter meines Kindes, das treue, opfervolle Weib, — vergessen? Immer wird sie mir teuer sein. Daß ich für sie Sorge, mit ihr teile, das ist doch ganz einfach . . . Darüber braucht man nicht erst . . .“

Er machte eine Pause. Dann in ganz verändertem Ton: „Na, adieu, Karl Webekind! Leb wohl, alter Mensch, . . . leb . . .“

Er wandte sich nach einem kurzen, kernigen Händedruck schnell ab, trat ans Fenster und trommelte kräftig gegen die Scheiben.

Karl Webekind ging still hinaus.

Gegen Abend, als alles gepackt, alles Geschäftliche besorgt war, eine Karte p. p. c. in die Villa Berghauer geschickt und alle Fäden gelockert waren, so daß Hubert mit einem Willensakt sich von Elsflorenz loslösen konnte — blieb ihm noch der schwerste Gang zu thun: der Abschied von Johanna.

Es war sieben Uhr und noch ganz hell, als er sich auf den Weg machte. Die Luft in den Straßen war, nachdem den Tag über Menschen und Tiere sie verbraucht und mit ihren Ausdünstungen verdorben hatten, zum Erstickten schwer, schwül, giftig. Hubert, der die ungewohnte körperliche Anstrengung in allen Gliedern spürte, schleppte sich mühsam vorwärts. Er hatte die letzten Nächte nicht geschlafen vor Erregung. Die übermäßig angespannte Nerven- und Willenskraft begann zu versagen. ‚Wie werd' ich's ertragen?‘ dachte er mit leisem Grauen vor dem, was ihm bevorstand. Aber das half nichts. Das mußte noch sein. Dann war er frei.

Er ging durch den kleinen Laden, der leer war, ins Zimmer. Als er die Thür aufstinkte, kam Johanna ihm entgegen. Haltlos. In Thränen aufgelöst.

Sie war sehr verändert. Das schwarze Kleid machte sie noch magerer, verblühter, ließ ihr Gesicht grau und fahl erscheinen. Dazu die geröteten Augen. Ein Ausdruck des Verfalls lag über ihr. Sonst war sie immer peinlich sauber und nett in ihrem Aeußern gewesen, das schlichte Blondhaar so glatt gestrichen, kein Fehlfeld und Tadel an der ganzen Erscheinung. Es ging ihm gegen den stark entwickelten Schönheits- und Ordnungssinn, sie so zu sehn. Aber das Mitleid überwog. Warm und gut wie in den ersten Zeiten drückte er sie an seine Brust.

„Also ist's wirklich — wirklich ernst?“ schluchzte sie laut. „Du kannst von mir gehn, Hubert?“

„Ich muß, Johanna. Sei ruhig. Mach mir's nicht schwer!“

„Mich verlassen — Und ich habe niemand — niemand!“

Er führte sie schweigend an ihren Sofaplatz und setzte sich neben sie in die behagliche Ecke. So saßen sie zum letztenmal beisammen und fühlten, wie ihr Leben verknüpft war durch tausend Erinnerungen,

frohe und traurige, ja durch das festeste Band, das Menschen binden kann: Eternität, Eternität.

Neben dem Sofa, in der Fensterecke, stand das Kindertischchen mit dem kleinen Stuhl davor. Das Lieblingsspielzeug des Kleinen war sorgsam ausgebreitet und der ganze Winkel über und über mit Blumen geschmückt. Rosen und wieder Rosen, und Nelken und Levkojen, auch schon die ersten Herbstblumen, große, einfache Georginen und zierliche Astern.

Dafür lebte Johanna. Den Winkel und das kleine Grab draußen zu schmücken, darum stand sie auf, darum ertrug sie den übrigen Tag und die langen, schlaflosen Nächte.

Hubert konnte nicht atmen in dem Duft, der ihm die Brust bedrückte. Neben ihm saß das junge Weib, steif und mühsam gefast. Und er ertrug, um sie nicht zu kränken, diese betäubende Luft, ohne ein Wort darüber zu äußern. Sie hatte seine Hand ergriffen und hielt sie fest. Nur heut noch. Morgen war er weit fort.

Sie sprachen allerlei trockene, geschäftliche Dinge. Sie hatte wie eine gute Hausfrau immer für seine Wäsche gesorgt und seine Garderobe im Stande gehalten. Nun fragte sie mit halbem Interesse, wie er dies und jenes gepackt habe, und ob auch der neue Rock glatt in den Koffer gekommen sei. Er antwortete ihr freundlich. Aber dabei ging seine Seele ihren eignen Weg.

Immer das Kind! Sein Fels! Ihm war's, als hörte er noch sein Lallen, sein herziges Lachen, den unsicher tappenden Schritt der kleinen Füße auf der Diele.

Er suchte sich zu beherrschen. Keine Sentimentalität! Diese Phase war vorüber, eine neue kam. Das Menschenleben besteht aus solchen Phasen. Wenn die innere Wandlung sich vollzogen hat, Altes abgethan ist, Neues hervor will — war's naturwidrig, das Ueberlebte festhalten zu wollen.

Er dachte an das Wort Berghauers: „Licht schaffen, Luft machen!“ Der Mann hätte ihm recht gegeben.

Aber allmählich schien es ihm doch wohlthuenend und friedsam wie nichts auf der Welt, hier zu sitzen mit der Frau, die ihn liebte. Nur heute noch — und wann käme wieder eine solche Stunde?

Johanna war weich und voll verhaltener Zärtlichkeit. Sie hielt jeden Augenblick gleichsam fest mit ihrer Seele, sog seine Süßigkeit heraus, lebte dies letzte Glück so intensiv, als solle es sie für all die armen Jahre entschädigen, die vor ihr lagen.

Es schlug acht, und sie stand auf, um den Laden zu schließen. Als sie zurückkam, saß er noch sinnend in seiner Ecke.

„Wie ist denn das, Johanna? Sonst ging das immer wie in einem Taubenschlag. Heut ist in der ganzen Stunde kein einziger dagewesen.“

Johanna blieb ganz gleichgültig. „Es geht jetzt nicht besonders, das Geschäft,“ sagte sie ruhig und setzte sich wieder zu ihm.

„Wie kommt das?“ fragte Hubert.

Sie hob mit einer müden Gebärde die Schultern.

„Gott! Die Menschen! Wenn sie einem was

abkaufen, soll man ihnen womöglich die Hände küssen. Und immer ein freundliches Gesicht. Und immer ein bißchen schwätzen. Und das . . .“

Er begriff, daß sie das nicht gekonnt habe. „Ja, aber liebes Kind,“ sagte er gütig, „du lebst doch davon.“

„Mein Gott,“ murmelte sie, düster vor sich hinstarrend, „ich hab' ja das Menschenmögliche gethan. Ich hab' hinterm Ladentisch gestanden und Diariums und Schreibpapier und Federhalter verkauft. Und hatte kaum meine fünf Sinne beisammen . . . Aber es muß ihnen wohl nicht gepaßt haben, mein Gesicht . . . Und dann war vielleicht noch etwas andres —“

Sie überlegte eine Weile.

„Es muß auch wohl geredet worden sein,“ sagte sie dann mit einem bitteren Lächeln, als das Kind starb. Vorher hat ja kaum einer gemerkt, daß es auf der Welt war. Die Mädchen aus der Töchterchule, die meine besten Kunden waren . . . Na, das ist ja aber ganz egal,“ schloß sie mit der müden Gleichgültigkeit, die sie für ihr eignes Schicksal hatte. „Was kommt's denn auf mich an!“

„Johanna!“ rief er eindringlich, „sprich nicht so!“

„Nein, heut nicht! Heut wollen wir von deiner Zukunft reden,“ sagte sie mit einem selbstvergessenen Lächeln.

Der Abend sank immer tiefer herab während ihres friedvollen, innigen Gesprächs. Welche Fülle von Liebe in diesem schlichten Geschöpf, welch feines, intuitives Verständnis für seine Natur, seine Bedürfnisse! Sie hatte sich ganz hineingelebt in ihn, war mit tausend Wurzeln mit seinem Wesen verwachsen. Es half ihm nichts, daß er sich jahrelang von ihr loszulösen versucht hatte.

Es wurde grau und schattenhaft in dem kleinen Zimmer. Dann drang allmählich ein breiter gelber Strahl von draußen herein und erhellte an der hinteren Wand ein paar Möbel und Bilder. Aber Johannes Gesicht blieb in einem geheimnisvoll reizenden Halbdunkel. Es war so weiß und schmal und jung. Nur ihre Augen schimmerten groß, dunkel, feucht.

Sie war ihm ganz fremd und neu und seltsam anziehend. Dazu ihre weiche, wohlbekannte, von Zärtlichkeit überquellende Stimme.

Und die Rosendüfte, die aus dem Spielwinkel neben dem Sofa betäubend heraufdrangen!

Er sah sein Kind vor sich, das verlangend die Arme ausstreckte und um einen Blick, ein Wort vergeblich bettelte. Und dann dachte er an Johannes stille Dual, wenn er es um ein kleines Vergehen hart gestraft hatte. Brennende Neue, peinigende Selbstvorwürfe durchschüttelten ihn und nagten und gruben in seiner Brust.

Er fühlte nichts als eine große Sehnsucht, den Schatz von Liebe, um den er sein Kind betrogen, in vollen Fluten auszufröhen.

Aber sein Kind war tot!

Tot! Das packte ihn wie Entsetzen. Und da saß das arme beraubte Weib, das er morgen verlassen wollte!

Ihn schauderte vor der großen Einsamkeit, der

er entgegenhing. Die ganze trauliche Süße ihres Zusammenlebens überkam ihn. Die alte Liebe mit all ihrem wonnigen Zauber stahl sich in die Abschiedsstunde und band die beiden Menschen von neuem aneinander.

Am nächsten Tag war Hubert unterwegs. In dumpfem Grubeln saß er auf der harten Holzbank in dem überfüllten Coupé. Die Hitze war trotz der frühen Morgenstunde erdrückend. Durch alle Ritzen drang der Staub der ausgedörrten Erde. Dicke Wolken von Tabaksdunst lagerten über den Köpfen.

Es wurde viel hin und her geredet. Die Dürre, die Futternot, das hungernde Vieh, das in den Ställen jammervoll brüllte, das Glend der Bauern und Pächter gab einen unerschöpflichen Stoff.

Trotz der Menschen, die so dicht um ihn saßen, daß er sich kaum rühren konnte, war Hubert allein. Die große Einsamkeit fing an ihre Kreise um ihn zu ziehen. Die schwagenden, plappernden, wichtigthuenden Leute mit ihren kleinen Sorgen — es war gar nicht, als wären sie seinesgleichen. So fremd fühlte er sich ihnen. So gleichgültig ließ ihn das, was sie erregte.

Immer wieder fielen ihm die Augen zu, nach einer fast ganz schlaflos verbrachten Nacht. Eine Nacht, so furchtbar, wie er sie noch nicht erlebt hatte.

Was gestern geschehen war, welche Möglichkeiten er vielleicht heraufbeschworen hatte in einem Augenblick der Selbstvergessenheit, — unfahbar, unaussprechbar! Er hätte sich züchtigen, quälen, zerstören mögen in wilder Selbstverachtung.

Wo blieb sein Mut, seine stolze, siegesgewisse Kraft, sein glühendes Selbstvertrauen? All seine kühnen Pläne für sein Leben?

Klein war er heut, ganz klein. Hätte Karl Bedekind ihn so sehr können, vor dem er gestern noch geprahlt — er hätte seinen Augen nicht getraut.

In halber Bewußtlosigkeit dämmerte er so hin. Manchmal ein kurzes Vergessen im Schlaf. Dann wieder ganz plötzlich, scharf und klar, stand alles vor ihm. Der Zorn auf sich selbst quoll auf und griff ihm würgend an die Kehle. Ihm folgte die Angst, die siedendheiß über ihn herlief und seinen Körper mit Schweiß bedeckte.

Hatte er darum so lange und allmählich die alten Bande zu lösen gesucht, um im Augenblick der Befreiung sich selbst von neuem zu fesseln?

Was half es ihm, daß er jetzt in die Welt hineinfuhr, daß der vorwärtsrasende Zug Meile auf Meile zwischen sie legte? Johanna hielt ihn fest. Er wurde niemals frei. Er war verloren!

Und doch war's wohlthuend, dies Vorwärtsstürmen zu fühlen. Dies Rumpeln und Poltern, dies taktmäßige Summen und Hämmern, das dem eiligen Kriechen eines riesigen Tausendfüßlers glich, war doch Bewegung. Und es flog draußen an den Fenstern allerlei vorbei, Wälder und Dörfer und weite Felder. Wenn er dachte, daß er jetzt zu Hause sitzen müsse, in den alten vier Wänden, und das Klopfen des Schusters anhören — und in dieser Umgebung diese Gedanken — nein, es war doch Erlösung, Glück in allem Glend, daß er so schein-

bar sich selbst und seiner Vergangenheit entrienen konnte.

Jetzt donnerte der staubbedeckte, feuchende schwarze Wurm mit hohlem Getöse über eine Brücke. Eine lebhaftere Aufregung bemächtigte sich der Mitreisenden. Sie standen auf, drängten sich an die Fenster, reckten die Hälse und äußerten Erstaunen, Bedauern, Schreck und Sorge in den mannigfaltigsten Formen.

Erst als jemand ihm einen heftigen Stoß versetzte und sich wortreich entschuldigte, fuhr Hubert aus seiner Teilnahmslosigkeit auf und sah mit starren Augen um sich.

„Wir sind nämlich bei Riesa, mein guter Herr. Und da sind nämlich die Hungersteine zu sehn,“ sagte die freundliche Stimme eines kleinen Mannes, der Hubert gegenüber saß. „Nee, so was! Das glaubt man gar nicht. Und kommt bloß alle Jubeljahr mal vor.“

Und nun kammegieberten sie alle eifrig durcheinander und hatten so viel mit sich und dem großen Ereignis zu thun, daß sie Hubert nicht weiter beachteten.

Der sah mit seltsamen Gefühlen auf die Landschaft hinab. Hier hatte er ein paar Jahre seiner Kindheit verbracht. Hierher hatte das wechselvolle Leben seinen Vater verschlagen. Er sah den knorrigen Menschen vor sich, der nie seine rauhe ostelbische Heimat vergessen konnte und dem geschmeidigen Sachsenwöllchen feindselig und unverständlich blieb. Immer hatte er hart getämpft, um sich über Wasser zu halten. Aber das Hungerjahr dreiundsiebzig hatte ihn arm gemacht. Bald darauf war er gestorben.

Er dachte an seine Schwester Anna und an seinen Knabenstreich. Damals waren die Hungersteine plötzlich vor ihm aufgetaucht wie eine furchtbare Warnung: Wenn ihr mich wiedersehst, werdet ihr weinen!

Und da lagen sie wieder vor ihm, nackt und kahl, gleißend in einer erbarmungslosen Sonne.

Jetzt, jetzt hatte auch er sein tiefstes Niveau erreicht.

Und brennendheiß fühlte er's in seine Augen steigen.

II.

Still im stillen Geländ' rinnen die Bäche.
Über schranken-zertrümmert,
Bald ebbend,
Bald flutend,
Drängen die Ströme zum Meer.

Der Konsul Berghauer war nach zweijähriger Abwesenheit zurückgekehrt und hatte in Berlin noch einmal Station gemacht.

Im „Kaiserhof“, wo er immer logierte, war in dem zu seinen Räumen gehörigen kleinen Salon ein Tisch für zwei gedeckt. Verheißungsvoll ragten ein paar Flaschenhälse aus dem Weinkühler empor. Das seine Porzellan, Glas und Silberzeug glänzten im Schein der Aprilsonne, die eben nach einer tüchtigen Hülse wieder hervorgekommen war. Und Herr Professor Fritz Tappert, alias „Onkel Mebrigen“, zog mit Hilfe des Kellners seinen nassen Paletot aus, streifte die Gummischuhe von den Füßen und schüttelte seinem Better, übers ganze Gesicht strahlend, die Hand.

en
ge
ie
n.
en
ed

r-
rt
en

r.
"
s,
is
el-

h-
en
e-

d-
er
lle
en
he
en
b.
er
tte
n.
an
er-
jt-
bet

nd
nu
en

the.

ger
ochj

in
ein
ar
ne
ein
the
or
lfe
die
em



Wittmann, Peter, Steigung: 224, von Gensler von G. 21. 1874.

"1
lieber
dien
haben
das
begrü
mit
waren

"
jovia
und
"Ein
sehn

ande
der

dig,
gefü
tom
dem

flüf
ein
lln
ein

tie
vor
"S
ein
idy

ge
ll
un
de
ll
id
je

g
l
s

„Nebrigens ein ungemein glücklicher Zufall, lieber Wilhelm, daß mich meine dogmatischen Studien gerade jetzt in die Reichshauptstadt geführt haben,“ sagte er voll Pathos. „Da hab' ich also das Vergnügen, euch ein paar Tage früher — äh — begrüßen zu können. Nebrigens“ — und er sah mit Bedauern, daß nur zwei Gedekte aufgelegt waren — „wo sind deine Töchter?“

„Na, kommen schon noch,“ meinte der Konjul jovial, drückte den Vetter auf seinen Platz nieder und gab dem Kellner einen Wink, aufzutragen. „Sind noch in der Stadt, shopping, glaub' ich, oder sehn sich irgend was an. Bitte, bediene dich!“

Der Professor, der eben die Serviette auseinanderfaltete, hielt erschrocken inne. „Allein —? In der Stadt? Aber lieber Wilhelm!“

„Was denn?“ fragte der Konjul ganz unschuldig, das Kinn behaglich auf die gefalteten Hände gestützt. „Werden doch nicht unter 'nen Wagen kommen, die großen Mädels. Und was sollt' ihnen denn sonst passieren?“

Der Professor beugte sich über den Tisch und flüsterte — der Kellner trat eben mit den Austern ein — hinter der vorgehaltenen Hand: „Diese Unfittlichkeit hier! Denke dir, mich hat gestern abend eine Person angesprochen —“

Bergbauer verbiß ein Lächeln. Der Ton der tiefsten Empörung, mit dem der gute „Onkel Nebrigens“ von diesem Attentat berichtete, war drollig genug. „Ja, so was kommt vor,“ schmunzelte der Konjul, einschenkend. „Na, probier mal. Die Marke kann ich dir empfehlen.“

Die Gegenwart des Kellners, der, jedes Winks gewärtig, im Hintergrunde stand, verbot jede intimere Unterhaltung. Bergbauer erzählte auch so interessant und mit so vielem Humor allerlei Reise-Erlebnisse, daß Onkel Fritz ihn mit Vergnügen reden ließ. Ueberdies wär's ihm beinahe wie eine Sünde erschienen, wenn er den herrlichen Gottesgaben, die sein Vetter auftragen ließ, nicht volle Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er war durchaus kein Asket und lobte den Schöpfer, indem er sich dankbar seiner Werke freute. So ein Fasan zum Beispiel... Und solche Morcheln... Onkel Fritz war fast feierlich gestimmt.

Endlich war man bei der Zigarre. Der Kellner stellte ein brennendes Licht vor jeden, fragte nach weiteren Befehlen und verschwand auf ein Zeichen Bergbauers lautlos wie ein Schatten.

Nun wurde die Unterhaltung vertraulich. Allerlei Persönliches kam aufs Tapet. Bergbauer hatte viel zu fragen über Dresdener Verhältnisse. Manches war geschehen in den zwei Jahren, Geburt und Tod, Glück und Unglück, mancher war emporkommen durch einen günstigen Umstand, einen andern hatte es hinabgerissen.

Bergbauer war's, als diese Summe menschlicher Schicksale an ihm vorüberzog, als sah' er auf das bewegte Meer. Hoch und tief, scheinbar regellos und doch gesetzmäßig, in ewigem Wechsel und doch ewig gleich, wälzte das Leben seine Wogen.

„Nebrigens muß ich gestehn,“ fuhr der Professor

dozierend fort, „ich bin ganz erstaunt über diesen — äh — Hubert Schwarz. Er ist ja wohl derselbe, den du damals gewissermaßen protegiert hast?“

„Freilich!“ rief Bergbauer. „Hab' ich's nicht gesagt? Na, meine Protektion hat der nicht mehr nötig.“

Der Professor setzte ein zweifelndes, gutmütig überlegenes Lächeln auf. „Es scheint ja. Indessen — man weiß, wie so ein — äh — Tagesruhm gemacht wird.“

„Gemacht? Wer sollt' denn dem Schwarz seinen Ruhm gemacht haben?“

„Freunde... Koterien... das hängt ja alles zusammen wie Schwefel und Pech, hebt sich gegenseitig in den Himmel, macht Geschrei —“

„Der nicht,“ sagte Bergbauer ruhig. „Der stand ganz allein. Und wenn er durchgedrungen ist, allen Schikanen und Machenschaften zum Trotz, so schwer, so mühsam, aber so sieghaft, wie das Gute allemal durchdringt —“

„Nicht allemal, lieber Wilhelm. Meine ersten Bücher sind vor dreißig Jahren erschienen. Wer kauft sie? Wer spricht von ihnen? Während dieser Schwarz nach einem einzigen glücklichen Wurf überall bekannt ist, überall genannt wird —“

„Ja, mit den wissenschaftlichen Sachen!“ begünstigte Bergbauer. „Das ist ja Kaviar fürs Volk. Nebrigens (ich kann ja auch mal „übrigens“ sagen), mit dem „auf einmal“, das sieht doch bloß so aus. Das bricht bloß so „auf einmal“ ans Licht, wie die Blüte am Apfelbaum, hat aber schon lange dringesteckt und rumort in den braunen Nestern. Der Saft ist gestiegen und gestiegen. Die schwerste, wichtigste, undankbarste Arbeit, die geschieht immer ganz still und heinlich. Kein Mensch ahnt was. Aber wenn die Zeit gekommen und alles eine Blüte ist, dann rennen sie hin und wundern sich und wollen's nicht glauben. Na, siehst du, der Hubert Schwarz, der blüht jetzt auch.“

„Ja, er blüht. Wir haben auf einmal einen neuen Propheten. Gestern hieß er Wildenbruch oder Sudermann. Morgen heißt er — Gott weiß wie. Und immer dies blöde, blinde Gejohle, dies Abgötterei-treiben mit kleinen Talenten. Als wenn wir Goethe nicht gehabt hätten und Schiller!“

„Na, wart's doch ab. Wer weiß, was die Leute in fünfzig Jahren über den Schwarz schreiben, wenn sie die ganze „Ernte“ beisammen haben von dem Apfelbaum. Hast du, apropos, sein Stück gesehen?“

„Unerfreulich!“ sagte der Professor achselzuckend. „Einfach unbegreiflich, daß das schön sein soll!“

Bergbauer lächelte. „Er ist hervorgerufen worden?“

„Ja. Und benahm sich wie — mich ärgerte sein Gesicht. Affektiert. Ruhig. Finster. Nicht wie ein Mensch, der voll gerührter Dankbarkeit den Jubel des vollen Hauses entgegennimmt.“

„So,“ sagte Bergbauer mit milder Ironie, „bedanken soll er sich auch noch?“

„Ich dachte!“

„Da könnt' sich ja auch das Karnickel bedanken, das sie zur Ehre der Wissenschaft bei lebendigem Leibe zerschneiden.“

„Aber lieber Wilhelm!“

„Sieh mal, 's ist nämlich beinahe dieselbe Geschichte. Bloß daß so ein armer Skribifex sein eigener Divisefektor ist. Die Vorsehung, scheint's, setzt so ein unglückliches menschliches Versuchstier extra in die Welt, damit es alles, was der Zeit wehthut, an sich selber spürt und — nota bene — beschreiben kann.“

Der Professor hob abwehrend die Hände.

„Und siehst du,“ fuhr Berghauer unbeirrt fort, „wenn er dann so einen schmerzenden Nerv der Zeit berührt . . . und ein allgemeines Echo antwortet ihm . . . es klingt wie Jubel, ist aber bloß ein Wehgeschrei aller, die sich getroffen fühlen — das nennt man dann: Erfolg.“

„Eine etwas paradoxe Auffassung, lieber Wilhelm. Uebrigens — du überschätzt den Mann. Du bist ja geradezu begeistert.“

„Ja!“ rief Berghauer laut. „Ich hab' graues Haar. Aber wenn einer was kann, wenn er mir ins Herz greift und ich spüre in seinen Sachen etwas von den ewigen, großen Weltgesetzen — ob er dann jung ist oder alt, ein armer Schlucker oder ein vornehmer Tier — ich verehere ihn. Und das hab' ich ihm ganz offen gesagt, als ich ihn aufgesucht habe.“

„Du hast ihn — ? Aber Wilhelm, er hätte dich doch . . .“

„Haha! Wer weiß denn von dem Konful Berghauer im großen Berlin? Aber von Hubert Schwarz weiß man. Sind übrigens schon ein paar-mal sehr vergnügt zusammen gewesen.“

„Und deine Töchter?“

„Der Kläre geht er noch über den Fiß, ihren Seidenspiß . . . Kannst dir doch denken in dem Alter . . .“

„Aber Lottchen? — Da ist mir noch eine gewisse Scene erinnerlich —“

Ein Schatten flog über Berghauers Gesicht. „Ach, die Lotte!“ warf er hin. „Ueberhaupt das Weib! Seit es zu denken anfängt, Einzelwesen wird, giebt's einem noch mehr Rätsel auf, als sonst. Im allgemeinen vertragen sich die beiden „Künstler.“

Tappert versank in bedächtiges Schweigen. Er hob zerstreut sein Glas in die Höhe und setzte es wieder auf den Tisch, ohne zu trinken. Dafür rauchte er desto eifriger, und erst als ein Häuflein Asche ihm auf die etwas abgetragene Weste fiel, fuhr er hastig auf und klopfte sie herunter.

Der Konful hatte harmlos weiter geplaudert.

„Wilhelm,“ unterbrach ihn der Better jetzt mit erregter Miene, „eigentlich begreif' ich doch nicht, daß du, als Vater zweier Töchter, diese Bekanntschaft erneuern konntest.“

„Ei, zum Kuckuck! Warum denn nicht?“

„Nun, so ein halber Proletarier — und unsre Familie!“

„Ich hab' noch keinem seine Geburt nachgetragen.“

„Das will ich ja auch weniger — indessen, du weißt, dies schamlose Verhältnis —“

Berghauer lächelte. „Sieh mal, Professor, ich bin auch ein lockerer Vogel gewesen. Na, und du — !

Da fällt mir ein gewisses Gretchen ein, das bei deinen Eltern diente —“

Dunkelrot, nach Luft schnappend, erhob sich der Professor. „Hör mal, Wilhelm, das ist . . . das ist . . . nicht edel!“

„Edel? Nein. Aber — warum sollen wir nicht darüber reden?“

„Weil . . . weil — übrigens, wenn zwei dasselbe thun,“ leuchte der Professor in höchster Empörung.

Berghauer zwang ihn lächelnd auf den Stuhl. „Beruhige dich nur, Professor. Was ich bloß sagen wollte: Jugend hat keine Tugend. Im übrigen ist mir's noch gar nicht ausgemacht, was tadelnswerter ist: ein Mädcl, wenn wir's in die Tinte gebracht haben, einfach drin sitzen lassen und uns selber salvieren — oder die Methode von dem Schwarz: ordentlich wie ein richtiger Ghemann zu ihr zu halten, ihr das schwere Schicksal zu erleichtern —“

„Und der Welt ein Vergerniß geben, uns selber alle Thüren vor der Nase zuwerfen, haha!“ lachte Tappert wüthend.

„Nur still, Professor. Reg dich nicht auf! Worauf es für den Mann ankommt bei so einer Geschichte, ist doch einfach: nicht stecken bleiben im Sumpf, was?“

Der Professor nickte widerwillig.

„Wie leicht einer hineingerät, das wissen wir ja. Eine lustige Stunde, ein Glas zu viel — da ist auf einmal der Boden unter den Füßen weg. Und bei jeder Anstrengung, emporzukommen, gerät man tiefer hinein. Es ist förmlich wie ein Wunder, wenn's einem gelingt, ohne Hilfe, durch seine eigene Kraft, wieder auf festen Boden zu kommen. Nun, dem Schwarz ist das Kunststück glänzend gelungen. Der klettert jetzt weiter. Ueber den sprechen wir uns noch . . . Aber die Frau — und da wollt' ich dich doch fragen —“

Der Professor hob in tiefster Indignation die Hände. „Verzhone mich mit diesem Thema!“

„Entschuldige nur. Ich hab' deine zarten Gefühle verletzt. Aber, sieh mal, du fühltest dich gewissermaßen verpflichtet, der Person den Brotkorb höher zu hängen —“ sagte Berghauer mit sanfter, nicht ganz fester Stimme.

Tappert zuckte die Achseln.

„Ich habe allerdings meinem Freunde, Direktor Seibt . . . Meine Warnung war hochwillkommen . . . Der Mann hätte die peinlichsten Unannehmlichkeiten . . . Denke doch: Töchter aus den besten Familien —“

„Nun?“ fragte Berghauer noch sanfter. Es schien ihm etwas in der Kehle zu sitzen, so wenig Klang war in dem Wort.

„Was weiter? Du fragst mich zu viel. Was geht dich und mich das an? Soviel ich weiß, ist die Person aus der Gegend verschwunden, nachdem der Bastard glücklicherweise gestorben war . . . Ah! Sieh da! Endlich!“ unterbrach er sich. „Unser Klärchen! Herrgott! Und eine richtige junge Dame geworden!“

Und Tappert erhob sich mit einer Beweglichkeit, die niemand ihm zugetraut hätte, und ging dem jungen Mädchen entgegen, das lachend eingetreten war.

„Gott sei Dank!“ murmelte Berghauer, indem er ans Fenster trat und die Stirn an die Scheiben drückte. Das Glas lief an von der Glut, die ihm entströmte. Ihm war's, als müsse er um sich schlagen, loschreien oder sonst was Verrücktes thun, um Luft zu kriegen.

Herrgott, bist du denn immer noch so ein Giel! raisonnierte er in sich hinein. Bist doch alt genug. Kennst doch die Leute. Und so ein armer Tropf, der bis über die Ohren in Gelehrsamkeit steckt und doch nicht selber denken gelernt hat, so ein armes Noß, mit Scheuklappen, das sein Lebtag geseht ist von der „öffentlichen Meinung“, das kann dich in Harnisch bringen? — Kindisch wie der Xerys, der das Meer peitschen ließ, weil's ihm seine Flotte zertrümmert hatte! Schäm dich, alter Knabe!

Als er sich umwandte, um Kläre zu begrüßen, schien er ganz der heitere, vornehme, etwas weit-herzige und leichtlebige Skavaler, als den er sich zu geben liebte.

*

Für den Professor war's ein seltenes Vergnügen, in der Gesellschaft seines generösen Betters und der beiden schlanken Mädchen die Großstadt zu genießen.

Er selber hatte nie in glänzenden Verhältnissen gelebt. Deshalb erfüllte ihn die Leichtigkeit, mit der Berghauer Geld ausgab, mit Bewunderung und Hochachtung.

Zuerst hatte Tappert wohl den Versuch gemacht, für sich selber zu bezahlen. Aber da kam er gut an bei Berghauer.

„Herrgott, seid ihr engherzig! Ich hab's doch dazu. Und ich weiß, du hast's nicht. Das ist mir ja 'ne Freude, dir ein Stück Berliner Leben zu zeigen.“

„Aber ich kann mich ja nicht revanchieren, Wilhelm.“

„Zum Kukuck, muß denn immer revanchiert werden? Der ganze Verkehr in der sogenannten Gesellschaft ist ja dann schließlich nichts als ein Tauschgeschäft. Wo bleibt da Freiheit und Gastlichkeit? Denkst du, ich geniere mich im mindesten, von einem, der mehr hat als ich, etwas anzunehmen?“

„Ja, lieber Wilhelm, du! Wenn ich dich höre, ist mir's immer, als seh' ich einen den großen bequemen Weg, der für alle gemacht ist, und auf dem alle gut und zufrieden vorwärtskommen, absichtlich liegen lassen und sich durch allerlei Gestrüpp, zwischen Steinen und Wurzeln, so was wie eine Schneise bahnen. Bloß um was andres zu haben als „alle Welt.“

„Na, ein bißchen anders ist die Geschichte denn doch,“ lachte Berghauer. „Sieh mal, ich geh' nicht um den Berg 'rum, oder über den Berg 'nüber — nein, mitten durch den Berg marschier' ich. Wozu hätt' ich denn meinen Namen Berghauer?“

„Ah! Nomen atque omen!“

„Ja. Meine Vorfahren mögen vielleicht richtige Vergleute gewesen sein. Ich hau' mich bloß noch figurlich durchs Gestein. Ueberall grab' ich mir meine Tunnel. Da schneid' ich ab, da spar' ich

eure Umwege. Da find' ich allerlei, was ihr draußen auf eurem breiten, sonnigen Wege nicht habt. Und euren Ballast, den schlepp' ich auch nicht mit. Schneller vorwärtskommen! Nicht aufhalten. Das ist's! Herrgott, wieviel Zeit hab' ich denn noch mit meinen sechzig Jahren?“

„Du bist freilich noch sehr ‚jugendlich,‘“ meinte der Professor etwas zweideutig. Aber er ließ sich nun doch ohne Bedenken freihalten und mitnehmen. Hauptsächlich der beiden jungen Damen wegen. Denn auch Kläre, sein Liebling, war jetzt voll erblüht.

Sie war ihrer Schwester noch über den Kopf gewachsen und ein Bild frischester Gesundheit. Ihre schalkhafte, manchmal noch ganz kindliche Lustigkeit machte — im Gegensatz zu ihrer Germaniapracht — einen eignen Reiz an ihr aus.

Sie kam jetzt zwar nicht mehr in die Verlegenheit, dem guten „Dunkel Lebrigens“ ins Gesicht zu lachen. Dafür war er ihr aber heimlich eine uner schöpliche Quelle des Vergnügens. Und er war harmlos genug, all ihre Schelmereien ernst zu nehmen.

Gegen Lotte konnte er ein gewisses Mißtrauen auch jetzt nicht überwinden. Es lag so allerlei in ihrem Gesicht, das er sich nicht erklären konnte. „Starr und überspannt,“ fertigte er sie im stillen ab.

Ruhig und vornehm reserviert, das war der erste Eindruck, den sie auf Fremde machte. Wer gut in Gesichtern zu lesen wußte, der merkte ihr wohl ein Erlebnis an. Dunkel Tappert aber verstand sich besser auf alte semitische Handschriften, als auf die feinen Züge, die das Leben in ein junges Antlitz gräbt.

„Dunkelchen,“ fragte Kläre eines Tages, „sag mal, hast du denn mein ‚Erbstück‘ öfter gesehn?“

Sie wippte dabei vor Vergnügen auf ihrem Stuhl — eine Angewohnheit noch aus der Kinderstube her —, stützte die rosige Wange auf die gefalteten Hände und sah ihn aus den Augenwinkeln mit bezaubernder Schalkhaftigkeit an.

„Erbstück?“ fragte Tappert. Er glaubte sich verhört zu haben, da er in seiner geistigen Schwerefälligkeit noch immer an dem vorigen Thema klebte.

„Na ja! Den Doktor Wedekind mein' ich. Ich krieg' ja, als Jüngste, manchmal etwas Abgelegtes von der Lotte.“

„Aber liebes Klärchen!“ Der Dunkel war starr.

„Sieh mal, zuerst hat der Papa ihm geschrieben. Aber dann — er ist kein Freund vom Brieffschreiben — hat er ihn an die Lotte abgeschoben.“

Lotte warf dem Uebermut einen strafenden Blick zu. Eine leichte Verlegenheit überfiel sie, wenn sie an den immer wärmeren Ton dachte, den Karl Wedekinds Briefe allmählich angenommen hatten.

„Aber Lotte hatte ja zu malen,“ sagte Kläre leichtthin. „Und da ich weiter nichts zu thun hatte, hat sie ihn mir vermacht. Und nun hab' ich ihn.“

„Bilde dir nichts ein,“ spottete Berghauer. „Der hält dich für 'n komplettes Baby!“

„Das ist ja gerade der Spaß!“ Und sie wippte noch toller mit dem Stuhl. „Herrgott! Wie dumm sind doch die Männer!“

„Dunkel Lebrigens“ that ihr den Gefallen, im



Das von photographischen Kolloden aus Silbernitrat & Ammonium 1878

Zur Mauerbau in China.

tiefften und feierlichsten Ernst sein Geschlecht gegen diese Beleidigung in Schutz zu nehmen.

„Gott, Onkelchen, hätt' er sich's denn nicht einfach ausrechnen können, daß ich achtzehn werde? Aber er bleibt unentwegt bei seinem „väterlichen“ Ton. Im „letzten“ fragt er noch, ob ich lieber Pralinés esse oder gebrannte Mandeln. Er will mir wahrscheinlich eine Bonbonniere schenken.“

Alle lachten. Selbst Tappert verstand sich zu einem halben Lächeln.

„Na — das Gesicht, wenn ich plötzlich in Lebensgröße vor ihm stehe! Darauf freu' ich mich am meisten!“

„Ich dächte, auf Tante Sophie, deine zweite Mutter, müßtest du dich am meisten freuen,“ moralisierte der unverbesserliche Onkel.

„Ach Gott, ja! Gewiß, auch auf Tante Sophie. Aber das ist ja ganz was andres.“

Auch Berghauer unterdrückte einen Seufzer. Kläre war draußen, wie er meinte, doch ein bißchen verwilbert. Dann hörte er mit großem Interesse zu, wie der Vetter allerlei gute Dinge von Karl Webedind zu erzählen wußte. Er sei einer der gesuchtesten und beliebtesten Rechtsanwälte geworden. Ein paar glänzende Verteidigungen bei recht hoffnungslos scheinenden Fällen hätten ihm schnell Ruf und Kundenschaft verschafft.

Für den nächsten Tag war eine Partie nach dem Zoologischen Garten verabredet worden.

Kläre bestürmte den Onkel, der übermorgen abzureisen gedachte, sich ihnen anzuschließen.

„Denke doch bloß, all die gepuzten Menschen! Und dann — die Tiere! Onkelchen, schon bloß so ein Nashorn oder ein Elefant!“

Tappert schüttelte lächelnd den Kopf. „Diese untergeordneten, vernunftlosen Geschöpfe interessieren mich nicht im mindesten.“

„O Gott! Aber die Bären, Onkel! Und nun erst die entzückenden Affen!“ rief Kläre mit ihrer unschuldigsten Miene.

„Der Hubert Schwarz ist auch von der Partie,“ sagte Berghauer. „Da kannst du dich also, wenn du willst, an die Menschen halten.“

Dies gab den Ausschlag.

„Du kennst meine Grundsätze, Wilhelm,“ sagte der Professor mit Aufbietung all seiner imposanten Würde.

„Schade!“ sagte Kläre heuchlerisch.

„Schade!“ sagte Berghauer. „Wird dir leid thun.“

Man trennte sich also mit einem: „Auf Wiedersehen in Dresden!“

*

Am nächsten Tag war das herrlichste Maiwetter, um einige Wochen verfrüht, denn es war erst Mitte April. Aber alles ließ sich nach dem Wonnemond an.

Die Sonne brannte schon förmlich, und die Vegetation hatte plötzlich einen Sprung gemacht.

Im Tiergarten zeigten die Sträucher schon ihr gelbliches Grün. Manche blühten, in Goldfarbe, Feuerrot, Rosa und Weiß. Auch in die Baumzweige kam Leben und Farbe. Sie glänzten wie

geschwollen vom üppigen Saft. Die Knospen sprengten ihre Hüllen. Gleich grünen, braunen, violetten Schleiern lag es über den Kronen.

Auch die Spaziergänger hatten Frühling gemacht. Eine ganze Musterausstellung von neuen Toiletten bewegte sich im Zoologischen Garten.

Die hohen und schlanken Erscheinungen der beiden Berghauerschen Mädchen fielen durch ihre schlichte Eleganz besonders auf.

Sie hatten kaum den Park betreten, als ihnen ein Herr grüßend entgegentrat. Berghauer drückte ihm herzlich die Hand. Kläre, die dem „Dichter“ eine regelrechte Schwärmerei entgegenbrachte, errötete bis hinter die feinen Oehrschen. Lotte war ruhig und gelassen geblieben. Aber ein schärferer Beobachter, als die Ihrigen waren, hätte bemerken können, daß sie leicht erblaßt war.

Hubert, der in betreff Lottes feinfühlig war bis zur Hellschere, ließ sich durch ihre gemessene Begrüßung nicht über den tiefen Eindruck täuschen, den sein Erscheinen auf sie gemacht hatte.

Hubert Schwarz hatte sich in mancher Hinsicht sehr, in anderer wieder gar nicht verändert. Er kleidete sich gut, wenn auch einfach und unauffällig. Sein Wesen war ruhig und sicher, still beobachtend und wenig entgegenkommend. Die dunkeln Partien über den Augen hatte sein junger Ruhm nicht hinweggelöscht, aber sein Lächeln, das etwas bezaubernd Freundliches hatte, erhellte sie und gab dem hageren, asketischen Gesicht weichere Züge.

„Er ist wohl sehr geschwollen, der neue Tagesgröße?“ hatte der Professor seinen Vetter gefragt.

„Geschwollen?“ gab der zurück. „Na, sieh mal, jeder freut sich wohl, wenn er durchgedrungen ist. Das ist ja das Schwerste: Bresche machen. Nun verschnauft er mal. Er weiß, das bisher ist bloß 'ne Etappe. Das Schlimmste kommt jetzt erst: beweisen! Das ist bekanntlich schwerer als behaupten. Einen Glückstreffer kann jeder machen. Aber durch das Spätere zeigen, daß die blinde Henne nicht bloß das bewußte Korn gefunden hat, siehst du, Professor, darauf kommt's an.“

Der brave Berghauer, der bei seiner kosmopolitischen Vagabundage Berühmtheiten in aller Herren Ländern kennen gelernt, hatte noch keinen gesehen, dem der erste Erfolg so wenig zu Kopfe gestiegen war, wie dem Hubert Schwarz. Das hielt er für ein gutes Zeichen.

Aus jedem Lobe, das Hubert gesendet wurde, waren ihm, wie aus Drachensaad, eine Handvoll Feinde erwachsen. In der Presse zerklügelten sie sich die Köpfe um ihn. Aber was kümmerte ihn das? Es waren Begleitererscheinungen, Kreise im Wasser, wenn man einen Stein hineingeworfen hat. —

Überall wurden Beilchen angeboten. Die beiden Mädchen hatten sich ein paar Sträuße vor die Brust gesteckt. Es duftete, als wenn der Frühling mit ihnen ginge.

Jedem war's, als sei heut ein ganz besonderer Glückstag. Wer noch etwas zu hoffen hat, besorgt es gewiß an so einem weichen, verheißungsvollen Frühlingstag am eifrigsten. Alten und Kranken

schleichen sich längst vergessene Träume in die Brust. Und nun junge Menschen!

Dazu das phantastische Getier, das nach der langen Winterklausur sich draußen freute und allerlei tolle Sprünge machte! Sogar über die vorstulichen Kolosse schien eine beweglichere Heiterkeit gekommen. Kakabus und Papageien schaukelten sich schwabend und freischend in ihren Ringen, und die Affen, diese Harlekins der Natur, gaben die wildesten Purzelbäume und Grimassen zum besten.

Kläre war in hellem Entzücken. Sie lief von einem Käfig zum andern und ließ niemand zu Atem kommen. Keine Spur von Sentimentalität war in diesem kraftstrotzenden, frischen Geschöpf. Aber sie schien feinere Sinne zu haben für die Tierwelt, ein tieferes, mitfühlenderes, warmherzigeres Verständnis als andre. „Das ist mein einziges Talent, Papa,“ sagte sie, als Berghauer sie darum neckte.

Und dann entdeckte sie plötzlich in einem riesigen Pavian, der würdevoll auf der Erde kauerte und blinzeln, mit tiefstem, feierlichstem Ernst an einer Nübe knabberte, eine Aehnlichkeit, die sie ihrem Vater ins Ohr flüsterte.

„Gott sei Dank!“ rief er lachend, „daß wir den Tappert nicht mit haben.“

Niemand bemerkte, oder wollte es bemerken, daß Charlotte ernster und stiller war als gewöhnlich. Es schien ein Druck über ihr zu liegen, aus dem sie sich manchmal gewaltsam herausriß. Aber die künstlich emporgeschraubte Stimmung hielt nicht vor. Und so war ein ewiges Auf und Ab in ihrem Wesen, das den stärksten Gegensatz zu Huberts gleichmäßig guter Laune bildete.

Er wandte sich auch immer wieder an Charlotte und machte gar kein Hehl daraus, daß sie für ihn die Hauptperson sei. Und dies geschah nicht mit der Absichtlichkeit des Courtmachers, der Galanterie des Liebhabers, der zwischen Furcht und Hoffnung schwebt. Nein, in seinem ruhigen, zielbewußten Ernst lag eine so hohe Achtung, eine so kameradschaftliche, zart sinnige Liebe, wie sie ihr noch kein Mann entgegengebracht hatte.

Und so war er gleich am ersten Tag gewesen, nachdem sie sich zwei Jahre nicht gesehn hatten. Es hatte Charlotte sehr überrascht, ja ihren Stolz heftig gekränkt.

Als wenn es gar nichts gäbe in seinem Leben, das sie — nach ihren strengen Begriffen — auf immer trennte!

Er ahnte ja nicht, was sie damals in aller Stille mit sich selbst abgemacht hatte. Ein Mensch, zu dem sie emporgesehn hatte, der ihr geistig so nahe stand, war eben auch nur — ein Mensch.

In ihrer kühlen Höhe gab es nicht den leisesten Schauer eines sinnlichen Triebes. Ihr von der Liebe noch nicht berührtes Mädchenempfinden schreckte vor den dunkeln Mysterien zurück, die überall so geheimnisvoll durchs Leben spuken und deren Macht sie grausend empfand.

Damals schien's ihr, als hätte ihr ganzes Dasein einen Stoß bekommen, aus seiner stolzen, hellen, heitern Bahn heraus in dunkle, häßliche Nebenwege.

Und wie alle Geschöpfe, die mehr mit Geist und Nerven leben als mit den Sinnen, wurde sie auch in ihrem Körperlichen viel tiefer getroffen, als die treibende Lebenskraft erlahmte. Sie hatte alle erschreckt durch ihren plötzlichen Verfall. Aber Berghauer hatte das beste Mittel gefunden, sie aus ihren heimlichen Grübeleien herauszureißen.

„Gott sei Dank,“ dachte er, als er sah, wie sie mit ganzer Seele bei der Kunst war, „das hat sie untergekrigt.“ Er war stolz über ihre Fortschritte. Die Veranlassung zu der Reise trat allmählich bei ihm so ganz in den Hintergrund, daß er, leichtfertig und optimistisch wie immer, auf der Rückreise unbedenklich seinen berühmt gewordenen Schützling wieder aufsuchte.

Charlotte hatte mit keinem Wort dagegen gesprochen, ihn ganz sicher gemacht. Erst als Hubert anfang, Charlotte auszuzeichnen, ja unzweifelhaft als „Bewerber“ auftrat, wurde ihm die Sache fatal. Er begann die Liebesgeschichte als eine Art Patience anzusehn, bei der kein Mensch im voraus wissen konnte, ob sie aufgehn würde.

Es wurde schon um sieben Uhr dunkel, und daran merkte man, daß man noch nicht wirklich im Mai war. Auch machte sich die weiche, ermüdende Wirkung der Frühlingsluft allmählich bemerkbar. Jeder sehnte sich nach einem Ruheplätzchen und nach einer Stärkung. Die Wege wurden leer, die Terrasse füllte sich.

Die kleine Berghauersche Gesellschaft hatte aber nicht Lust, sich unter die Menge zu mischen, wo man kein Wort reden konnte, das nicht von neugierigen Ohren aufgefangen wurde. Auch war's noch so milde, daß sie ganz gut im Freien bleiben konnten.

Die Musik drang gedämpft bis herüber. Vor ihnen lag der See, um den phantastische Wasservögel stolzierten oder, den Kopf unter die Flügel gesteckt, in sonderbaren Stellungen schliefen. Schwarze und weiße Schwäne zogen langsam ihre Kreise. Die Laternen spiegelten sich, und lange Lichtstreifen zitterten über die leichtgekränzelte dunkle Oberfläche hin.

Charlotte war jetzt ganz verstummt. Ihre Schweigsamkeit, die keiner von der kleinen Gesellschaft auf die Dauer ignorieren konnte, schien auch Hubert allmählich um seine gute Laune zu bringen. Vorübergehend machte er ein ernstes Gesicht. Aber Kläres Munterkeit, die in demselben Grade wuchs, als die ihrer Schwester abnahm, hielt die allgemeine Stimmung auf der Höhe.

„Solo,“ sagte Berghauer endlich, „ich weiß nicht, ist das von den Laternen, oder friert dich? Du siehst so blaß aus.“

Solo schauderte heftig zusammen. „Es wird doch ein bißchen kühl,“ sagte sie und drehte den Kopf, daß ihr Gesicht in den Schatten kam.

„Gehn wir hinein,“ rief Kläre, der es hier nun doch einsam wurde.

„Mein, dann lieber nach Hause.“

„O!“ rief Kläre langgedehnt, und auch Berghauer sagte bedauernd: „Es ist noch so schön draußen, Kinder.“

Hubert beugte sich zu Charlotte hinüber. Wenn sie bis jetzt noch bezweifelt hätte, daß Hubert Schwarz sie schlecht und recht — liebte, nach diesem vollen warmen Blick, mit dem er ihre Augen suchte, konnte sie's nicht mehr.

„Darf ich Ihnen meinen Mantel anbieten, gnädiges Fräulein?“ fragte er. So weich und zärtlich, als hätt' er sie in Watte wickeln mögen, damit kein rauhes Lüftchen sie träfe. Und dabei legte er auch schon mit sorgfamer Hand seinen Ueberzieher um ihre Schultern.

Aber Charlotte zuckte unter der Berührung so heftig zusammen, daß Hubert betroffen innehielt.

„Nein, ich danke,“ stammelte sie verwirrt. Sie war wie mit Blut übergossen. Berghauer und Kläre, die ein solches Wesen gar nicht an ihr kannten, sahen sie erstaunt und mißbilligend an.

Hubert Schwarz aber nahm mit finsterner Miene das verschmähete Kleidungsstück wieder an sich und legte es hinter sich auf die Stuhllehne.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er kalt, „ich wußte gar nicht, daß Sie die Abhärtungstheorie so auf die Spitze treiben.“

„Sie treibt alles auf die Spitze,“ brummte Berghauer unzufrieden. Diese Launen waren ihm grenzlich.

„Und hat morgen womöglich was weg,“ meinte Kläre. „Und dann können wir alle zu Hause sitzen und ihr Kamillenthee kochen. Oder kalte Umschläge machen. Papa ist ja immer für Eis.“

Lotte war aufgestanden. Es war Hubert, als hätte er Thränen in ihren Augen gesehen. „Ich laufe ein bißchen herum,“ sagte sie schnell. „Kalte Füße. Aber mir ist gleich wieder warm.“

Als sie ein Stückchen hineingerannt war in einen dunkeln Weg, hörte sie ihres Vaters Stimme hinter sich: „Warte, ich geh' mit.“

Sie stand still. Es war gut, daß es hier fast ganz dunkel war. Sie fuhr sich rasch mit dem Taschentuch über die Augen und schluckte ein paarmal.

„Kann dich doch nicht allein laufen lassen, Mädels,“ sagte er, als er sie erreicht hatte. Und er legte ihren Arm in den seinen. „Nun sag mal, was sind denn das für Geschichten?“ fragte er dann.

Ihr Herz schlug heftig gegen seinen Arm. An ihrem Atmen hörte er, daß sie geweint hatte. Sie, seine kluge, tapfere, selbständige Lotte, die immer so stolz und fest auf ihren Füßen gestanden und alle fremde Hilfe verschmäht hatte. Und jetzt legte sie auch noch ihren Kopf gegen seine Schulter, wie ein ratloses, dummes Kind. „Ach, Papa,“ sagte sie mit schwerer Stimme. Und wieder schauderte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Kind, das sind — nimm mir's nicht übel — Dummeheiten. Oder vielleicht Launen? Das würde mich bei dir wundern.“

„Nein, Launen nicht. Es sitzt viel, viel tiefer.“

„Na, dann sag's.“

„Das kann ich nicht, Papa. Aber seit wir wieder in Berlin sind, hab' ich keine Nacht ordentlich geschlafen . . . darum . . . Ich kann es einfach nicht begreifen — und wenn ich hundert Jahr alt werde.“

„Was denn? Meinst du die alte Liebesgeschichte von dem Schwarz?“

Sie nickte. Dann atmete sie plötzlich wieder so laut, als verbisse sie von neuem die Thränen.

„Gott, Kind — die laß begraben sein.“

„Begraben?“ Sie wurde leidenschaftlich. „Und wenn sie noch lebt? Und dabei . . . nicht wahr, Papa, ich irre mich doch nicht? . . . Dabei macht er mir den Hof, als wenn's ihm heiliger Ernst wäre.“

„Kind,“ sagte Berghauer beinah' feierlich, „es ist ihm heiliger Ernst. Verlaß dich drauf.“

Sie flammte auf. „Aber wie kann er! Was denkt er von mir!“ Und sie blieb stehen und suchte ihrem Vater ins Gesicht zu sehn. Das war ganz ruhig. Gar nicht, als wenn sich's um „fürchterliche“ Dinge handle. Sogar ein Lächeln lag ihm auf den Lippen.

„Vielleicht denkt er, daß du groß genug bist, ihm eine Jugendthorheit nicht nachzutragen.“

Sie blieb eine ganze Weile stumm und starr. „Du nimmst es ja sehr leicht,“ sagte sie endlich, ungläubig und bitter.

„Kind,“ meinte er beschwichtigend, „es über- rascht mich einigermaßen, daß du so hart, so spieß- bürgerlich moralisch . . . du — als Künstlerin . . . und bist so weit herumgekommen in der Welt —“

„Was hat das damit zu thun?“ rief sie glühend.

Sie dauerte ihn in innerster Seele. An ihrer tiefen Verstörung merkte er, wie viel Hubert Schwarz ihr war und wie sie litt bei dem Gedanken, ihn verachten zu müssen.

Was wußte dies Mädchen von den Versuchungen des Mannes, von den herrschenden Anschauungen, von der weitherzigen Toleranz, die sich und andern lächelnd verzeiht! Und schonend und zartfühlend, aber voll Offenheit, schilderte er ihr diese dunkle Seite unsers Kulturlebens. Er konnte es ihr nicht ersparen. Sie mußte sich damit abfinden, wie mit vielen andern häßlichen Dingen, über die wir hinweg- kommen müssen.

„Ich glaube, Kind, wenn du dir unsre Männer so genau unters Mikroskop nimmst — in dem Punkt wirst du nicht viel Nüchternes zu Tage bringen,“ schloß er. „Der alte abgedroschene Satz von der ‚Episode‘, die die Liebe im Leben des Mannes sein soll, hat in gewissem Sinne — aber versteh mich recht, Kind, nur in diesem noch immer seine Bedeutung.“

„Nenn es nicht Liebe, Vater!“ rief sie. Und wie ein Verzweiflungsschrei kam es aus ihrer Brust. „Nicht Liebe, Vater! Entweiche das Wort nicht!“

„Nein,“ sagte Berghauer gütig, voll Ernst und tröstend, „ich thu's auch nicht. Ich will bloß sagen: ein Mensch, wie der Schwarz, der wirft so eine ‚Episode‘ von sich, wie einen alten Rock. Gottlob, daß der nicht an ihn festgeschmiedet ist und ihn am Wachsen hindern kann . . . Und nun, mein altes verständiges Mädels, beruhige dich. Und verdamme mir den braven Kerl, den Schwarz, nicht bis in den Abgrund der Hölle.“

(Fortsetzung folgt.)



Auf dem Weg
zur
Trainierbahn.

Das Training der Rennfahrer.

Von

Adolf Schütze.

Mit acht Originalzeichnungen von Adolf Wald.

Als zu Anfang der achtziger Jahre die ersten Radrennen in Deutschland ausgetragen wurden, nahmen diese sportlichen Kämpfe einen ziemlich einfachen Verlauf. Die Fahrer setzten sich aufs Rad, wurden abgelassen, traten dann, was sie treten konnten, in die Pedale, und den Sieg errang derjenige, der am schnellsten trat. Die Rennen wurden damals lediglich mit den Beinen gefahren.

Seitdem hat sich das Rennwesen, begünstigt durch den großartigen Aufschwung des Radfahrens, in hohem Maße vervollkommenet. Heute kann man sagen, daß die Rennen mehr mit dem Kopfe als mit den Beinen gefahren werden, und ein Rennfahrer, der einfach darauf losjagt, ohne sich um seine Gegner zu kümmern, wird am Ziel selten noch mitzureden haben.

Das Rennfahren ist eine Kunstfertigkeit — um nicht zu sagen eine Kunst — geworden, die sorgfältig studiert sein will, und zu der es namentlich einer ungemein strengen Vorbereitung, des sogenannten Trainings, bedarf. Bevor wir jedoch auf dieses Thema näher eingehen, wird es gut sein, wenn wir uns zunächst in der Hauptsache mit dem vertraut machen, was durch das Training erreicht werden soll, nämlich mit der Renntechnik und ihren Aufgaben.

Die Entwicklung des modernen Rennwesens ist bereits zu einer Einteilung in verschiedene Schulen gediehen. Ebenso wie beim Fechten oder Reiten spricht man heute auch schon auf der Rennbahn von einer französischen, einer italienischen

und, wenn man will, auch einer deutschen Schule. Die letztere ist allerdings neuesten Datums und eigentlich nichts weiter als eine Rückkehr zu den ersten Anfängen des Rennsports.

Sie besteht nämlich darin, daß der Fahrer sich auf die Kraft und Ausdauer seiner Beine verläßt und von vornherein ein so mörderisches Tempo vorlegt, daß den Gegnern keine Zeit übrig bleibt, ihre technischen Feinheiten zur Anwendung zu bringen.

Um diese letzteren zu begreifen, müssen wir uns vor allem vergegenwärtigen, wie heutzutage die Rennen meist gefahren werden. Bei den Fliegerrennen, deren Distanz selten über 3000, für gewöhnlich aber nur 1000 bis 2000 Meter beträgt, werden die ersten Runden fast immer im langsamen, oft sogar sehr langsamen Tempo zurückgelegt. Erst gegen das Ende wird es etwas lebhafter, weil dann jeder Fahrer bestrebt ist, einen guten Platz für den bevorstehenden Endkampf zu erlangen. Dieser „gute Platz“ ist nun nicht etwa der erste, wie der Laie denken wird, sondern die Position an zweiter oder dritter Stelle, und die Kunst im Rennen besteht zunächst darin, sich einen dieser Plätze zu sichern. Es gehört große Gewandtheit, scharfer Blick, rascher Entschluß und oft auch kühner, rücksichtsloser Mut dazu, hier das Rechte zu treffen. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß der Führende fast immer im Nachteil ist; er muß dem Gegner schon beträchtlich überlegen sein, wenn er trotzdem siegen will. Daher auch die namentlich in neuerer Zeit immer häufiger auftretenden Stehverjuche, weil niemand führen will. Der Nachteil des Führenden erklärt sich zum Teil aus dem Luftwiderstande, der bei ihm naturgemäß größer ist als bei seinen Hintermännern. Der Hauptgrund für die Ueberlegenheit der letzteren ist aber moralischer Natur. Er beruht auf der Thatfache, daß wir mehr zu leisten im stande sind, wenn wir einen Gegner vor uns



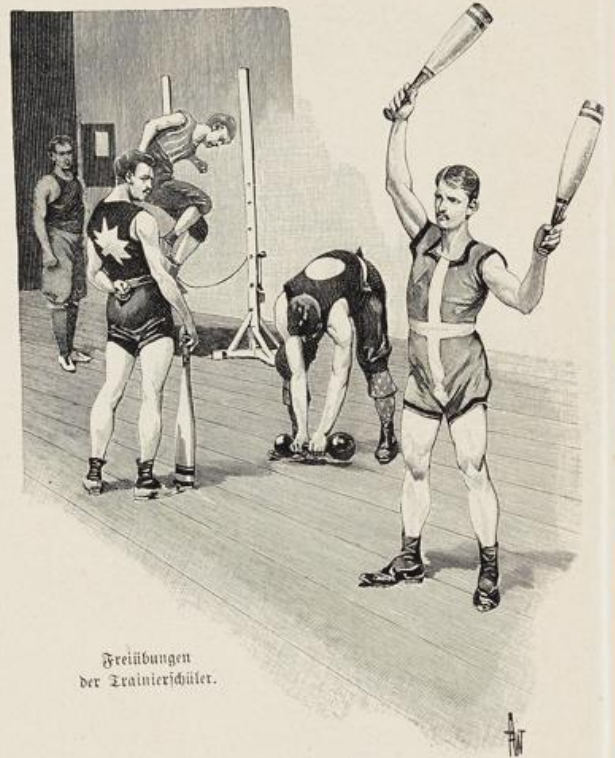
Massage im Baderaum nach der Arbeit.

haben, als wenn wir gewissermaßen mit der Luft fechten. Der an der Spitze Fahrende reißt die übrigen mit fort, sie folgen ihm, als ob sie magnetisch mit ihm verbunden wären, und können dabei ihre Kräfte schonen, sodas sie in der Entscheidung noch so viel auszugeben haben, um schließlich den Gegner zu überflügeln.

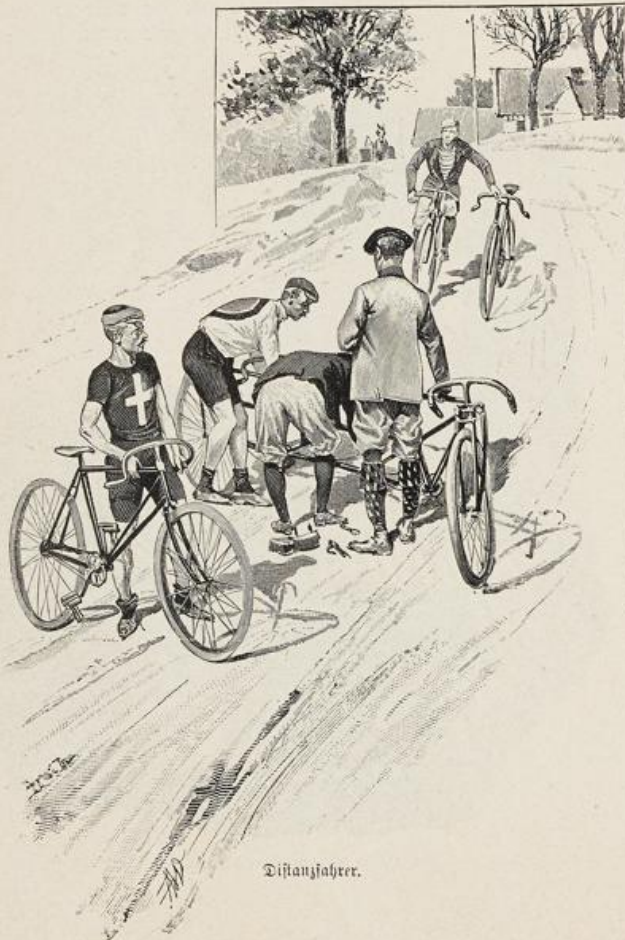
Diese Erfahrungen sind allgemein bekannt und von den Fahrern aller Länder seit Jahren mit mehr oder weniger Glück ausgenutzt.

In Frankreich, dessen Hauptstadt bis vor kurzem mit Recht als die Hochschule des Radrennsportes bezeichnet werden durfte, hat man nun einen neuen Trick entdeckt, dessen Anwendung denen, die ihn beherrschen, eine fast unwiderstehliche Ueberlegenheit verleiht. Die Franzosen bezeichnen ihn mit dem Worte „démarrage“, und er besteht darin, das der Fahrer in der Zielkurve einen etwas erhöhten Platz zu erreichen sucht, um von hier aus durch einen kurzen, blitzschnellen Antritt wie ein Pfeil an seinen Gegnern vorbeizuschleichen, wobei er gewöhnlich einen Vorsprung von mehreren Längen gewinnt, den ihm bis zum nahen Ziel keiner mehr zu nehmen vermag. Der erste, der diese Methode mit Erfolg anwandte, war der Franzose Jacquelin. Nach ihm haben namentlich Bourrillon, Rossam und der Belgier Protin zahlreiche Siege mit ihrer Hilfe errungen, so das sie den Namen französische Schule nicht mit Unrecht trägt.

Bei der italienischen Methode besteht die Kunst darin, sich die Innenseite zu sichern und in den letzten Runden keinen Gegner mehr vorbeizulassen. Die letzteren, die außen rechts vorbeigehen müssen, werden dadurch gezwungen, einen weiteren Weg zurückzulegen und infolgedessen auch mehr Kraft auszugeben als der Fahrer an der Innen-



Freiübungen
der Trainierfahrer.



Distanzfahrer.

seite. Mit Hilfe dieser Methode gewann der Hannoveraner Willy Arend in diesem Jahre die Weltmeisterschaft in Glasgow, obgleich es seinem gefährlichsten Gegner, dem Engländer Barden, gelang, sich in der letzten Kurve links neben ihn zu schieben. Der Hannoveraner konnte hier eben auch noch etwas schneller treten als der Engländer.

Zu wesentlichen bedeuten die drei Methoden also eine Gegenüberstellung von teutonischer Kraft, gallischem Ungestüm und italienischer Geriebenheit, doch ist bei der deutschen Methode körperliche Ueberlegenheit eine unerlässliche Vorbedingung des Sieges. Lehr und Arend sind vielleicht die einzigen deutschen Fahrer, die mit ihrer Hilfe im Stande sind, gegen die erstklassige Konkurrenz des Auslandes aufzutreten.

Innerhalb dieses in großen Zügen gekennzeichneten Rahmens liegen die Aufgaben, die der Rennfahrer zu beherrschen hat. Daneben aber ergeben sich in jedem Rennen zahlreiche Einzelheiten, für die sich keine bestimmten Regeln aufstellen lassen. Der Fahrer muß vor allen Dingen stets genau auf seine Gegner achten, damit ihm keiner unvermutet durch einen scharfen Spurt davongeht. Er muß ferner sehen, das er nicht als Führer benutzt wird, sondern einen guten Platz im Felde erwirbt. Ferner muß er mit der Leistungsfähigkeit der einzelnen Gegner, mit ihrer Eigenart und etwaigen besonderen Kunstgriffen vertraut sein, und vor allem muß er selbst fahren können.

Für alle diese Aufgaben soll ihn das Training geschickt machen. In erster Linie aber soll es die als selbstverständlich vorausgesetzten natürlichen Anlagen des Fahrers bis zur äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit entwickeln, was zum Teil durch eine sorgfältig geregelte Diät, in der Hauptsache aber durch systematisch fortschreitende Übung, in Verbindung mit Bädern, Massage und andern Hilfsmitteln, erreicht wird.

Ein großer Irrtum wäre es, wenn man glaubte, daß alle diese verschiedenen Aufgaben des Trainings sich nach einer einzigen, bestimmten Methode behandeln ließen. Im Gegenteil, man kann vielmehr sagen, daß jeder Fahrer eines besonderen, seiner Individualität entsprechenden Trainings bedarf.

In erster Linie gilt dies von der Diät, die ein aufmerksames Selbststudium seitens des Fahrers erfordert. Man ist in dieser Hinsicht von der Aufstellung fester Regeln fast ganz abgekommen. Während die alte Schule dem Trainierenden eine engbegrenzte und höchst einseitige Fleischkost vorschrieb, gilt heute im allgemeinen der Grundsatz, daß der Fahrer essen soll, was ihm schmeckt und bekommt.

Die Fettentziehung, die beim Training eine nicht unwichtige Rolle spielt, wird heute mehr durch die Arbeit, Bäder, Abreibungen und so weiter als durch die Diät zu erreichen gesucht. Unbedingt verboten sind nur scharfe Gewürze, während in Bezug auf Bier und Tabak möglichst Enthaltbarkeit als Regel gilt. Nach den heutigen Erfahrungen ist man ferner allgemein der Ansicht, daß das Trinken nach Möglichkeit einzuschränken sei. August Lehr genießt zum Beispiel seit seiner Rückkehr aus Amerika keinerlei Flüssigkeit mehr, in welcher Form es auch sei. Ein weiterer allgemein anerkannter Grundsatz ist, daß man nicht zwischen den Mahlzeiten trinken soll, und schließlich ist noch als Hauptregel zu erwähnen, daß der Magen nie überladen werden darf. Abgesehen von diesen Einschränkungen ist dem Fahrer volle Freiheit gelassen, seine Mahlzeiten dem persönlichen Geschmack und Bedürfnis entsprechend einzurichten, was natürlich nicht ausschließt, daß Leute, die Neigung zum Fettsatz haben, sich in Bezug auf fettbildende Speisen gewisse Beschränkungen auferlegen müssen.

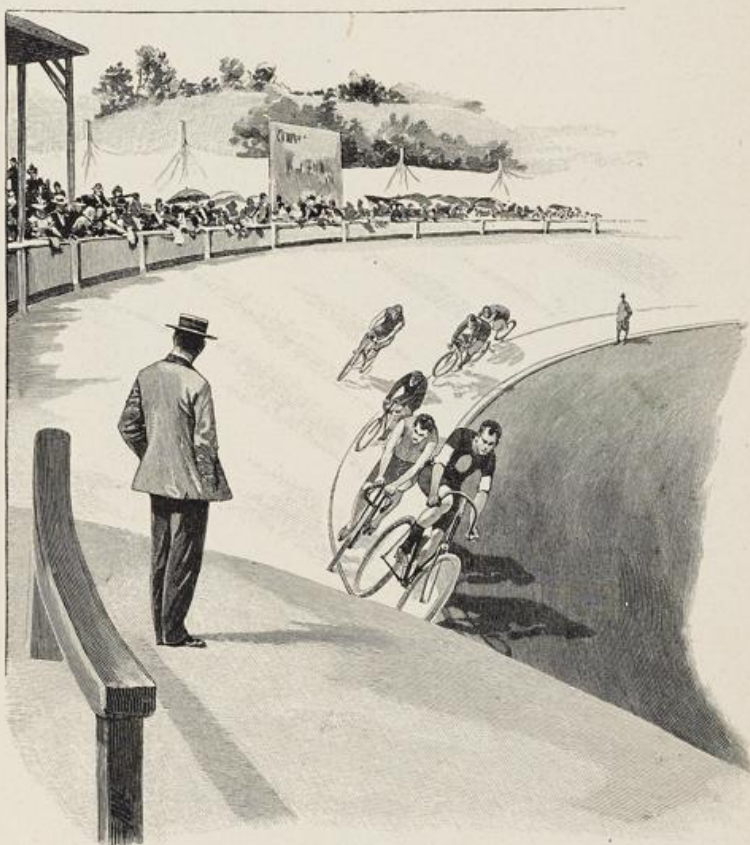
Die eigentliche Trainierarbeit wird am besten im Frühjahr damit begonnen, daß der Fahrer in den ersten beiden Wochen morgens und nachmittags je 8 bis 10 Kilometer in mäßigem Tempo auf der Landstraße fährt. In der zweiten Woche wird das Tempo etwas gesteigert, doch nicht über zweieinhalb Minuten pro Kilometer; auch werden die Frühfahrten etwas länger, etwa bis zu 15 Kilometer, ausgedehnt. Nach Ablauf dieser Zeit beginnt dann die Arbeit auf der Rennbahn.

In neuerer Zeit ist es immer mehr Sitte geworden, daß sich die Fahrer zu diesem Zweck unter die Aufsicht eines Trainers oder eines älteren Kollegen begeben. So hatte Lehr im Frühjahr 1897 eine Trainierschule auf der Rennbahn in Galensee bei Berlin eingerichtet, die vorzügliche Resultate erzielte. Ist die Teilnahme an einem derartigen Kursus nicht angängig, so müssen die Fahrer sich gegenseitig unterstützen und kontrollieren, denn die gemeinsame Arbeit ist ungleich fördernder und wirksamer als die Einzelarbeit.

Die Tätigkeit auf der Bahn gliedert sich wieder in zwei verschiedene Aufgaben: das Tempofahren und die Übung des Spurtens. Unter ersterem versteht man das

Zurücklegen einer längeren Strecke in scharfem und vor allem möglichst gleichmäßigem Tempo. Der Spurt ist die aufs äußerste gesteigerte Endgeschwindigkeit, bei der der Fahrer sein Letztes einsetzt, um dem Gegner den Vorrang abzulaufen. Er beginnt gewöhnlich erst innerhalb der letzten 100 bis 200 Meter, bisweilen aber auch schon 500 Meter vor dem Ziel. Im allgemeinen pflegen die Trainierenden in den Morgenstunden Tempo-Arbeit zu verrichten, während man die Nachmittage der Entwicklung der Momentgeschwindigkeit widmet.

Nach Maßgabe dieser generellen Voraussetzungen spielt sich die Ausbildung des Rennfahrers nun in folgender Weise ab: Nachdem der Fahrer früh morgens einen kurzen



Die letzte Runde, an der Kurve.

Spaziergang gemacht hat, begiebt er sich nach seiner Kabine auf der Rennbahn, um sich zunächst einer trockenen Abreibung zu unterziehen. Alsdann legt er den Rennanzug an, und die Arbeit kann beginnen. Am ersten Tage werden 5 bis 10 Kilometer in einem Tempo von etwa 2 Minuten 10 Sekunden pro Kilometer gefahren. Mit jedem folgenden Tage wird das Tempo um 3 Sekunden gesteigert, so daß die 10 Kilometer nach ungefähr 14 Tagen in 16 Minuten zurückgelegt werden.

In den Trainierschulen wird die Strecke gewöhnlich hinter einer mehrsitzigen Schrittmachermaschine zurückgelegt. Ist eine solche nicht vorhanden, so müssen die Fahrer sich abwechselnd selbst führen, damit für den einzelnen keine Ueberanstrengung eintritt. Jedesmal nach Beendigung der Arbeit begiebt sich der Fahrer sofort nach seiner Kabine.

Hier bedeckt er sich einige Minuten mit dem Badetuch, bis die Schweißabsonderung aufgehört hat, um sich dann je nach Gefallen einer trockenen oder kalten Abreibung oder auch einer kalten Dusche zu unterziehen. Manche Fahrer lassen sich auch mit einer Mischung aus Alkohol und Arnika-tinktur, mit Van-Rum oder andern Mitteln einreiben, weil sie glauben, daß dies die Muskeln kräftiger und geschmeidiger macht. In jedem Falle aber muß die Schweißentwicklung völlig beendet sein, bevor der Fahrer die Kabine verläßt. Das Gleiche gilt auch für den Fall, daß der Trainierende sich einer Massagekur unterzieht, die von den Fahrern, untrer Ansicht nach mit Unrecht, lange nicht genug gewürdigt wird.

Der Zweck dieser Morgenarbeit ist, den Stoffwechsel zu beschleunigen, dem Körper durch lebhaftige Schweißbildung das überflüssige Fett zu entziehen, die Muskeln frei und geschmeidig zu machen und Herz und Lunge zu stärken.

Hierauf erfolgt eine Abreibung, und dann kann die Arbeit nach einer Ruhepause wiederholt werden. Doch darf dies nur einigemal in der Woche erfolgen, damit in keinem Falle Uebermüdung eintritt. In der dritten und vierten Woche können diese Übungen auf 800 Meter und später nach und nach bis zu 1600 Metern — eine englische Meile — ausgedehnt werden. Bei diesen längeren Strecken aber sollen die Übungen immer mit Schrittmachern und nur die letzte Bahnrunde ohne diese gefahren werden.

Es versteht sich ferner von selbst, daß diese Spurtversuche nach Möglichkeit gemeinsam mit andern Fahrern gemacht werden, damit der Trainierende einerseits einen Maßstab für sein Können erhält und andererseits auch Gelegenheit findet, sich an das Fahren im geschlossenen Felde, an rasches Erfassen der Situation, Ausnutzung etwaiger Fehler der Gegner und andre Dinge zu gewöhnen.

Die vorstehend geschilderte Methode entspricht im großen und ganzen derjenigen des bekannten amerikanischen Trainers Tom Eck. Sie dient sowohl in Amerika wie in Europa vielfach als Grundlage für die Ausbildung, darf jedoch nicht als die allein richtige angesehen werden. August Lehr zum Beispiel, der als der Altmeister untrer deutschen Fahrer mit Recht eine gewisse Autorität auf diesem Gebiet beanspruchen kann, fährt in den ersten beiden Wochen seines Trainings vor- wie nachmittags je 15 Kilometer im Tempo von etwa zwei Minuten pro Kilometer. In den nächsten beiden Wochen geht er dann zu einem schärferen Tempo über, legt aber nur noch je 10 Kilometer zurück. In den letzten 14 Tagen werden vormittags 5, nachmittags 2 Kilometer in sehr scharfem Tempo gefahren, und im Anschluß an die Nachmittagsarbeit drei bis vier kurze Spurts über 100 bis 200 Meter geübt, wobei er besonderes Gewicht auf den kurzen, schnellen Antritt im Spurt selbst während der letzten 50 Meter legt. Lehr läßt sich früh nach dem Aufstehen massieren und nimmt dann eine ganz kalte



Im Training hinter dem Dreißiger.

Bei der Nachmittagsarbeit werden zunächst ebenfalls 5 Kilometer in mäßigem Tempo, etwa zweieinhalb Minuten auf den Kilometer, gefahren. Beim letzten Kilometer wird die Fahrt noch mehr verlangsamt und dann zu einem Endspurt von 150 bis 200 Meter eingeseßt, bei dem als Hauptregel gilt, daß die letzte Strecke am schärfsten gefahren wird. Hierauf folgen einige langsame Runden und dann wieder ein kurzer Spurt, was je nach dem Befinden des Fahrers drei- bis viermal wiederholt werden kann. In der zweiten Woche wird der Spurt bis auf 400 Meter ausgedehnt. Bei der Wiederholung wird dann aber nicht mehr im vollen Spurttempo gefahren, sondern nur um 4 bis 5 Sekunden schneller, als der Durchschnitt der Morgenarbeit beträgt.

Ist also das Vormittagstempo beispielsweise auf 1 Minute 40 Sekunden pro Kilometer herabgeschraubt, so werden die 400 Meter in 35 bis 36 Sekunden zurückgelegt.

Dusche. Vor und nach dem Training aber gestattet er nur ein leichtes Frottieren.

Die eine wie die andre der vorstehend geschilderten Methoden bezieht sich lediglich auf die Ausbildung der sogenannten Flieger, das heißt Fahrer, die im Stande sind, eine kurze Strecke in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen, und bei denen daher das Hauptgewicht auf die Entwicklung des Spurtes und des schnellen Antrittes gelegt wird.

Anders und bedeutend einfacher gestaltet sich das Training des Dauerfahrers oder „Stehers“, wie der technische Ausdruck lautet. Bei diesem kommt es im wesentlichen auf die Erzielung einer möglichst großen Ausdauer an, die ihn befähigt, eine längere Strecke, 50, 100, ja 500 und mehr Kilometer in gleichmäßigem, scharfem Tempo „durchzustehen“. Seine Arbeit beschränkt sich daher lediglich auf das Tempofahren hinter Schrittmachern, wobei sowohl das Tempo wie die Strecke jeden Tag um ein



Beim Umziehen in den Tribünenabteilen.

geringes erweitert werden, bis die Grenze der Leistungsfähigkeit erreicht ist. Die letztere hängt bei dem Steher wesentlich von der Qualität der Schrittmacher ab. Das Haupterfordernis bei diesen ist, daß sie einmal schnell genug, dann aber vor allem gleichmäßig und ruhig fahren, so daß der Renner keinen Augenblick aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Der letztere hat beim Fahren die Augen nur auf das Hinterrad der führenden Maschine gerichtet, an der er mit etwa 30 Centimeter Abstand hängt. Jede plötzliche Veränderung des Tempos, jedes Schwanfen der Maschine bringt den Renner aus dem Gleichgewicht und trägt zur Ermüdung bei; ja, es kam namentlich bei längeren Strecken eine ganz plötzliche Erschlaffung und totale Abspannung herbeiführen, die sich nur schwer oder überhaupt nicht mehr überwinden läßt.

Die Dauerrennen werden entweder auch auf der Rennbahn, oder aber auf der Straße, als sogenannte Distanzfahrten ausgefahren. Diese letzteren sollten eigentlich als die hohe Schule des Rennfahrens angesehen werden, einmal, weil sie die höchsten Anforderungen an den Fahrer und die Maschine stellen, und dann auch, weil sie den letzten

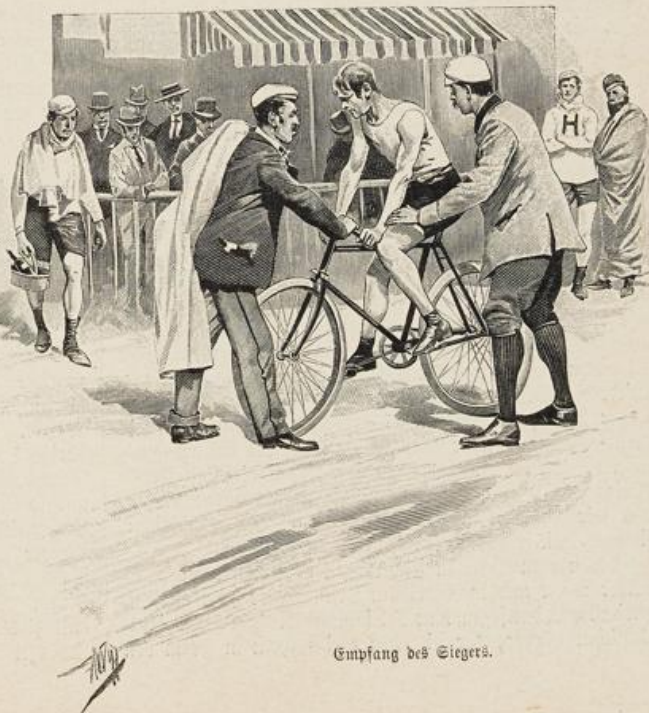
Zweck jedes Rennfahrens, nämlich die Leistungsfähigkeit des Fahrrades darzutun, am vollkommensten erfüllen.

Die Nahrungsmittel der Zukunft.

Von

Dr. Kreuzschmar.

Es hat für die Menschen von jeher einen eignen Reiz gehabt, sich im Geiste das Kulturleben und die Verkehrsverhältnisse einer ferneren Zukunft auszumalen. Zu keiner Zeit aber hat die Phantasie utopischer Zukunftsträumer üppigere Blüten getrieben als in unserm Jahrhundert, dessen Entdeckungen das Antlitz der Mutter Erde in einer Weise verändert haben wie kein andres vor ihm. Die Ausnützung der Dampfkraft und Elektrizität und ihre Wirkungen auf die Schnelligkeit des menschlichen Verkehrs verlocken förmlich zu den waghalsigsten Spekulationen über das Leben und Treiben der kommenden Jahrhunderte, falls bis dahin der erfinderiiche Genius des Menschengeschlechts in demselben Tempo vorwärts stürmt wie in der Jetztzeit. Alle großen und kleinen Utopisten, von Thomas Morus bis zu Bellamy, lenken ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Vervollkommnung unsrer Verkehrsmittel und des Maschinenwesens überhaupt und auf das Problem, in einer sozialistischen Staatsordnung mehr Verbrauchsgegenstände mit ungleich weniger Arbeit herzustellen als heutzutage. Seltener dagegen wird die Ureproduktion des Grund und Bodens ins Auge gefaßt. Werden Feld



Empfang des Siegers.

und Wald und Wiese in Jahrhunderten noch im Stande sein, alles das hervorzubringen, was die bis dahin stark vervielfachte Bevölkerung der Erde zur Stillung ihres Hungers bedarf? Diese Magenfrage ist jedenfalls ungleich wichtiger als alle andern. Daß man in Zukunft angenehmer, schneller und billiger reisen, Manufakturgegenstände billiger kaufen und mit größerem Komfort wohnen wird als heute, ist als sicher anzunehmen und höchst erfreulich; es ist aber keine Existenzfrage. Dagegen aber ist es sicher, daß bei dem Fortwachen der Bevölkerungen wie bisher in nicht gar so ferner Zeit der Augenblick kommen muß, in welchem bei der heutigen Art und Weise der Nahrungsmittelproduktion der Erdräum für die Menschheit zu klein wird. Lange bevor die heute noch fast menschenleeren, ungeheuren fruchtbaren Landstrecken Nordamerikas, Südamerikas und Sibiriens mit dichten Ansiedelungen bedeckt sein werden, müßte der Zeitpunkt eintreten, wo die heutigen Kulturstaaten des westlichen Europa, die schon jetzt hier und da eine bedrückende Uebervölkerung zu zeigen beginnen, hinter der dann Hunderte von Millionen zählenden Bevölkerung jener noch auf lange mit freiem Grund und Boden versehenen Zukunftstaaten weit zurückbleiben und in wirtschaftliche und politische Ohnmacht versinken werden. Und das ist allerdings eine Existenzfrage ersten Ranges.

Die Landwirtschaft, die längst die unergiebigere Dreifelderwirtschaft verlassen hat, mit künstlichen Düngstoffen arbeitet, von fremder reicher tragende Nutzpflanzen einführt und mit allen möglichen Maschinen den Boden bebaut, hat es zwar, dank dieser intensiven Kultur, verstanden, der Ackerfrume einen ungleich größeren Ertrag abzupressen als früher. Aber auch dies hat seine Grenzen; die Unkosten des Anbaues wachsen in rascherem Verhältnisse als das Erträgnis; Regen und Ueberschwemmungen, Dürre, Insektenraß, Hagelschlag und Stürme bedrohen wie vor Jahrtausenden die Ernte von der Ausfaat bis zur Reife, und während der Wohlstand des Landwirts bei den von der ausländischen Konkurrenz gedrückten Preisen stetig zurückgeht, erhebt die Brotfrage in den Industriezentren drohend ihr Haupt, sobald die nach einer Reihe von Jahren immer wieder auftretenden Krisen den Arbeitsverdienst der großen Massen schmälern.

Einen Ausweg aus all dieser Wirrnis und Bedrängnis zu finden, scheint einzig und allein die Chemie berufen zu sein, die sich kühn und mit großer Aussicht des Gelingens daran macht, Nahrungsmittel auf künstlichem Wege herzustellen. Noch vor siebzig Jahren galt es als Glaubenssatz, daß es zum Zustandekommen der im Tier- und Pflanzenkörper vorkommenden organischen Verbindungen der unsahbaren und unbegreiflichen Lebenskraft bedürfe, und daß ihre künstliche Herstellung in der Retorte des Chemikers ein Unding sei. Mit diesem wissenschaftlichen Vorurteil räumte die bald darauf gelungene Darstellung des Harnstoffes aus cyanurem Ammonial gründlich auf. Unterstützt durch eine geniale Theorie von der Natur und Struktur der Kohlenstoffverbindungen, ist es den Chemikern seitdem gelungen, zahllose Stoffe „synthetisch“, das heißt aus ihren Elementen aufzubauen, die vordem nur aus Tier- und Pflanzenkörpern gewonnen werden konnten. Ameisensäure, Essigsäure, verschiedene Alkohole, Vanillin, Indigo, Traubenzucker und so weiter sind auf diesem Wege hergestellt worden, und kein geringerer als Werner Siemens hat, auf der Ueberzeugung fußend, daß im Pflanzen- und Tierkörper dieselben Kräfte thätig sind wie in der Retorte, die Ansicht ausgesprochen, daß wir dahin kommen werden, auch die menschlichen Nahrungsmittel aus ihren Urstoffen zu erzeugen.

Wenn man Kohle in fein verteiltem Zustande mit Kalkpulver mischt und in elektrischen Oefen großer Hitze aussetzt, gewinnt man das sogenannte Calciumcarbid, einen höchst eigentümlichen Körper, der seit etwa drei Jahren in Form von

armdicken Stangen in den Handel kommt. In Verührung mit Wasser giebt dieses Calciumcarbid das früher nur mühsam in geringen Mengen darstellbare Acetylen gas ab, das für die moderne Beleuchtungstechnik von großer Bedeutung zu werden verspricht, aus dem man aber auch mittels eines verhältnismäßig einfachen Prozesses Alkohol gewinnen kann. Der Wert dieser Entdeckung ist zunächst wohl nur ein theoretischer; denn der so produzierte Alkohol kommt viel teurer zu stehen als der aus Kartoffeln oder Getreide durch Gärung gewonnene, und darüber, daß eine spottbillige Herstellung des Alkohols aus den Urstoffen der Menschheit eher zum Fluche als zum Segen gereichen würde, dürften wohl alle einig sein.

Die „blaue Blume“, nach der der Nahrungsmittelchemiker sucht, ist vielmehr die Gewinnung von Eiweiß, Stärkemehl und Fetten aus den billigsten Rohstoffen; unter diesen kommen aber vor allem Gras, Heu und Holz in Betracht. Während wir heute unsere Eiweiß- und Fettbedarfe hauptsächlich durch das Fleisch unserer Schlachttiere decken und die Kohlehydrate Zucker und Mehl in fertigem Zustande den Früchten der Pflanzen entnehmen, soll das ganze Körpergerüst der Pflanze künftighin zur Ernährung ausgenützt werden. Daß dies nicht so unmöglich sein kann, beweist uns täglich das Beispiel unserer Schlachttiere, des Rindviehs, der Schafe, Ziegen, Schweine, des Geflügels, die ihre stattliche Leibesfülle zum größten Teile den Gräsern verdanken, während uns das Fleisch der selber fleischfressenden Tiere widerwärtig und unbeförmlich ist. Zarte Cellulose aber, wie sie sich in den jungen Gemüsen vorfindet, wird auch vom menschlichen Magen verdaut; die derbere Cellulose hingegen troßt den Verdauungskraften desselben, dessen dünne Wandungen nicht darauf eingerichtet sind, den Zellstoff so innig zu verreiben wie dies im Magen der Wiederkäuer geschieht, die den größten Teil des Tages mit Fraß und Verdauung zubringen.

Thatsächlich enthalten Gras und Heu alle zum Fortbestehen des menschlichen Lebens erforderlichen Substanzen in reichlichem Maße. Nach umständlichen Berechnungen, die freilich immer nur Mittelwerte liefern, braucht ein körperlich arbeitender Mann von 30 Jahren und 70 Kilo Gewicht 140 Gramm Eiweiß, 70 Gramm Fett und 350 bis 400 Gramm Kohlehydrate. Um das Eiweißbedürfnis zu decken, müßte er täglich etwa 280 Gramm Magerkäse oder 500 Gramm Erbsen oder 550 Gramm mageres Fleisch oder 18 Stück Hühnererei oder 1450 Gramm Schwarzbrot oder $4\frac{1}{2}$ Kilo Kartoffeln oder endlich 17 Liter Bier genießen; die notwendigen Kohlehydrate aber würden durch 450 Gramm Speck oder 830 Gramm Weizenmehl oder 1350 Gramm Schwarzbrot oder 3100 Gramm Kartoffeln oder 13—14 Liter Bier gedeckt werden. Die genannten 140 Gramm Eiweiß sind nun, wie genaue chemische Untersuchungen der neuesten Zeit ergeben haben, bereits in 700 bis 800 Gramm guten Wiesenheus enthalten, und es käme nur darauf an, das Eiweiß aus den Banden der fast unverdaulichen Pflanzencellulose zu befreien. Diesem Ziele sucht man sich auf zwei Wegen zu nähern. Der erste beruht darauf, daß man die Pflanzen so fein zerreibt, bis die zerstörte Faser und mechanisch zertrümmerte Zelle ihre sämtlichen direkt verdaulichen Bestandteile an den Magen abgiebt. Eine Vorahnung dieser Möglichkeit hat man übrigens schon lange gehabt, insofern man zu Zeiten großen Getreidemangels Holzmehl, fein zerkleinertes Heu und Stroh und so weiter dem Brotteige beigemischt und damit ein zwar kümmerliches, aber doch wenigstens vor dem grimmigsten Hunger schützendes Nahrungsmittel geschaffen hat. Man ist auch in neuerer Zeit dahinter gekommen, daß ein aus reinem Mehl hergestelltes Brot in seinem Nährwerte weit hinter den Kleien- und Schrotbroten zurückbleibt, die das Zellengerüste des Getreides und damit auch die reichlichen

Eiweißsubstanzen des Getreides mitenthalten, und stellt sogar seit etwa zwei Jahren an mehreren Orten Deutschlands ein ebenso nahrhaftes wie billiges Brot direkt aus Getreidekörnern auf die höchst originelle Weise her, daß man das Getreide Korn, wie es ist, in der Schale unmittelbar mit Wasser zu Teig verreibt.

Das Ideal der Brotgewinnung ist dies aber noch immer nicht. Die Chemie steckt sich nämlich das viel höhere Ziel, die Pflanzencellulose direkt in Mehl zu verwandeln. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß es zahlreiche Körper giebt, die zwar dieselbe procentmäßige Zusammensetzung aus den Grundstoffen, dabei aber doch untereinander höchst verschiedene Eigenschaften besitzen. Zu diesen Stoffen, die der Chemiker als „Isomer“ bezeichnet, gehört unsre in Rede stehende Cellulose, deren Molekül aus 6 Atomen Kohlenstoff, 10 Atomen Wasserstoff und 5 Atomen Sauerstoff ($C_6 H_{10} O_5$) besteht. Genau dieselbe Zusammensetzung hat aber auch unser Hauptnahrungsmittel, das vielbegehrte Stärkemehl, und es drängt sich daher mit logischer Notwendigkeit der Schluß auf, daß die große Verschiedenheit beider Körper nur auf einer verschiedenen Gruppierung der Atome in den Molekülen beruht. Es ist nun schon vielfach gelungen, den einen Körper in einen andern, ihm isomeren zu verwandeln, so zum Beispiel aus Acetylen ($C_2 H_2$) mit Hilfe der Elektrotechnik das aus verhältnismäßig gleichen Gewichtsmengen bestehende Benzol ($C_6 H_6$) herzustellen, und darauf gründet sich die Hoffnung, Holz, Gras und Heu in Mehl umzuwandeln. Vielversprechende Ansätze hierzu sind bereits gemacht. Behandelt man nämlich die Cellulose mit Chlorzink, Phosphorsäure und Salpetersäure, so verwandelt sie sich in „Amyloid“, einen Körper, der große Ähnlichkeit mit Stärkemehl hat; auf einem ähnlichen Wege kann man daraus das in Wasser lösliche Dextrin und aus diesem wieder Traubenzucker gewinnen. In einer einprozentigen Fleischextraktlösung, der kleine Mengen des Mageninhalts von Wiederkäuern zugesetzt sind, löst sich Cellulose auf und wird verdaut. Man sieht aus alledem, daß Cellulose durchaus nicht der unangreifbare Stoff ist, als der er auf den ersten Augenblick erscheint. Wenn die Licht- und Wärmewirkung der Sonnenstrahlen im stande ist, aus der Kohlenensäure der Luft und des Wassers Stärkemehl und Cellulose aufzubauen, so ist auch wirklich nicht einzusehen, warum der Chemie, die uns binnen wenigen Jahrzehnten tiefe Einblicke in die Natur der Materie verschafft hat, nicht ein gleiches gelingen sollte. Der hier angedeutete Weg, dessen Verfolgung gegenwärtig viele gelehrte Köpfe beschäftigt, ist vielleicht noch lang, bis er zum Ziele führt; er ist vielleicht auch nicht einmal der kürzeste. Denn die lebende Pflanze, die in ihrem Organismus aus den Grundstoffen Stärkemehl, Zucker und Fette schafft und nach Bedürfnis eines in das andre verwandelt und nach andern Teilen ihres Körpers hinleitet, scheint die Cellulose nur als geeignetsten Baustoff ihres Körpers zu produzieren und nur schwer oder gar nicht in verwandte Stoffe zurückzuverwandeln. Insofern dieselbe also vielleicht ein Endprodukt des pflanzlichen Lebens ist, kann möglicherweise die Gewinnung von Mehl und Zucker aus den Elementen sich zum Schluß bedeutend einfacher gestalten als aus Cellulose. Wie dem aber auch sein mag, in der einen oder andern Weise wird die Brotfrage in nicht zu ferne Zeit gelöst werden.

Was vom Mehle gilt, findet aber auch auf Eiweißkörper seine Anwendung. Substanzen, die diesen in hohem Grade ähneln, sind in den letzten Jahren auf rein synthetischem Wege mehrfach gewonnen worden. Ihren eigentümlichen Charakter verdanken sie dem Umstande, daß zur Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff, den drei Bestandteilen der Kohlehydrate, sich als vierter der Stickstoff gesellt. Mit letzterem mußte man aber bisher wenig anzufangen; man hielt ihn für ein träges, inaktives Element im Vergleich zum Kohlen-

stoffe, von dem zurzeit bereits nicht weniger als etwa 30000 Verbindungen bekannt sind. In den letzten Jahren hat man jedoch entdeckt, daß derselbe ebenso mannigfaltige Verbindungen eingeht wie der Kohlenstoff. Es ist daher ein ganz neuer, vorläufig noch gar nicht übersehbarer Teil der Chemie, nämlich jener der Stickstoffverbindungen, im Entstehen, von dem nähere Aufschlüsse über die Natur der Eiweißverbindungen zu erwarten sind. Die Verschiedenartigkeit unsrer Nahrungsmittel für Zunge und Nase beruht aber bei im wesentlichen gleicher Grundlage zum großen Teile auf der Beimischung geringer Mengen aromatischer, anregender Stoffe, die zum Teil, wie zum Beispiel bei unsern Baumfrüchten, recht wohl bekannt sind und sich ebenfalls künstlich erzeugen lassen. Darum ist es kein vages Traumbild unsinniger Phantasten, wenn man von der Zukunft die künstliche Fabrication unsrer Nahrungsmittel erwartet.

Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von

Franz Hoffmann-Fallersleben.

Hundert Jahre sind am 2. April vergangen, daß August Heinrich Hoffmann, der Dichter des Nationalhanges „Deutschland, Deutschland über Alles“ in dem Städtchen Fallersleben das Licht der Welt erblickte. In ausführlichen Schilderungen werden die Tagesblätter und Zeitschriften in diesen Tagen das Andenken des vielgeprüften Mannes feiern, hier aber soll nur ein Blick geworfen werden auf die letzte, bisher so gut wie unbekannt gebliebene Epoche seines Lebens, da er nach langer Erdenwanderung eine bleibende Stätte fand und ausruhen konnte von den Kämpfen und Mühsalen.

Im Mai 1860 hielt Hoffmann mit Frau und Kind seinen Einzug in Schloß Corvey an der Weser, der alten Benediktinerabtei, wohin ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar berufen hatte. Wohl mag ihn die Einsamkeit, die er in dem Maße noch nie kennen gelernt hatte, sonderbar genug angemutet haben, zumal wenn er der vergangenen sechs Jahre gedachte, die er in dem geistig so anregenden Weimar, im innigen Verkehr mit Franz Liszt, Friedrich Preller, Rubinstejn, von Bronnart, H. von Bülow, Genelli und andern verbracht hatte. In Corvey war er ganz auf sich selbst und den Verkehr mit den Seinigen angewiesen, denn ein Umgang mit den Bewohnern von Hörtz wie den Beamten des Herzogs auf dem Schlosse Corvey bildete sich erst in den letzten Jahren seines Aufenthalts heraus. Doch er entbehrte zunächst auch den Verkehr nicht, freute sich der wunderbar schönen Natur, arbeitete an der Katalogisierung der kostbaren Bibliothek und an seinen eignen Werken.

Der Sommer verging, ein früher Herbst stellte sich ein. In heimlicher Sorge sah Hoffmann dem kommenden Winter entgegen, und sie war nur zu gerechtfertigt: am 28. Oktober, demselben Tage, da er sie elf Jahre zuvor heimgeführt hatte, starb seine inniggeliebte Gattin, noch nicht dreißig Jahre alt. Niemals erholte er sich von diesem Verlust. Immer wieder gedenkt er in rührender Klage der Verewigten:

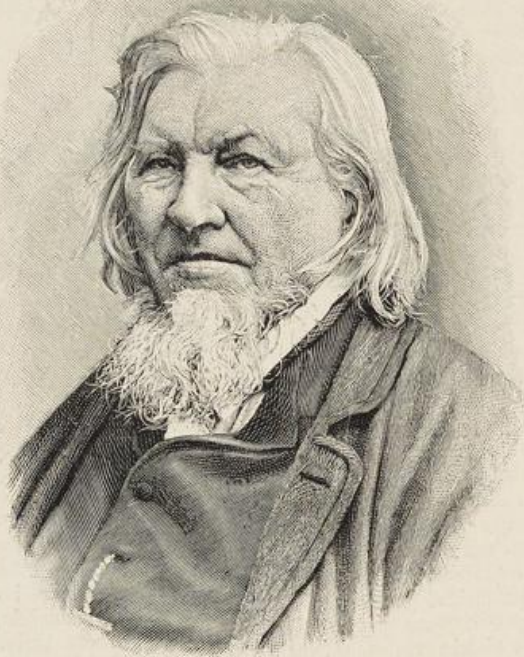
„Du schiedest früh von deinen Lieben,
Zu früh von unserm Glanz und mir —
Mir ist, als wär' ich nur geblieben,
Um immer nachzuweinen dir.“

„Gott und die Zeit“, seine Arbeit und vor allem seine Poesie halfen ihm so weit über seinen Kummer hinweg, daß er von neuem hoffnungsvoll der Zukunft entgegenjah. Mit Eifer begann er, nachdem die Bibliothek von ihm

musterhaft durch unablässige jahrelange Arbeit geordnet war, sich seiner poetischen wie wissenschaftlichen Thätigkeit wieder zuzuwenden. Zunächst beschäftigte ihn die Ausföhrung des Planes, seine Lebenserinnerungen zu schreiben.^{*)} Durch das in reicher Fülle vorliegende Material wie sein abwechslungsreiches Leben bestochen, wußte er leider hier nicht Maß zu halten, so daß ein sechsbändiges Werk geschaffen wurde, das wohl als Quellenstudium für Fachleute, nicht aber für das Publikum geschrieben ist. Auf dem Gebiet der lyrischen Dichtung dagegen herrschte er nach wie vor souverän. In Jugendfrische, formvollendet entstanden jahraus jahrein bis auf seinen letzten Tag Gedichte, die man seinen besten Liedern aus früherer Zeit an die Seite setzen kann. Eigentlich war es zu sehen, wie er diese Lieder, schon während er sie dichtete, einer Melodie anzupassen versuchte oder selbst eine neue dazu erfand, nach der er sich dann die Verse laut vorlas. Obgleich nicht musikalisch gebildet (er kannte keine Note!) komponierte er so doch eine große Zahl seiner bekanntesten Gedichte, deren Melodien sich durch besonderen Schwung und Singbarkeit auszeichnen; es braucht nur an die herrliche Weise von: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ und an die des reizenden Kinderliedes: „O, wie ist es kalt geworden“ erinnert zu werden, die beide von unserm Dichter herrühren. Die Welt würde dieser merkwürdigen Begabung weit mehr noch zu verdanken haben, ein Schatz von Melodien würde uns nicht verloren gegangen sein, wenn Hoffmann einen verständigen Musiker an der Hand gehabt hätte, der diese originellen, schlichten und doch so zu Herzen gehenden Weisen aufgezeichnet hätte. Aber durch sein ganzes Leben hindurch klagt er darüber, daß ihm jemand fehle, der ihm seine Melodien aufschreibe. Bald ist der betreffende Tonkünstler, mit dem er auf solche Weise in Verbindung trat, wahrscheinlich voreingenommen gegen den „unmusikalischen“ Poeten, „empfindlich“, wie Hoffmann schreibt, bald bleibt er dabei, dergleichen lasse sich überhaupt nicht aufschreiben, bald will er andre Tonarten, wie er auch besonders mit dem Takt und der Taktheilung nicht auskommt, und zu guter Letzt will er gar noch am Text ändern — was in des Dichters Augen mit Recht als ein Verbrechen angesehen wird. Am meisten aber konnte es Hoffmann erböfen, wenn aus dem einfachen Lied ein „Kunstgesang“, wie er sich ausdrückte, gemacht werden sollte. Da protestierte er

energisch und fügte sich unter keiner Bedingung, während er sonst des lieben Friedens halber schon einmal nachgab. Liebevöflles Eingehen fand er schließlich bei dem Musiker F. Richter in Breslau und später bei dem Altmeister des Volksliedes Ludwig Erk in Berlin, aber die gemeinschaftliche Arbeit beschränkte sich immer nur auf die Zeit, wo Dichter und Tonmeister persönlich miteinander verkehren und ihre Meinungen austauschen konnten. War Hoffmann allein, so machte sich der alte Uebelstand wieder bemerkbar. „Grade, wenn ich niemand habe, dem ich sie vorsingen könnte, fallen mir meine besten Melodien ein,“ klagt er öfters in seinen Tagebüchern. Die Absicht des Dichters aber, seine Lieder zu komponieren, haben die Musiker in einer Weise aufgenommen, die wohl beispiellos dastehen dürfte. Unter den neueren wie den älteren Dichtern ist schwerlich einer,

dessen Lieder so oft und vielfach so gut komponiert sind, von den berühmtesten Musikern sowohl, wie allerdings auch von weniger berühmten. Sie sind in dieser Gestalt in das Volk gedrungen und tönen überall, so weit die deutsche Zunge klingt. Durch diese Lieder wird Hoffmann fortleben im deutschen Volke, wenn auch sein Name längst dem Gedächtnis der kommenden Generationen entschwunden sein wird. Schon bei seinen Lebzeiten sind ungezählte dieser Gesänge thatsächlich Volkslieder geworden, sie haben einen unvergänglichen Vorber Franz um des Dichters Schläfe gewoben, der ihm, wie er in dem Liede „Den Freunden“ sagt, „von Kunstgenossen nicht zuerkant“ ist. In die Stille des Goryeyer Anstalts drang, während Hoffmann dort wohnte, der Wiederhall der großen Kriege, die Deutschland 1864, 1866 und 1870 bis 1871 erleben machten.



Hoffmann von Fallersleben

Mit Begeisterung verfolgte der Dichter die schon seit Jahrzehnten versuchte Befreiung der beiden nordischen Brudervölker, die jetzt endlich zur That ward.

„O Herr der Herrn erwache!
O bring uns einen Tag,
Den einen Tag der Rache,
Der alles sühnen mag.“

Bertreten sind die Saaten,
Die Dörfer sind verheert,
Wir selber sind verraten,
Entwaffnet und enteert —“

hatte Hoffmann im Winter 1850—51 gesungen. Jetzt im Jahre 1864 ward sein Wunsch erfüllt:

„Ja, er kam, der Tag der Rache!
Und wie froh der Danebrög,
Als das Paar der deutschen Adler
Ueber Schlei und Eider flog!“

*) Später ist diese Autobiographie von Dr. Gerstenberg, dem Herausgeber der Gesammelten poetischen Werke Hoffmanns von Fallersleben, mustergerätig bearbeitet und, bis zum Tode des Dichters fortgesetzt, in zwei Bänden erschienen (Berlin, Verlag von F. Fontane.)

1866 ward ein weiterer Teil seiner Hoffnungen, für die er schwer gelitten hatte, verwirklicht: der Anfang von Deutschlands Einheit und Größe ward auf blutigen Schlachtfeldern — allerdings im Bruderkrieg — erstritten. Daß aber zuletzt ein gütiges Geschick den greisen Sänger das Ideal seines Lebens, ein freies, geeintes deutsches

nicht begreifen, daß es andern Menschen nicht ebenso erging. Als in der Schlacht bei Langensalza 1866 in nicht gar zu großer Entfernung von Corvey die Entscheidung fiel, weckte er die Seinigen in frühester Morgenstunde mit den Worten: „Wie kann man nur schlafen in solch großer Zeit!“

Ich blieb' in univernu Sutschland.

Ich blieb' in univernu Sutschland,
 Dein Loob soll sich dir univernu sein,
 Dein Lied und dein Opfern und Aufwand,
 So ein sein Können und Glück ist mein.
 In univernu Sutschland will ich bleiben
 Und dein Muß dir halt soll mich dir bleiben.

Ich blieb' in univernu Sutschland,
 Nur ich gesicht univernu ganzes Herz,
 Ich blieb' ich bid dein Gethobend
 Und in der Sutschland, und in der Sutschland.
 Für dein Lieb Alles Sutschland
 Ich nicht zu Sutschland mit, und nicht der Sutschland.

Ich blieb' in univernu Sutschland,
 das ist univernu Kunst, der univernu pflegt.
 Ich firsche Sutschland nicht auf Sutschland,
 Nicht ob univernu Herz im Sutschland
 In Sutschland will ich univernu Trost mich Sutschland:
 In Sutschland nicht ich mich Sutschland.

Bisher unveröffentlichtes Autogramm von
 Hoffmann von Fallersleben.

Kaiserreich, leben ließ, konnte er nicht genug mit Worten preisen. Kaiser Wilhelm und auch dem Lenker der Schlachten, Helmuth Moltke, widmete er damals mehrere seiner begeisterten Lieder. Hoffmann während dieser Kriegsjahre zu beobachten, war äußerst interessant. Er war jedesmal in namenloser Aufregung, sowohl vor dem Beginn der Feldzüge als auch während ihrer Dauer. Diese Spannung erhielt ihn in steter nervöser Unruhe, und er konnte es

Ueber Land und Meer. III. Hft. XIV. 10.

Mit Ausnahme dieser Kriegsjahre verlebte Hoffmann stille Tage auf dem einsamen Schlosse. Wohl besuchten ihn die Freunde in seiner Zurückgezogenheit, wohl machte er selbst noch weite Reisen, um sich neue geistige Anregung im Verkehr mit Künstlern und Gelehrten zu holen, doch sein Lebensabend ward durch keinerlei weitere Ereignisse bedeutender Natur mehr gestört. Eine ungläubliche Jugendfrische hatte sich dieser Greis bewahrt, der mit starken

Schritten sich dem achtzigsten Lebensjahr näherte. Und was noch merkwürdiger war, der Glaube an die Menschheit war ihm nicht abhanden gekommen, wie oft er auch getäuscht ward, nicht minder sein kindliches Gottvertrauen. Obgleich er dieses letzte Jahrzehnt seines Lebens nie eine Kirche in Hörter besuchte, was ihm sogar am offenen Grabe übel vermerkt wurde, hat es doch wohl keinen neueren Dichter gegeben, der so viel wirkliche Religiosität in seinen Liedern zeigt. So gutmütig und duldsam Hoffmann aber auch war, so energisch, ja rücksichtslos konnte er auftreten, sobald seine Ideale und das, was er für recht und gut erkannt hatte, angegriffen wurden. Seine Kampfeslust und sein Mut bewährten sich da selbst vor den Hochgestellten dieser Erde. Er verlegte dadurch an unzähligen Stellen, und daß er nicht überall die Anerkennung fand, die ihm gebührt hätte, ist in erster Linie diesem Umstande zuzuschreiben. Trotzdem die einheimischen Beweise der Anerkennung gänzlich ausblieben, wandte sich Hoffmann doch nicht verbittert dem Auslande zu, das ihm glänzende Anerbietungen gemacht hatte.

Der markigen Gestalt des Sängers konnten scheinbar die Jahre nichts anhaben. In voller körperlicher wie geistiger Frische ist er schließlich am 19. Januar 1874 dahingegangen. Neben der so früh geschiedenen Gattin fand er seine Ruhestätte.

Ein Kind an Herzen, doch an Mut ein Mann,
Von erstem Sinn, ein Sänger hell und heiter,
Schloß er, der Freiheit nimmermüder Streiter,
Ans Vaterland, ans teure, treu sich an.

Verstummt der Riedermund, dem mit Entzücken
Das Volk geläuscht, wenn bei der Becher Klang
Er ihm von Freiheit, Lieb' und Frühling sang —
Kommt, Frühling, bald, ihm hold das Grab zu schmücken.

Ein königliches Jubelpaar.

(Siehe die Porträts Seite 84 und 85.)

Im Königshofe zu Dresden wird am 23. April ein seltenes Fest gefeiert. König Albert, der an diesem Tage sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, begeht an seinem Wiegenfeste zugleich sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum, das noch kein sächsischer König als solcher erlebt hat. Das deutsche Volk nimmt lebhaften Anteil an dem Jubelfeste, und die besten Köpfe, die geschicktesten Hände bieten zu demselben ihre Gaben dar; die regierenden Fürsten des Deutschen Reichs aber finden sich zum weitaus größten Teile, mit dem Kaiser an der Spitze, in der Residenzstadt an der Elbe zur persönlichen Beglückwünschung des sächsischen Königspaares ein, das sich weit über die grün-weißen Grenzpfähle hinaus großer und verdienter Beliebtheit erfreut.

König Albert genießt die allgemeine Verehrung vor allem als letzter aus der Reihe jener Feldherren und Paladine des unvergeßlichen ersten Hohenzollernkaisers, welche die deutsche Heere in dem großen, siegesgewaltigen Jahre 1870/71 zu unvergänglichem Waffenruhm geführt haben. Von allen jenen Helden und Heerführern lebt nur noch der Sachsenkönig, und er allein ist auch nur noch Besitzer des Großkreuzes vom Eisernen Kreuze, jenem Wahrzeichen der deutschen Befreiungskriege von 1813—15, wie des deutschen Nationalkrieges 1870/71. Er empfing es am 22. März 1871, jenem Tage, an dem das erste Mal Kaiser Wilhelm seinen Geburtstag nach Annahme der Deutschen Kaiserwürde beging, und mit dem damaligen Kronprinzen von Sachsen nur noch die folgenden Feldherren: Graf Moltke, der deutsche Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, die Generale von Werder, von Goben und von Manteuffel. In den Befreiungskriegen hatten diesen höchsten preussischen Kriegssorden erhalten der Marschall Vorwärts (Fürst Blücher), Bülow von Dennewitz, Tauenzien von

Wittenberg, York von Wartenburg und Kronprinz Karl Johann von Schweden. Keiner von allen diesen Heerführern hat diesen hohen Kriegssorden so lange getragen als der heutige König von Sachsen. In dem letzten großen Kriege gegen Frankreich brachte er mit seinen Sachsen am 18. August 1870 die heisse Schlacht bei Gravelotte durch Erstürmung des stark verchanzten Dorfes St. Privat zur Entscheidung, als Oberbefehlshaber der Maasarmee hatte er hervorragenden Anteil an den Siegen bei Beaumont und bei Sedan, und bei der folgenden Einschließung der französischen Hauptstadt hielt er die Nord- und Ostfront von Paris besetzt. Nach Abschluß des Präliminarfriedens übernahm er den Oberbefehl über alle in Frankreich verbleibenden deutschen Truppen und leistete mit denselben der französischen Regierung wichtige Dienste bei Unterdrückung des blutigen Kommune-Aufstandes. Die Verdienste des damaligen Kronprinzen Albert erfuhren durch Kaiser Wilhelm I. auch dadurch die höchste Anerkennung, daß ihm bei Gelegenheit des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin, am 16. Juni 1871, sowie in Dresden, am 11. Juli 1871, die höchsten militärischen Ehrenstellungen verliehen wurden, nämlich diejenigen eines Armees-Inspektors und eines Generalfeldmarschalls. Letzteren höchsten militärischen Rang verlieh ihm zur selben Zeit auch der Zar. Der heutige Deutsche Kaiser, der wiederholt Gelegenheit genommen hat, vor aller Welt seine Verehrung und tiefe Dankbarkeit gegen den sächsischen König um seiner treudeutschen Gesinnung wie seiner unvergeßlichen militärischen Verdienste in Krieg und Frieden öffentlich durch Wort und Schrift zu bekräftigen, nahm überdies Veranlassung, bei dem im Oktober 1893 gefeierten fünfzigjährigen Militärdienstjubiläum des Sachsenkönigs an der Spitze aller kommandierenden Generale des deutschen Reichsheeres in Residenzschlössen zu Dresden zu erscheinen und dem Monarchen vor diesen Führern der deutschen Truppen von heute unter herzlicher Ansprache einen kostbaren, mit Brillanten besetzten Feldmarschallstab zu überreichen, sowie ihm das 2. Garde-Manneregiment zu verleihen.

In der preussischen Armee bekleidete König Albert schon seit 1869 die Stellung als Regimentschef und zwar des Ostpreussischen Dragonerregiments Nr. 10, und auch in der russischen und österreichischen Armee, sowie dem bayerischen und württembergischen Heere führen Regimenter seinen Namen als Regimentschef, von seinen eignen Truppen aber genießen diese Auszeichnung das Leibgrenadierregiment Nr. 100, das Gardereiter- und Königshjareneregiment, sowie das Feldartillerieregiment Nr. 12. Wie König Albert schon als einundzwanzigjähriger Jüngling im Gefecht bei Düppel am 13. April 1849 in Schleswig seinen Soldaten ein denkwürdiges Beispiel von Tapferkeit und militärischer Pflichttreue gab, wie er als Kronprinz in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 mitten unter ihnen aushielt in dem Wirrwarr des Rückzuges bis zum letzten Augenblicke und dort zugleich seinen Ruf als Feldherr begründete durch die energische Verteidigung des Dorfes Probus und der Waldecke von Bor, so hat er als König und Kriegsherr sich als Erzieher des Heeres und treusorgender Soldatenvater in der seinen Namen tragenden Soldatenstadt im Norden von Dresden — eine Vereinigung von Militär- und Armeeanstalten, wie sie in dieser Vollkommenheit das Deutsche Reich nirgends weiter besitzt — ein unvergängliches Denkmal errichtet, das seine unablässige Fürsorge für die zum Dienste in der Armee eimberufenen Landesfinder noch kommenden Geschlechtern verkünden wird. Er selbst hat die Armee bei seinem goldenen Militärdienstjubiläum seine „Jugendliebe“ genannt, der er immer treu geblieben sei, und sie war es allerdings auch, mit welcher der Monarch als Kronprinz seinen Ruhm begründete. Doch auch seinem Volke ist er nach Antritt der Regierung immerdar ein

Führer und Vorbild gewesen, vornehmlich in treuem Festhalten am Reich und an seinem Kaiser, und unter diesem Wettiner hat das Sachsenland bei jeglicher Friedensarbeit sich einen Platz im ersten Treffen zu erobern gewußt, und viele seiner Einrichtungen sind für ganz Deutschland muster-gültig und vorbildlich geworden.

Des Sachsenkönigs vornehmster Mitarbeiter auf militärischem Gebiete sowohl als auch sein Vertreter und Helfer bei den vielseitigen Regierungsgeschäften ist sein Bruder, Prinz Georg, seit dem Regierungsantritt des Königs Albert kommandierender General des Königlich Sächsischen (XII.) Armeecorps, das er bereits im deutsch-französischen Feldzuge vom 10. August 1870 bis zur Beendigung des Krieges in meisterlicher Weise führte, und seit dem Regierungsantritt des heutigen Deutschen Kaisers Generalfeldmarschall und Generalinspekteur der 2. Deutschen Armee-Inspektion — Bereich des 5., 6. und 12. Armeecorps. Neben dem Prinzen Georg aber bekundet auch die hochsinnige, mildthätige und umsichtige Lebensgefährtin des sächsischen Königs, die Königin Karola, das lebhafteste Interesse für die vielseitigen Geschäfte und Regentenpflichten ihres Gemahls, mit dem die hohe Frau nun schon fünfundsiebzig Jahre ehelich verbunden und dessen Volk sie eine treusorgende, gütige und teilnehmende Landesmutter geworden ist.

Gleich ihrem erlauchten, durch sein schlichtes Wesen, seinen ritterlichen und gütigen Sinn, seine Thatkraft ausgezeichneten Gemahl genießt sie die Verehrung aller derjenigen, denen es vergönnt gewesen ist, der hohen Frau nahe zu kommen und ihr gütiges Herz, ihre treue, unablässige Fürsorge für Arme, Kranke und Notleidende kennen zu lernen. Der von ihr als Kronprinzessin nach dem böhmischen Feldzuge ins Leben gerufene „Albert-Verein“ zur Ausbildung von Frauen in der Krankenpflege wirkt noch heute in großem Segen und hat auch ein eigenes, nach der hohen Stifterin „Karola-Haus“ genanntes Krankenhaus in Dresden erbaut; die Albertinerinnen haben sich überall als pflichttreue und gewissenhafte Pflegerinnen bewiesen und im deutsch-französischen Kriege die Feuerprobe glänzend bestanden, sowohl auf dem Schlachtfelde wie in den Lazaretten.

Königin Karola ist als die einzige Tochter des Prinzen Gustav von Wala aus dessen Ehe mit der Prinzessin Luise von Baden am 5. August 1833 zu Schönbrunn bei Wien geboren. Ihre erste Jugend verlebte sie zu Mannheim im Hause ihrer Großmutter, der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden, die den maßgebendsten Einfluß auf Herzens- und Geistesbildung ihrer Enkelin ausübte, sowie auf Schloß Morawey im Zglauer Kreis, das ihrer Mutter gehörte. Der ganze Zauber des Landlebens wirkte auf Herz und Gemüt des Kindes, und andererseits erhielt Prinzess Karola durch das Vorbild ihrer Mutter schon frühzeitig Gelegenheit zu Wohlthun und Werken der Nächstenliebe. So war es ihre größte Freude, die Jugend von Morawey zu bewirten und zu beschenken und in einer kleinen, an ihre Wohnung sich anschließenden Küche Armen und Kranken selbst die Mahlzeiten zu bereiten.

Ihren Gemahl lernte die Prinzessin am Kaiserhofe in Wien kennen, die Vermählung erfolgte am 15. Juni 1853 in der katholischen Hofkirche zu Dresden. Das hohe Paar lebt in glücklichster Ehe und hat in seinem Lieblingsstize zu Strehlen sich ein trautes Heim geschaffen; Kindersegens blieb ihm verjagt, aber gerade dieser Umstand lenkte die ganze Thätigkeit der Fürstin auf jene Gebiete der Frauen-thätigkeit hin, welche reiche Gelegenheit boten, ihren Namen mit der Auereole werththätiger Nächstenliebe und dem Ruhmeskranz einer echten, treusorgenden Landesmutter zu schmücken. Allwärts, wohin Sachsens Königin kommt, verbreitet sie Segen rund um sich her und gewinnt sich die Herzen dadurch, daß sie an allem und jedem herzlichsten Anteil nimmt,

für jede Familie nicht nur freundliche Trostesworte, sondern auch Hilfe in der Not hat. Erscheint die Königin Karola einmal in ihrem Jugendheim Morawey, wo sie aus ihren Privatmitteln ein Siechenhaus hat errichten lassen, so ist dies ein großer Festtag für den ganzen Ort. Weilt sie mit ihrem Gemahl, wie dies alljährlich mehrfach, stets aber zur Feier ihres Geburtstages, geschieht, in dem von ihr eingerichteten idyllischen Jagdschloßchen Reheseld an der böhmischen Grenze, so sind dies glückliche Tage, nicht nur für das hohe Paar und seine nächsten Verwandten, sondern auch für die dortigen Waldbewohner; denn die Fürstin tritt oft in die Hütten der Armut ein, bei den Kranken und Glenden, die ihr Erscheinen begrüßen wie das einer gütigen Fee. Dasselbe ist der Fall, wenn sie in Dresden in den Wohlthätigkeitsanstalten, Heimstätten und Pflegerinnen-schulen erscheint, um Trost und Hilfe zu bringen oder Belohnung und Ermunterung zu spenden. Als das sächsische Königspaar seine ersten Besuche in dem vom letzten Herzog von Braunschweig dem König Albert 1884 vererbten Lustschloße Sibyllenort abstattete, war einer der ersten Gänge der Königin dahin, wo Arme, Kranke und Notleidende wohnten. So erscheint die Königin Karola als das Mutter einer edeln deutschen Frau, als ein Vorbild weiblicher Anmut und Milde. Fest und treu hängt das Sachsenvolk an dieser Königin, und als 1878 die Silberhochzeit des erlauchten Paares gefeiert wurde, da regte es sich im ganzen Lande, um durch die That zu zeigen, wie ihr Walten und Wirken die Herzen aller gewonnen. In gleicher Weise zeigte man der hohen Frau durch einen feierlichen Empfang die allgemeine Freude und Verehrung, als sie nach schwerer Krankheit aus Italien nach Dresden zurückkehrte.

Das Schicksal hat König Albert und Königin Karola an die Spitze des deutschen Volkstammes der Sachsen gestellt, dem sie Führer und Vorbild gewesen sind in allen Tugenden, seit sie, der König die Männer-, die Königin die Frauenwelt, zu vorbildlichen Leistungen auf allen Gebieten neuzeitlicher nationaler Arbeit angefeuert und erzogen haben. Den Dank dafür wird ihnen ihr Volk und Land erneut darbringen bei ihrer fünfundsiebzigjährigen Regierungsjubelfeier, die Geschichte aber hat bereits ihre Namen eingezeichnet als dasjenige Regentenpaar, unter dem Sachsen in einer vordem noch nicht dagewesenen Weise emporgeblüht ist zu Wohlstand, Ansehen und Bedeutung im Deutschen Reiche.

Max Dietrich.

Eisenachs Richard Wagner-Museum.

Von

Walter Paetow.

Mit 4 Abbildungen.

Fast am Fuße der Wartburg hat sich vor mehr als dreißig Jahren Fritz Reuter ein Heim gegründet. Nach den Stürmen des Lebens wollte er hier Ruhe und Frieden finden. Und wer jetzt aus den Gassen der alten Stadt Eisenach hinauswandert und dann — wie mit einem Schlage — am Ende der Wartburgchauffee in ein herrliches deutsches Waldmärchenreich sich veretzt sieht, der wird gern an Fritz Reuters Villa Halt machen. Der Blick schweift hier ringsum, und wo er gefesselt bleibt, trifft er auf Wälder und Höhen; hierauf wendet er sich zu dem beherrschenden Mittelpunkt des Eisenacher Landschaftsbildes, der schönsten deutschen Burg, der trotzigen und doch so hohen Wartburg; an den Villen und kleinen Häuschen im Thal bleibt er haften; zur Natur und zur Erinnerung an köstlichste Kunst wird er geführt. Hier rasten, heißt ein Stück ewigen Lebens genießen.

Fritz Reuter hat sich nicht allzulange der Gunst eines herrlichen Wintereichens Erde erfreuen dürfen; 1863 zog



Das sächsische Königspaar.

Das sächsische Königspaar.



Das Richard Wagner-Museum (Frñh Reuter-Villa). Im Hintergrunde die Wartburg.

er nach Eisenach, am 1. April 1868 konnte er keine eigene Villa dort, hart am Fuße der Wartburg, zur Heimstätte seines Lebensabends weihen, und schon 1874 schied er aus dem Leben. Dann hat seine Frau Luise des Erbes treulich gewaltet, und oft genug wurde die Frage aufgeworfen, was nach ihrem Tode aus dieser in ihrer äußerlichen Architektur sehr gefälligen, ihrer inneren Einrichtung nach nicht ganz einwandsfreien, aber durch ihren ersten Besitzer jedem Deutschen wert gewordenen Wartburgvilla werden würde. Reuters Witwe fand auf diese Frage eine Antwort, die allseitig freudig begrüßt ward: sie setzte die Deutsche Schillerstiftung zur Erbin des Hauses, des Inventars und des ganzen Grundstücks ein. Diese hochherzige letztwillige Verfügung mag sie wohl in dem Gedanken getroffen haben, daß das Gut ihres heimgegangenen Gatten, der so viele böse Stunden hatte über sich ergehen lassen müssen, nirgends besser aufgehoben sein könne als bei einer Stiftung, die nur den einen Zweck kennt, Elend und Not zu lindern und Schriftsteller ihrer Sorgen zu entheben; und so lag für die Erbin der Gedanke nahe, in diesem Sinne das Reuter-Haus in ein Schriftstellerasyl umzuwandeln. Dazu sollte es aber nicht kommen. In Eisenach war der Plan aufgetaucht, ein Richard Wagner-Museum zu errichten, und für dieses benötigte die Stadt eines geeigneten Heims. In der Reuter-Villa glaubte man es gefunden zu haben; es wurden Verhandlungen mit der Schillerstiftung wegen Erwerbs der Villa angeknüpft, und das Ergebnis war, daß die Villa zum Kaufpreise von 32000 Mark in den Besitz der

Stadt überging. All das vollzog sich schnell. Am 9. Juni 1894 verschied Frau Luise Reuter; im Herbst desselben Jahres schon wurden die Verhandlungen mit Nachdruck betrieben und dann zu einem verhältnismäßig reichen Ende geführt; die Einrichtung des Richard Wagner-Museums in den Räumen der Reuter-Villa, soweit diese nicht dem Andenken des Dichters selbst gehören, wurde von 1895 an betrieben, und im Sommer 1897 ist das Museum der Öffentlichkeit übergeben worden.

Ein eigentlich Neues hat Eisenach, respektive das Komitee der Stadt, mit dem Museum nicht geschaffen; es ist zunächst nur ein Vorhandenes erhalten und verwertet worden. In Wien hatte Herr Nikolaus Desterlein eine Privatsammlung gegründet, in der er, soviel er irgend konnte, alles zusammenbrachte, was in Beziehung zu Richard Wagner zu setzen war. Er speicherte Photographien, Theaterzettel, Billetcoupons, Porträts von Wagner, dessen Freunden, den Künstlern, die seine Gestalten verkörperten, in Hunderten und Tausenden von Exemplaren auf und schuf sich so eine Sammlung von Wagner-Kuriositäten, die des Interessanten eine Fülle bot, wenn sie auch zunächst wohl für ihren Besitzer selbst am meisten zu sagen hatte. Da Desterlein nicht bei einer Nummer „tausend“ oder irgend an einer andern Grenze Halt machte, wuchs diese Sammlung im Laufe der Jahre ganz außerordentlich an, so daß er sich außerstande fühlte, selbst das begonnene Werk fortzusetzen. Aus einer Sammlung war ein Museum geworden, das zur Erhaltung und Nutzbarmachung vor allem eines eignen Heims bedurfte. Er entschloß sich, seinen mühsam zusammen-

gebrachten Besitz zu veräußern, und hatte dabei natürlich zunächst das Ziel im Auge, ihn als Ganzes durch einen Staat oder eine Stadt zusammenhalten zu lassen. Verhandlungen, die er führte, kamen aber erst nach geraumer Zeit zum Abschluß, als sich ein Komitee zur Erwerbung des Richard Wagner-Museums formell konstituiert hatte. Die für diesen Zweck erforderliche große Summe von 90 000 Mark durch Privatbeiträge aufzubringen, fiel nicht leicht; es fanden sich jedoch begeisterte Verehrer Richard Wagners, die es wenigstens ermöglichten, die Unterhandlungen mit Aussicht auf Erfolg in die Wege zu leiten. Es wurden schließlich sogar von einer einzigen Seite, einem Berliner Großindustriellen, nicht weniger als 40 000 Mark zur Verfügung gestellt. Jedoch bestanden in der Beschaffung der Geldmittel nicht die einzigen Schwierigkeiten, um zu einem Abschluß zu gelangen. Wichtig trat die Frage an das Komitee heran, in welcher Stadt das Museum Unterkunft finden sollte. Weimar und Eisenach strebten zugleich nach dem Besitz; erst nach mancherlei Hin und Her blieb Eisenach Siegerin in diesem Wettstreit, über den im einzelnen der für diese Ausführungen als Quelle benutzte Katalog des Richard Wagner-Museums genaue Mitteilungen bringt.

So ist das Richard Wagner-Museum in die Eisenacher Fritz Reuter-Villa gelangt, und der reiche Besitz von Herrn Nikolaus Dösterlein hat seine eignen Schatzkammern erhalten. In emsiger Arbeit haben ihn die Eisenacher Kuratoren gesichtet und gruppiert und in die Räume der Villa übergeführt. Es dürften Zweifel laut werden, ob der Ertrag dieser emsigen Arbeit ganz ihrem Werte entspricht; der Besucher des Museums wird sich eines ungetriebenen, reinen

Eindrucks nicht immer erfreuen. Die Ueberfülle in diesem Museum ist wahrhaft erdrückend; zum Einzelgenuß wird nur derjenige gelangen, der wieder und wieder die Räume durchwandelt. Nach der Entstehungsgeschichte des Museums ließ sich freilich kaum etwas anderes erwarten; es gehört eben nicht nur der Persönlichkeit Richard Wagners, sondern ich möchte sagen: dem „Begriff“ Richard Wagner. Nicht so sehr des Meisters Individualität tritt uns entgegen als eine Fülle von Kleinigkeiten, die nur indirekt mit ihm in Verbindung stehen. Kein Richard Wagner-Museum schlechthin thut sich auf, sondern ein ganzer Komplex kleiner Museen, die in einem ebenso äußerlichen wie oft losen Zusammenhang mit jenem stehen. Man hat hier ein Liszt-, ein König Ludwig-, ein Sängermuseum — alles das gewiß nicht ohne Beziehungen zu einem Richard Wagner-Museum, wie man es erwartet, aber immerhin zerplitternde Eindrücke hinterlassend. Allzu gewissenhaft haben die Ordner des Museums diesem Charakter der Sammlungen Rechnung getragen; sie haben einzelnen Persönlichkeiten, einzelnen Städten und so weiter besondere Zimmer geschaffen. So entstand hier eine Liszt-Abteilung, ein König Ludwig-Zimmer, ein Bayreuther Kabinett, von deren allgemeinem Eindruck einige unrer Abbildungen eine anschauliche Vorstellung geben.

Richard Wagner selbst gehört das erste Zimmer, in das der Besucher gelangt. Es birgt eine Reihe von Porträts des Meisters, eine Fülle von Bildern solcher Künstler, die als erste die Gestalten seiner Werke verkörperten, daneben Ansichten von Städten, in denen er lebte, weiter aber auch eine Reihe von Gegenständen, die als „Wagner-Eigentum“



Besichtl.



König Ludwig- und Königin- Zimmer.



Richard Wagner- Zimmer.

ihren Wert besitzen. Das Klavier befindet sich hier, an dem Richard Wagner Unterrichts genoss; ein Taktstock, dessen er sich in Wien 1875 bediente, ist hier aufbewahrt, und als bedeutungsvolle Schätze des Hauses sind handschriftliche Aufzeichnungen des Meisters ausgestellt, an denen das Museum sonst nicht gerade überreich ist, unter andern die Korrekturen Richard Wagners in einer Rienzi-Partitur. Mehr als einen Kuriositätswert hat auch der Steckbrief, der in der Zeit der Dresdener Revolution hinter Richard Wagner erlassen ward, und auch die Vermählungsanzeige mit Frau Cosima möchte man in diesem Räume nicht missen. Die reichsten Wagner-Erinnerungen enthält neben diesem Haupttraume das Bayreuther Zimmer, insofern es den Gedanken an Wagners letztes großes Lebenswerk wieder und wieder weckt. Aufbewahrt ist hier der Federhalter, mit dem der Meister den Ring des Nibelungen nieder schrieb; als künstlerisch hervorragender wie „wagnerisch“ wertvoller Besitz ist an der Decke die Originalzeichnung zu Professor Robert Krauses Sgraffitogemälde angebracht, das über dem Eingang der Villa Wahnsfried sich befindet.

Von den unzähligen Kleinigkeiten, auf die das Auge hier und in den andern Räumen trifft, wird man auch sonst das eine und das andre Stück mit Interesse betrachten, etwa die Theaterzettel für die ersten Aufführungen in Bayreuth, die Totenmaske Richard Wagners, Cypressen von seinem Grab oder Blüten der Bayreuther „Fremdenindustrie“, die Wagner-Papierervietten und ähnliche neuzeitliche Erzeugnisse. Aber zu einem Richard Wagner-Gesamtbilde schließen sich alle diese Tausende von Kuriositäten doch nicht recht zusammen. In die Sammlung ist allzuviel hineinbezogen, was ebenjotig in jeder andern als einer Richard Wagner-Sammlung Platz finden könnte. Weil Franz Liszts Name unzertrennlich mit dem Lebenswerke Richard Wagners verknüpft ist, hat der Begründer des Museums geglaubt, auch für Liszt im kleinen das leisten zu müssen, was er für Wagner im großen leisten — wollte. Nicht nur Porträts von Liszt aus allen Lebensaltern sieht man, sondern auch Abbildungen seines Geburtshauses, seiner Grabkapelle und eine Fülle von verschiedenartigsten Bildern, die mit Franz Liszt zu thun haben. Und weil der Name König Ludwigs II. von Bayern unzertrennlich mit dem Lebenswerke Richard Wagners verknüpft ist, glaubte der Begründer der Sammlung nun auch für König Ludwig das leisten zu müssen, was er für Richard Wagner leisten — wollte. Er verschaffte sich seltene Porträts des Königs, Autographen von ihm, Münzen mit seinem Bildnis, sogar ein Fremdenbuch von Hohenschwangau mit der Einzeichnung des Königs, ja noch mehr: er verleihte seiner Sammlung auch Porträts von Persönlichkeiten aus seiner Umgebung ein, wie das des Hoflakaien Mayer — um von andern „Kosibarkeiten“ ganz zu schweigen. Und wie mit jenen beiden hervorragenden Gestalten, denen man auf Richard Wagners Lebensweg begegnet, verfuhr er auch mit minder wichtigen nach derselben Methode; er sammelte Bilder über Bilder, von Sängern und Kritikern, von Persönlichkeiten Bayreuths, von Werken, in denen Wagnerische Werke künstlerisch behandelt sind.

Alles das füllt jetzt die Wände und die Glaskästen in den einzelnen Zimmern des Richard Wagner-Museums. Nicht Wappen liegen aus, nicht Konvolute, sondern Stück für Stück ist einzeln ausgestellt, so daß der Besucher am Schlusse seiner Wanderung, bei der ihm ein Bibliothekszimmer mit Richard Wagner-Schriften genau zu betrachten erspart bleibt, eine schier unendliche Fülle der Gesichte münimt. Durch das Vestibül schreitet man, sieht eine Wotanstatue und — eine Büste Fritz Reuters und weiß, wenn man wieder ins Freie gelangt, nicht recht, warum der Schöpfer der Nibelungen und der Meister norddeutscher Humors zusammenkommen mußten. Da schweift der Blick

in die Höhe empor: von der Villa Fritz Reuters, hart am Fuße der Wartburg, strebt man in die Höhe zu der Sängerkirche, die uns jetzt wiederklingt von Richard Wagners Weisen. Und von verschwimmenden Augenblicksbildern wendet sich die Seele zur ewigen Herrlichkeit der Natur, die hier zu ihr spricht aus einem deutlichen Märchenwaldreich.

Sagen vom Kaukasus.

Von

Gregor Padian.

I.

Das Zauberhemd.

In lieblicher Schöne war Ašly, des armenischen Priesters Dawit Mayha Tochterlein, zur Jungfrau erblüht. Schlank war ihr Wuchs wie der Stamm einer jungen Pinie. Ihre Augen wetteiferten an Glanz und seelenvoller Tiefe mit dem Wasser des Beckens, in welches der Bergstrom, schäumend und brausend und glitzernde Perlen emporsprühend, sich ergoß. Dem Blütenblatt einer halb erschlossenen Rose gleichen ihre Wangen, und den Rubinenmund unspielte ein traumverlorenes Lächeln des Glückes.

So sah sie Ašaram, der junge Tatarenfürst, und sein Herz entbrannte in heißer Liebesglut zu der schönen Ašly. Tagelang lag er im Hinterhalt, den Eingang des Hauses, in welchem sie weilte, zu bewachen, und folgte ihr, wenn sie leichten Ganges mit wehendem Schleier, gefolgt von ihrer Dienerin, den Weg in die Stadt nahm.

Und eines Tages, als Dawit Mayha fern war, fand Ašaram den Weg in dessen Haus, das unweit des Flusses, in der Mitte eines herrlichen Gartens, lag. In der offenen, mit den kostbarsten Teppichen belegten Halle, die das Vorhaus bildete, sah er Ašly und gestand ihr seine Liebe. Ihr Herz gehörte längst dem schönen Fürsten, und sein stürmisches Werben begegnete nur einem schwachen, bald besiegten Widerstand. Ašly gab Ašaram das Versprechen, ihm als sein Weib zu folgen, wenn der Vater den Bund ihrer Herzen segne.

Dawit Mayha aber konnte nur Unglück für sich und sein Kind daraus entstehen sehen, wenn dieses der Familie, dem Volke und der Religion entfremdet, vielleicht gar dem Islam anheimfallen würde. Wohl war er ein mächtiger Zauberer, dessen geheimnisvolle Kräfte der Liebe Ašlys und Ašarams sich verderblich hätten erweisen mögen, aber zu fromm und gottesfürchtig, um sie in Anwendung zu bringen, die Liebenden zu trennen.

So entfloß er heimlich in verschwiegener Nacht mit dem geliebten Kinde in das Gebirge, um hier fortan in strenger Abgeschiedenheit das Leben eines Eremiten zu führen. Fürst Ašaram aber suchte vergebens nach dem geliebten Mädchen, und von Gram und Sehnsucht verzehrt, beschloß er, als Ašly*) verkleidet, sie zu suchen. So zieht er über Berg und Thal, durch die wogenden Steppen und die verschwiegenen Wälder und singt zu seiner Balalaika.

Ihr Blumen, wo ist die Holde geblieben?
Hat Mayhas Wille sie von euch getrieben?
Oder ist sie gestorben vor Herzeleid,
Und den süßesten Leib schmückt das Sterbelleid?

Ihr Bäume, ist sie vorübergekommen?
Dann flüchtet den Weg mir, den sie genommen.
Oder schautet ihr nimmer der Glieder Pracht
Und der köstlichsten Augen funkelnde Nacht?

Ihr Seen mit euren plätschernden Wellen,
Die frohlich schwahend am Ufer zerschellen,
Ihr Flüsse müht mir von Ašly sagen,
Denn zweifellos habt ihr Bild ihr getragen.

*) Minnesänger.

Die Blumen, sie schweigen,
Die Bäume, sie rauschen,
Die Wellen, sie plätschern,
Die Flüsse, sie lauschen.
Doch keine Antwort.

Du Mond am Himmel, gib von Aßly Kunde,
Ihr Sterne, habt Erbarmen mit dem Leid!
Weiß weder Mond noch Stern von einer Herzenswunde,
Die brennen wird in alle Ewigkeit?

Und auch der Mond, die Sterne bleiben stumm.

Zahrelang durchstreift Fürst Kyaram die Gebirge, bis hinauf in die Regionen des ewigen Schnees, zieht von Dorf zu Dorf, von Gehöst zu Gehöst. Sein Ruhm als Sänger eilt ihm voraus. Er findet gastliche Aufnahme an den Höfen der Fürsten und Chane, Scharen von Menschen versammeln sich, seinen Gesängen zu lauschen. In seinen Liedern richtet er die Frage nach der Verlorenen an Tausende und Abertausende, aber niemand vermag sie zu beantworten.

Endlich gelangt er auf seiner unstillen Wanderung in früher Morgenstunde nach dem Städtchen Chori (Berg). Von rosigem Morgenlicht umflutet, dehnt sich die herrliche Gletscherkette des Kaufasus vor Kyarams Blicken aus. Hoch hervorragend der Elborus, zu keiner Zeit mit größerem Recht seinen Namen Jaldus Dagh (vergoldeter Berg) tragend, und der Kasbek. Lautlose Stille ringsum.

Doch plötzlich dringt es wie ein fernes, dumpfes Säusen und Heulen an des Sinnenden Ohr. Vom Hochgebirge des Akhalzid her breitet es sich aus über die Vorberge und hüllt die romantischen Burgruinen, welche sie bedecken, in einen nebelhaften Dunst. Näher und näher kommt es wie Sturmgebraus, obwohl die Luft nach allen andern Seiten hin klar und sonnendurchglänzt ist, und wirbelnde Wolken verdichten sich über dem Haupte Kyarams zu einer trichterförmigen Gestalt, die bis in den Himmel zu reichen scheint.

„Kyaram, halte den Fuß rein, damit er nicht unrechte Wege der Hoffart und Sinnlichkeit wandle!“ tönte eine warnende Stimme zu ihm herab.

Ehe er von seiner Ueberraschung sich erholt und Worte zu einer Entgegnung gefunden hatte, brauste schon die Gestalt, sich zerteilend, wieder von dannen, verfolgt von Kyarams staunenden Blicken.

Und wieder ist die Luft auch über seinem Haupte von durchdringender Klarheit. So entgeht es dem jungen Fürsten nicht, daß dort, über den Ruinen des Schlosses von Chori, die von einem steil aus der Ebene aufsteigenden hohen Hügel herabbliden, die zerteilten Wolken sich wieder sammeln und, zu einem Ganzen vereint, sich rasch herabsenken. Kein Zweifel! Ein guter Dschin (Genius), der die Ruinen des Schlosses zu seinem Wohnsitz erkoren, hat ihn gewarnt.

Und noch einmal wird in Kyaram die Hoffnung lebendig. Mit beschleunigtem Schritt umgeht er die Stadt, welche sich amphitheatralisch an den Hügel lehnt. Er verfolgt den Lauf des wilden Gebirgsflusses, der am Fuß des Schloßberges dahinströmt und die üppigste Vegetation hervorzaubert.

In kurzer Zeit hat er den Aufstieg beendet, und auf dem mit Türmen und Zinnen bedeckten Weg gelangt er innerhalb der Mauern der alten Ruine. Am Eingang des verschütteten Hofraums sieht er in zusammengelauerter Stellung ein tatarisches Weib. Vor ihr steht ein mit Wasser angefülltes Gefäß, über welches sie sich, unverständliche Worte murmelnd, beugt.

Bei Kyarams Näherkommen richtet die Alte sich auf — eine ungewöhnlich große, hagere Gestalt.

„Du, eines mächtigen Fürsten Sohn, dem die Völker dienen sollten, was suchest du ein Weib?“ wandte sie sich Kyaram zu.

„Sage mir, wo sie ist, die ich suche, und ich will dir das Beste geben, was ich habe,“ lautete die Antwort.

„Ich mag nicht deinen Ring, obwohl er einen wirksamen

Talisman enthält. Dein Vater aber hat mir eines Tages einen großen Dienst geleistet, und darum will ich dir zu Willen sein. Gedulde dich!“

Sie hatte sich erhoben, und über Schutt und Geröll dahinschreitend, näherte sie sich einem bedeckten Gang, in welchem sie verschwand.

Stürmisch klopfenden Herzens erwartete Kyaram der Alten Wiederkehr. Nur wenige Augenblicke waren verschwunden, als sie, an ihrer Hand ein verschleiertes Mädchen führend, abermals in seinen Gesichtskreis trat. Mit einer Handbewegung hieß sie das Mädchen vor dem Gefäß mit Wasser sich niederlassen, vor welchem der Fürst bei seinem Eintritt die Alte sitzend gefunden.

Dann hüllte sie das Mädchen mitamt dem Gefäß in ein großes weißes Laken ein. Sie selbst aber nahm hinter demselben Rücken an Rücken Platz und begann Sprüche zu murmeln. Nach einer Weile fragte sie:

„Was siehst du?“

„Ich sehe einen Priester, den Wanderstab in der Hand. Er führt ein Mädchen, schön wie eine Houri.“

„Laß sie ziehen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

Als nicht gleich eine Antwort erfolgte, begann die Alte von neuem ihre Sprüche zu murmeln.

„Sie gehen einen Weg an einem Flüsschen entlang. Er führt über eine Brücke in ein tief eingeschnittenes Felsenthal.“

„Laß sie ziehen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das steile Ufer hinan und weiter durch die grüne Steppe, den Bergen am Horizont zu.“

„Laß sie ziehen. Was siehst du?“

„Ein andres Felsenthal. Der Priester liegt im Sterben. Das schöne Mädchen ist in ein graues, undurchdringliches Gewand gehüllt.“

„Und weiter?“

Es erfolgte keine Antwort, und wieder begann die Alte ihre Zauberprüche zu murmeln. Da kam ein klagender Ton unter dem Laken hervor.

„Ich sehe nichts mehr, der Spiegel des Wassers ist trübe geworden.“

„Erhebe dich — es ist genug.“

Das Mädchen that, wie die Alte ihr geboten, und diese folgte ihrem Beispiel.

„Du hast gehört, Fürst Kyaram,“ wandte sie sich nun dem jungen Manne zu, „zieh gegen Norden, dem Dorfe Stephan-Tyminda am Fuß des Kasbek zu. Laß es zur Linken liegen, rechts findest du das eingeschnittene Felsenthal, das der Fluß durchkreuzt. Jenwärts desselben steige das steile Ufer hinan und verfolge den einzigen Weg, der Schatten dir bieten wird. Du kannst nicht fehlen.“

Und noch einmal nahm Kyaram seinen Wanderstab zur Hand. Durch fruchtbare Thäler, an rebenumkränzten Höhen vorüber lenkte er seine Schritte dem Kasbek zu, dessen von ewigem Schnee bedeckte Höhe ihm Leitstern war. Maulbeeren und Mandeln dienten ihm zur Speise, und den Durst löschte er mit dem kristallinen Quellwasser, das er mit der hohlen Hand schöpfte.

Am Abend des vierten Tages sah er sich auf der Brücke, die über ein reißendes Flüsschen führte. Er durchschritt, seinem Laufe folgend, das Felsenthal und erreichte noch vor Einbruch der Dämmerung das steile Ufer und den baumbeschatteten Weg, der zwischen frisch-grünem Steppengras dahinführte.

Von der langen Wanderung erschöpft, legte er sich unter einem Maulbeerbaum nieder, dessen großblättriges Laub ihm ein schützendes Dach gewährte, um den Schlaf zu suchen. Aber die erregten Sinne hielten den Schlummer fern. Die Nacht war so hell, daß nur wenige matte Sterne am lichtblauen Firmament sichtbar wurden. So fastete Kyaram den Entschluß, sein Suchen nach der Verlorenen auch während der Nacht fortzusetzen.

Noch eine Weile führte der Weg am Wasser entlang. Dem Geschwäg der Wellen lauschend, die anschlagend an dem Ufer emporstrebten, glaubte er darin eine menschliche Stimme zu vernehmen. Nach und nach wurde sie deutlicher. Einzelne Worte erreichten sein Ohr, dann sein Name, in Tönen leidenschaftlichster Sehnsucht ausgesprochen.

O, diese Stimme! Das Herz des nächtlichen Wanderers klopfte in stürmischer Gewalt. Atemlos lauschend, mit vorgebeugtem Oberkörper stand er da.

War es Wirklichkeit oder ein Trugbild seiner Sinne? In einiger Entfernung sah er eine weibliche Gestalt schwebenden Schrittes nahen. Nun hatte sie ihn erreicht, und vor ihm stand Aßly, die lang Gesuchte.

Doch bleich war ihr Gesicht, der Augen Glanz erloschen. Sie war in ein graues, entstellendes Gewand gehüllt, das nichts mehr von der herückenden Schönheit ihres Leibes ahnen ließ, und als Kyaram seine Arme ausstreckte, sie zärtlich zu umfassen, wich sie mit abwehrender Gebärde von ihm zurück.

Die Liebenden haben sich gefunden, sind aber für immer getrennt. Mit eigener Hand hat der Vater ein Zauberhemd gewebt, in welches er die schönen Glieder seines Kindes gehüllt, um es vor den Anfechtungen einer unverminderten Liebe zu schützen. Und es giebt kein Mittel, dieses Zauberhemd zu zerstören, keines, es unwirksam zu machen.

Da flammt in ungestillter Sehnsucht einer leidenschaftlichen Liebe heiße Blut in den Herzen beider auf. Zwei Feuerfäulen steigen empor, sich züngelnd zu vereinigen, und die Asche der Liebenden fällt zusammen. Zwei Rosenstöcke entsprossen ihr, und die Blüten leuchten in wunderbarer Pracht. Da schießt ein Dornenzweig empor mit starken, spitzen Stacheln, sie zu trennen. Es ist der Glaube. Die Tochter des armenischen Priesters und den jungen Tatarenfürsten soll auch der Tod nicht vereinen.

Der Riesendamm.

(Siehe die Abbildung Seite 68 und 69.)

Der Riesendamm (Giants Causeway) an der Nordspitze der irischen Grafschaft Antrim, den unser Bild darstellt, besteht aus prächtigen Basaltsäulen und ragt 200 Meter weit ins Meer hinein. Das eigentümliche Naturspiel seiner etwa tausend Säulen von gleicher Gestalt steht zwar nicht vereinzelt, es findet sich mit leichten Abweichungen an der ganzen Küste von Antrim, aber nirgends tritt die Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit dem Beschauer so überraschend vor Augen. Die irische Volks Sage erblickt deshalb in dem Riesendamm den Ueberrest der Brücke, die der tapfere Riese Fin Mac Cool gebaut haben soll. Die Naturwissenschaft erklärt die Sache freilich anders; sie meint, daß die Risse und Sprünge in dem ursprünglich flüssigen Lavaström von Basalt sich bei dessen Abkühlung durch die Zusammenziehung gebildet hätten. Der Riesendamm wird natürlich von Reisenden vielfach aufgesucht; in jüngster Zeit erregte deshalb die Befürchtung, daß der freie Zutritt abgesperrt werden könnte, weite Kreise in England und Irland. Es handelte sich um das Besitzrecht an dem Basaltlager, das ein Vorgebirge bildet zu dem anstossenden Stück der Meeresküste. Die Vereinigung der betreffenden Landeigentümer wahrte sich den Besitzanspruch auf das Vorgebirge als ein Anhängsel ihres Eigentums. Das Appellgericht in Dublin hat diesen Anspruch zwar anerkannt, aber doch auch erklärt, daß der dorthin führende Weg öffentlich sei, also nicht gesperrt werden dürfe.

Moderne Lyrik.

Lenzwillkommen.

Es kommt auf lauer Lüfte Wogen
Im hellen Sonnenschein gezogen
Ein immer junger, lieber Gast,
Der reget die geschäft'gen Hände
Und streuet Blüten aufs Gelände
Und Blättergrün auf Strauch und Ast.

Der ruft die Vöglein zu Gesängen,
Zur Lebensfülle will er drängen,
Zum Lichte hin die ganze Welt,
Er läßt den Wald im Laube wehen,
Die Quellen voll zu Thale gehen,
Die Saaten sprießen in dem Feld.

Du milder Lenz, auf deinen Schwingen
Willst auch des müden Herzen bringen
Von neuem einen frohen Mut,
Und wo ein stiches Menschenwesen
Auf dich gehofft, laß es genesen,
Du lieber Lenz, mach alles gut!

S. Suble.

Kindersehnsucht.

Husch, husch — ging's über die Treppe
Durch den Hof ans hölzerne Thor,
Wenn eben die Sonnenschleppe
Sich mählich im Dämmer verlor.

Nur jauchzende Kinderlieder
Störten des Gäßchens Ruh' —
Im Garten machte der flieder
Schläfrig die Augen zu.

Ich träumte am Chorgewände
Hinein in die Frühlingsluft
Und preßte die Kinderhände
Fest auf die wogende Brust;
Und hörte es in mir singen
Sehnsüchtig wie Flötenklang —
Das Herz schier wollte mir springen
In unverstandnem Drang.

Mir war, als müßte ich jagen,
Und laufen und laufen nur
Mit dem lustig rollenden Wagen,
Der drüben ins Weite fuhr.

Ins Weite aus Hast und Enge,
Hinaus — ja, wohin doch gleich?
Uebers Feld, über lachende Hänge
Bis mitten ins Märchenreich!

Umrieffelt von Blütenflocken,
Schloß ich die Augen vor Glück —
Da klangen die Abendglocken
Und riesen mit weichem Locken
Mein Herz von der Fahrt zurück.

Gertrud Triefel.

Troßdem!

Und sagt dein Mund auch zehnmal „nein“,
Ich schau' dir doch ins Herz hinein:
Die traumverhüllten süßen Augen,
Die wollen nicht zum Lügen taugen.

Und sagt dein Mund auch zehnmal „nein“,
Ich schau' dir doch ins Herz hinein:
Die kleine schöne Hand, die plaudert,
Wenn sie beim Abschied zärtlich zaudert.

Paul Baehr.



Neues vom Bückertisch.

Von

Paul von Szejewski.

Im gesicherten Besitze aller Segnungen des geeinigten Vaterlandes sind wir heute nur zu leicht geneigt, zu vergessen, welche Leiden die alte deutsche Uneinigkeit über unsre Väter gebracht hat. Möge das Buch auch in dieser Richtung zum Nachdenken anregen! Mit diesen Worten schließt Graf Ernst von Wedel, Oberstallmeister des Deutschen Kaisers, die kurze Einleitung, die er den Lebenserinnerungen seines Vaters, des Grafen Karl Anton Wilhelm von Wedel, voranschickt. Das Buch trägt, sehr im Gegensatz zu der präzis und in kurzen Worten vielsagenden Darstellungsweise des Memoirenschreibers, den etwas langatmigen, aber seinen Inhalt erschöpfenden Titel: „Geschichte eines Offiziers im Kriege gegen Rußland 1812, in russischer Gefangenschaft 1813 bis 1814, im Feldzuge gegen Napoleon 1815“ (Berlin, Verlag von A. Usher & Co.). Graf Karl Anton Wilhelm von Wedel war der Sohn eines preussischen Offiziers, der sich nach dem Zusammenbruch von 1806 genötigt sah, holländische Dienste zu nehmen. Nicht eigentliche Passion für den militärischen Beruf, verwickelte Familienverhältnisse hatten den letzteren zum Soldaten gemacht; er wünschte daher auch nicht, seinen Sohn die gleiche Karriere einschlagen zu sehen, sondern ließ ihn zuerst in Göttingen und später, als er selbst holländische Dienste genommen hatte, in Utrecht Jura studieren. Im Juni 1810 empfing Napoleons Bruder, der König von Holland, den jungen Grafen Wedel in Audienz und ernannte ihn zum Auditeur im Staatsrat, „um einen Expedienten in deutschen Sachen zu haben“, wie der König hinzusetzte. Aber das Patent dieser Bestallung wurde niemals ausgefertigt: am 1. Juli 1810 dankte der König bereits ab, und ein einfacher Befehl Napoleons: „Le royaume de Hollande est réuni au grand empire“ machte am 9. Juli das Königreich zu einer französischen Provinz. Der junge Graf Wedel bat darauf um eine Anstellung im Staatsrat zu Paris. Die Bitte wurde lange nicht beantwortet. Anfangs des Jahres 1811 traf endlich ein Schreiben des französischen Kriegsministers Duc de Feltre ein, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß der Kaiser die Gnade gehabt habe, ihn zum — Unterlieutenant im 31. Regiment der Jäger zu Pferde zu ernennen, und daß er sich unverzüglich zu seinem Regiment nach Hamburg zu begeben habe. Fast gleichzeitig wurde

Graf Wedel-Vater zum Gouverneur der Festung Zara in Dalmatien ernannt, — Vater und Sohn mußten sich trennen, um sich niemals wiederzusehen. Der junge Lieutenant wider Willen hatte natürlich keine Ahnung von militärischen Dingen, als er bei seinem Regiment eintraf. Aber er hatte sich fest vorgenommen, sich schnell einzuarbeiten. „Kapitän Hatry, mein nächster Vorgesetzter,“ so erzählt Graf Wedel von den ersten Monaten beim Regiment, „war ein sehr liebenswürdiger und tüchtiger Mann. Er bemerkte bald meinen Eifer und guten Willen und ließ es sich angelegen sein, mich an sich zu ziehen und mich den Dienst zu lehren. Ich wartete Pferde, packte, sattelte, zäumte, mußte jede Schnalle, jeden Riemen, jedes einzelne Stück der Montur, der Armatur und des Geschüßes beim reglementsmäßigen Namen nennen, die Füße der Pferde beim Beschlagen halten, ja selbst Reserve-Eisen unter schlagen; er lehrte mich, wie ein ungarischer Sattel gebaut sein müsse, um zum Rücken des Pferdes zu passen, welche Zäumung für die verschiedensten Pferde die angenehmste sei, kurz, jedes Detail, das zum Dienst gehörte. Einige Wochen reichten hin, mich bei täglicher praktischer Uebung in diesen leichten und einfachen Dingen genugsam zu instruieren. Hatry war ein guter Instruenteur; ich mußte unter seiner Anleitung die Remonten reiten lassen. Ebenjowenig ward es mir schwer, dasjenige zu erlernen, was zur Führung eines Zuges beim Manövrieren nötig war. Ich kommandierte und manövierte unter Hatrys Leitung im Zimmer mit hölzernen Jügen und Eskadronen, die ein Regiment darstellten. Als ich auf diese Weise drei Monate lang den Dienst praktisch im Stall, in der Reitbahn und auf dem Exercierplatz und theoretisch bei meinem Eskadronschef geübt hatte, wurde Hatry zu meinem großen Bedauern zum aide de camp des Divisionsgenerals Bruyère ernannt und vom Regiment abberufen. Auf Hatrys Wunsch und dringende Empfehlung übertrug mir der Oberst das Kommando der Compagnie, obgleich in den andern Compagnien noch Premierlieutenants, geborene Franzosen, und andre waren, denen er dieses Kommando hätte übergeben können.“ Als ein Bestandteil der Division Bruyère trat das Regiment im Februar 1812 den Marsch nach Osten an, um sich mit der bei Kowno sich konzentrierenden großen Armee zu vereinigen. Am 23. Juli hatte sich zwischen Schirwindt und Kowno eine unzählige

Masse von Truppen zusammengefunden. „Die Dörfer konnten die Menge nicht fassen; soweit das Auge reichte, sah man das unermessliche Heer, das, wie die Rede damals unter den Truppen ging, Rußland zum Bunde mit Frankreich zwingen und dann, vereinigt mit den Russen, die Engländer in Ostindien angreifen sollte. Der französische Soldat, der keine Ahnung von Geographie hat, glaubte ganz im Ernst an diesen abenteuerlichen Zug. In diesem weiten Feldlager hörte man fast alle Sprachen reden; fast alle Staaten des europäischen Kontinents hatten Truppen gesandt. Der Däne stand neben dem Kroaten, der Preuße folgte mit verbissenerm Ingrimm dem französischen Adler, der Holländer, der Bayer, der Württemberger, der Westfale, der Polak, der Italiener, alle folgten dem Befehl desselben Führers. Ein zahlreicheres und schöneres Heer, eine solche Artillerie, so viele berühmte, tapferere Generale hatte die Welt noch nie beisammen gesehen. Drei Viertel des Heeres bestanden aus Nationen, deren wahren Interessen der beginnende Krieg schnurstracks entgegen war. Viele waren sich dessen bewußt und wünschten in der Tiefe der Brust mehr den Russen als sich selbst den Sieg, und dennoch war jede Truppe brav und focht am Tage der Schlacht, als gelte es ihre eignen höchsten Interessen. Wer kein höheres Ziel vor Augen hatte, wer nicht wie der Pole fürs Vaterland kämpfte oder richtiger, Napoleons Versprechen trauend, fürs Vaterland zu kämpfen glaubte, wollte wenigstens seine eigne Mannesehre und die Ehre seiner Nation hochhalten, indem er keinem andern den Vorrang einräumte. So entstand gerade aus dieser bunten Zusammenziehung des Heeres ein edler Wettstreit des Mutes und der Tapferkeit, und wie auch der einzelne über Napoleon sonst denken mochte, ob er ihn liebte oder haßte, so war doch wohl im ganzen Heere keiner, der ihn nicht für den größten und erfahrensten Feldherrn hielt und unbedingtes Vertrauen auf sein Talent und seine Kombinationen setzte. Wo sich der Kaiser zeigte, glaubte sich der Soldat des Sieges gewiß; wo er erschien, ertönte ein tausendstimmiges Vive l'Empereur! Der blendende Schein seiner Größe überwältigte auch mich,“ sagt Graf Wedel ehrlich, „und riß mich hin zu Bewunderung und Enthusiasmus, daß ich aus vollem Herzen, mit aller Kraft meiner Stimme einstimme in das Vive l'Empereur!“ Einen Siegeszug glaubte diese große Armee anzutreten, als sie sich in dem letzten Drittel des Juni nach Osten zu in Bewegung setzte, — es wurde ein Zug des Todes, wie ihn die Welt seitdem nicht mehr gesehen hat. Die Division Bruyère führte zwar den Namen Reiterkavallerie, verfiel aber von Anfang des Krieges an bis zu ihrer gänzlichen Auflösung fortwährend den äußersten Vorpostendienst und bildete beständig die Avantgarde. Graf Wedel war jung, gesund, kräftig und gut beritten, und er ertrug die ungeheuern Strapazen des Krieges ohne viele Beschwerden. Aber die französische Armee hatte schon in den ersten Wochen des Vormarsches starke Verluste. „Seit Wilna verfielen wir den Vorpostendienste. Selten ward der Sattel vom Rücken des Pferdes genommen, nachts nie, weil man, besonders den Kosaken gegenüber, immer gegen nächtliche Ueberfälle gerüstet sein mußte. Hundert Kosaken, der Gegend und jedes Steges kundig, konnten, ohne Gefahr für sie, in der Nacht ganze Armeecorps alarmieren. Fanden sie die Vorposten wachsam, so zogen sie sich schneller, als sie gekommen waren, sicher gegen jede Verfolgung, zurück in das Dunkel der Nacht; überraschten sie den schlecht bewachten Feind, so benutzten sie ihren Vorteil, so gut sie konnten. Dieser beständige Vorpostendienst hatte Mann und Pferd ermüdet, das seit Wilna eingetretene nasse und kalte Wetter viele Leute und Pferde krank gemacht. Aber wir drangen immer weiter vor, nicht wissend, was aus den Zurückgebliebenen geworden. So verlor die Armee im Vorrücken und entfernte sich von

ihren Hilfsmitteln, während der Feind im Rückzuge gewann und sich seinen Hilfsmitteln immer mehr näherte. Anfangs viel schwächer als das französische Heer, ward das russische täglich stärker, während jenes sich täglich minderte.“ Vorpostengefechte und Schlachten dezimierten die französische Armee. „Am 19. August,“ erzählt Graf Wedel, „gingen wir über das Leichenfeld von Smolensk. Mehrere tausend Tote bedeckten es, aller Kleider beraubt, unter den Strahlen der Augustsonne in schnelle Verwesung übergegangen, die Leiber blau, hoch aufgetrieben, die Glieder geschwollen, ein graufiger Anblick. Das Innere von Smolensk war nicht weniger geeignet, Entsetzen zu erregen. Die meisten Häuser waren in Flammen aufgegangen, die hölzernen bis auf den Boden verbrannt, die steinernen ganz ausgebrannt. Die abgesehenen Russen hatten alles verwüstet, was irgend hätte von Nutzen sein können. Leichen überall, aber welche Leichen! Niemand hatte Zeit und Lust gehabt, sie aus dem Wege zu räumen, und gleichgültig, durch Gewohnheit des täglichen Anblicks und eignen Leidens, gegen das, was in andern Zeiten den Gefühllosesten mit Schauder erfüllt haben würde, waren Geschütze, Bagage, Pferde und Fußvolk zweier Armeen über Tote und Verwundete hinweggezogen. Die Körper waren zerhackt, platt gefahren und getreten, das Blut hatte sich mit dem Staube vermischt und war mit demselben zu einer festen Masse zusammengeknetet; die Straßen waren wie mit einem dicken, weichen Leppich bedeckt. Mit Schaudern dachte man: das waren Menschen wie du, das kann auch aus dir werden! Auch ich zog darüber hinweg, wie Tausende vor und nach mir, als ich zwischen zwei niedergebrannten Häusern einen schmalen Garten bemerkte, in welchem unter Obstbäumen, die verholzte Früchte trugen, fünf oder sechs im eigentlichen Sinne des Wortes gebratene Menschen lagen. Wahrscheinlich waren es Schwerverwundete, die man, ehe es gebrannt, unter dem Schatten der Obstbäume niedergelegt hatte. Die Flamme hatte sie nicht unmittelbar berührt; aber die Hitze hatte die Sehnen der Arme und Beine zusammengezogen und in gräßlicher Verzerung krumm gegen die schwarzgelegten Leiber gebogen. Die Lippen waren von den weißen, schrecklich hervorstehenden Zähnen zurückgezerrt, und tiefe, finstere Löcher bezeichneten die Stelle der Augen. In diesem Kriege war es überhaupt nicht Sitte, die Leichen zu begraben. Der tägliche Anblick verfallener, von Tieren benagter Körper, das Jammergeschrei Verwundeter und Sterbender, denen man nicht helfen konnte, und an denen man, ohne ihr Flehen zu beachten, vorüberziehen mußte, hatte Herz und Gefühl gegen fremdes Elend abgestumpft und verhärtet. Aber der Anblick dieser bei langamer Blut gerösteten Menschen ließ uns dennoch erbeben und machte uns die Haare sträuben. Wir waren froh, auf der andern Seite von Smolensk wieder reine Luft atmen zu können.“ Die große Armee war begleitet von einem Troß, so ungeheuer und so un-discipliniert, wie ihn keine moderne Armee mehr um sich dulden dürfte, ohne in ihren Bewegungen auf das Ärgste gehindert zu werden. „Jeder Offizier,“ erzählt Graf Wedel, „hatte einen Lancier, der sein Aufwärter war und dem ganz besonders die Wartung der Pferde und des Sattelgeschirrs oblag. Er war dienstfrei; nur am Tage des Gefechtes mußte er im Gliede sein, womit es aber auch nicht so genau genommen wurde. Meinen Aufwärter hatte ich schon in Hannover unter den dort mir übergebenen westfälischen Kavalleristen ausgewählt. Er hieß Kolemman und war aus Osnaabrück. Er drängte sich gar nicht dazu, im Gliede zu stehen, wenn es zum Gefechte ging, war aber ein braver Kerl, wenn er einmal darin war. Außer dem kommandierten Aufwärter hatte jeder Offizier einen oder mehrere Privatdiener, die Stabsoffiziere wohl drei bis vier. Diese waren teils ausgediente Leute, die schon vor

der Campagne im Dienst ihrer Herren gestanden hatten, theils junge Leute, die auf den Märschen unterwegs mitgenommen waren, aus Preußen, Polen, Litauen: Gefindel und Bagabunden, die zu Haus kein Brot hatten und auf Abenteuer ausgingen. Mein Joseph war ein solcher. Ich hatte ihm einen polnischen Klepper für zehn Dukaten gekauft, der an Ausdauer und Schnelligkeit seinesgleichen suchte. Andre Offiziere hatten Diener angenommen unter der Bedingung, daß sie ein Pferd mitbringen mußten; woher sie es nahmen, darum bekümmerten sie sich nicht. Eigentlich war das nichts andres als der Auftrag, ein Pferd zu stehlen, was damals sehr leicht war und große Begünstigung fand. Wurde der Dieb von dem Herrn des Pferdes verfolgt und kam eine Klage deshalb an den Obersten, so lief der Kerl weg oder bekam eine Tracht Schläge und wurde weggejagt, das heißt er stahl anderswo ein Pferd und kam nach einigen Märschen wieder zu seinem Herrn. Außer diesen Bedienten waren bei jeder Compagnie ein Marktender, meist mit seinem Weibe, einem Kutscher und einem Pferdedieb als Knechte, dann mehrere Wäscherinnen, die mehr liebevoll als tugendhaft waren. Dieses Gefindel folgte dem Regiment und stand unter der Aufsicht der Schmiede. Während nun die Regimenter in Ordnung auf der großen Heerstraße, oder wohin sie sonst dirigiert waren, marschirten, umschwärzte sie rechts und links, vor- und rückwärts dieser Troß von berittenem Gefindel oder, um es gleich beim rechten Namen zu nennen, diese große Räuberbande, die ihren Stützpunkt bei der Truppe hatte. Jeder von ihnen hatte große und kleine Säcke und Beutel bei sich, um seine Beute darin zu bergen, und war mit Säbel, Pistolen, auch Karabinern, wenn sie solche gefunden, bewaffnet. Diese Räuberbanden zogen oft mit großer Dreistigkeit weit seitwärts und brachten den Truppen Lebensmittel zu, wenn sie zurückkehrten. Das Geschäft war gefährlich, und mancher von ihnen büßte dabei sein Leben ein, wenn er in die Hände der wütenden Bauern fiel. Mein Joseph war ein dreister und kluger Junge, der zu den besten dieser Art gehörte und in seinen Beuteln und Säcken bald dies, bald jenes mitbrachte: Korn aller Art für die Pferde, Brot, Speck, Federvieh, Stücke Fleisch von allem möglichen Vieh, Grütze, Hülsenfrüchte, Kohl, Kartoffeln, Brantwein, Mehl, Talg und dergleichen. Ich gab ihm dann jedesmal einige Groschen oder notierte in seinem Buche, welches er mit sich führte, die Summe, welche ich ihm geben wollte, wenn wir zurückgekehrt seien. Es war das nötig, weil diese Diebe sonst ihre Beute an die Marktender verkauften und mit leeren Händen zurückkamen, die Marktender aber sich die Sachen teuer, gewissermaßen meistbietend abkaufen ließen. Vom eignen Bedienten kaufte man am wohlfeilsten, was er gestohlen hatte. Ich fragte Joseph nie, woher er die Sachen habe. Wenn wir die Avantgarde hatten, pflegten die Bedienten mit gefüllten Säcken heimzukehren; war aber die Armee konzentriert, wie bei Smolensk, Borodino und auf den Märschen vor Moskau, dann fiel die Verproviantierung sehr schmal aus; theils war des Gefindels zu viel, die unbefestigten Orte, wo etwas zu finden war, zu entfernt, theils aber auch, weil die hungernden Soldaten den heimkehrenden Fourageurs ihre Beute ohne alle Umstände abnahmen, worin besonders die kaiserliche Garde sich auszeichnete, welcher die Fourageurs daher so weit wie möglich aus dem Wege gingen. Dieser Schwarm von Plünderern bildete auch eine Art von Seitenpatrouille für die Armee, indem sie mit großem Geschrei und im vollen Laufe zurückkehrten, wenn sie auf feindliche Truppenabteilungen stießen. Wenn wir im Pival ankamen, welches, wenn möglich, in der Nähe eines Dorfes gewählt wurde, übernahm Rosemann die Sorge für die Pferde. Er schlug die Kampierpfähle ein, band die Pferde daran und ging dann mit Joseph, um, wenn möglich,

Heu, Stroh, Latten und Stangen herbeizuschaffen, während ich bei den Pferden blieb. Fanden sie, was sie brauchten, so wurden die Kampierpfähle mit einer Latte durch Stricke verbunden und die Pferde daran gebunden. Dann gingen wir alle drei daran, ein Schutzdach gegen Wind, Sonne oder Regen aus Latten, Brettern, Zweigen und allem, was sonst dazu geeignet war, mit Strohseilen zusammenzubinden. Darüber wurde eine geteerte Leinwand hingelegt, welche auf dem Marsche über dem Handpferde lag, und über ihr, wenn es zu haben war, grünes Getreide oder Stroh, das oft die Dächer lieferten, ausgebreitet. Gleichzeitig machte Joseph ein Feuer an, holte vom Handpferde die Weatpfanne und die Kasserolle, sowie den Feldkessel und begann, während Rosemann die Pferde wartete und fütterte, mit mir das Essen zu bereiten. Wir aßen dann alle drei aus einem Topfe und schloßen nebeneinander unter einem Obdach. Mir gebührten das beste Stück (wenn es Joseph nicht schon unterwegs verzehrt hatte) und der beste Platz; übrigens teilten wir alles wie Brüder. Nichts nähert die Menschen mehr und verwischt mehr den Unterschied unter ihnen als gemeinliche Not und das gegenseitige Bedürfnis der Hilfe; gleichwohl setzten meine beiden Leute nie den Respekt gegen mich außer Augen.“ Am Morgen nach der Schlacht von Borodino machte Graf Wedel, vom Hunger getrieben, einen Ritt über das Schlachtfeld, um nach etwas Genießbarem Umschau zu halten. Dieser Ritt brachte ihm zwei unerwartete Begegnungen. „Es mochte gegen acht Uhr früh sein,“ erzählt Graf Wedel, „und ich war noch nicht lange geritten, als ich einen Trupp Reiter sich mir nähern sah. Es war, mit dem kleinen Hute und dem rothfarbenen Ueberrock, der Kaiser, der mit einer kleinen Suite das Schlachtfeld besichtigte. Ich hielt mein Pferd an und sah Napoleons ernstes, unbewegliches Gesicht. Die Lärrende unmerklicher Toter würdigte er keines Blickes, sein Auge schweifte kalt darüber hin; nur das Terrain und besonders die Verschanzungen schienen seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Da es mich lebhaft interessierte, einmal den Kaiser in der Nähe zu sehen, schloß ich mich dem Zuge an. Napoleon ritt nach der Redoute von Somenowka, wo die Kartätschen ganze Reihen stürmender Infanterie niedergeschmettert hatten. Hier lagen die Leichen in dichten Haufen. Da richtete sich langsam aus der Mitte der Toten ein Körper auf, und ein blaßes, blutiges, von Pulverdampf geschwärztes Antlitz stierte den Kaiser an und rief mit hohlem Grabeston: 'Vive l'Empereur!' Da warf der Kaiser, der nur die Hüfte eines toten Pferdes sah, sein Blick auf den Rufenden, und seine Miene schien Schauder und Mitleid auszudrücken. 'J'aurai soin de toi, mon brave!' rief er ihm zu und sprengte gleich darauf weiter. Ein Offizier und einige Soldaten der Eskorte nahmen den Schwerverwundeten, dem ein Bein zerschmettert war, auf und trugen ihn fort. Ich hatte mich bei dieser Scene zu lange aufgehalten, um dem Kaiser folgen zu können. Ich ritt an der großen Redoute von Gorsk, dem Grabe des tapferen Caulincourt vorüber. Hier lagen die Haufen Toter am dichtesten. Unfern von da gewahrte ich westfälische Gardeducorps; als ich dicht vorüberritt, erhob sich ein Offizier, der auf der Hüfte eines toten Pferdes saß, sah mich verwundert an und rief: 'Wedel, du hier?' — 'Mein Gott, Busche, du bist es?' Rasch war ich vom Pferde. Es war Busche-Münch, mein alter Universitätsfreund aus Göttingen, von dem ich, seitdem ich Göttingen verlassen, nichts gehört hatte. Er war westfälischer Gardeducorps, Offizier und Adjutant des Generals Hans von Hammerstein-Equord. Er lud mich zum Frühstück ein und füllte außerdem meinen Fouragebeutel mit Reis und Brot. Wir blieben einige Augenblicke zusammen und freuten uns, unter so vielem Glend gesund und kräftig zu sein, und versprachen, uns aufzusuchen, so oft unsere Corps sich treffen

würden.“ Je mehr die Armee sich Moskau näherte, um so größer wurden die Strapazen und die Entbehrungen. Auch Graf Wedel hatte unter einer starken Brechruhr zu leiden. Aber so matt und elend er sich auch fühlte, er hielt doch bei seinem Regiment aus, „denn jeder hatte die größte Furcht vor dem offenen Grabe, welches man Hospial nannte“. Endlich hatte die Avantgarde Moskau vor Augen. Den Kreuzfahrern kann nicht viel anders zu Mut gewesen sein, als sie die Zinnen und Thürme von Jerusalem erblickten, als den Kriegern Napoleons in diesem Augenblick. „Als wir oben auf dem Hügel angekommen waren,“ erzählt Graf Wedel, „sahen wir im hellen Sonnenschein zu unsern Füßen eine ungeheure Stadt mit Hunderten von Thürmen und Thürmchen in der weiten Ebene vor uns. Moscou! Moscou! tönte es durch die Reihen. Ist das wirklich Moskau? Ja, es ist Moskau, das langersehnte! Tausendstimmiger Jubel ertönte durch die Glieder. Wir sind am Ziele! Der Krieg hat ein Ende. Die versprochenen Winterquartiere liegen vor uns. Alle Mühseligkeiten, alle Not, alle Leiden waren vergessen. Wir, die wir uns täglich tapfer unter Murats Augen geschlagen haben, wir, deren Reihen auf die Hälfte herabgesunken sind, wir werden unter Murats Schutz in Moskau bleiben. Die Truppen hinter uns, die wenig vom Kriege gelitten haben (das glaubten wir), werden in die Umgegend gelegt werden. Unser warten jetzt Belohnungen, sie werden kaiserlich ausfallen, nach Verhältnis unsrer Mühen und Gefahren. Unser warten Beförderungen, sie müssen bedeutend sein, denn es sind ja so viele Balancen. Aus Mühe und Not wird jetzt Freude und Ueberfluß erwachsen. So war unser Gedankengang, so redeten wir uns zu, als wir die ungeheure Stadt mit ihren vergoldeten Thürmen, mit ihren rot und schwarz gemalten Dächern, mit ihren Palästen und niederen Häusern, mit den großen grünen Parks innerhalb der Stadt vor uns ausgebreitet sahen. Möglich sprengte ein Ordonnanzoffizier des Kaisers an uns vorbei und gleich nachher erhielt das Kommando: Colonne halte! Da zogen die kaiserlichen Gardes en grande tenue wie zu einer Parade an uns vorüber. Voilà cette garde, qui ne s'est point battu pendant toute la guerre! Elle va faire belle jambe à Moscou. Nous, la canaille, nous n'y mettrons pas le nez! C'est indigne! C'est une horreur!“ riefen sich die Offiziere zu. Mit innerer Wut sahen wir diese prächtige, beneidete, bevorzugte Garde an uns vorüberziehen, und unsre schönen Phantastiebilder begannen bereits zu zerrinnen. Von der Höhe des Sperlingsberges, auf der wir hielten, sahen wir jenseit Moskaus in der Ebene lange schwarze Züge; mit Fernrohren erkannten wir, daß es Massen von Volk zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen waren, welche die Stadt verließen. Kein Schornstein rauchte. Sollten die Einwohner entflohen sein? Ist es möglich, daß 400 000 Einwohner ihre Heimat verlassen, wie ein paar Hundert ihr Dorf? Während wir so Moskau betrachteten und die verschiedensten Gefühle uns aufregten, zeigten sich links von uns größere Abteilungen von Kosaken. Tête de colonne à gauche! Marche! Adieu Moscou! Wir hinter den Kosaken her, die durch die Moskwa reiten, wir nach durch den Fluß, und bald waren sie uns aus den Augen verschwunden.“ Aus dem Biwak, das das Regiment in der Nähe Moskaus beziehen mußte, sah Graf Wedel die ersten Rauchsäulen emporsteigen, an einem vollständig ausgebrannten Schlosse in der Nähe der Stadt fand er auf einer an die rauchenden Mauern gelehnten Holzhür mit Kreide in großen Buchstaben geschrieben die Worte: „Le comte Rostopchine, Gouverneur de Moscou, propriétaire de ce château, l'a incendié de sa propre main, afin qu'aucun chien de français ne puisse y loger!“ Immer noch hoffte die erschöpfte Armee, es werde in Moskau zu einem Friedensschluß kommen. Wie eitel

diese Hoffnung war, erkannte man erst, als die kaiserliche Garde Moskau verließ und den Rückmarsch antrat. Während des ganzen Vormarsches geschont, war sie die einzige intakte Truppe der großen Armee. „Napoleon zog mit der Garde, die sich noch stattlich und imposant ausnahm, voran,“ so schildert Graf Wedel den Rückzug der französischen Armee; „kurz hinter derselben folgten die Trümmer der Division Bruyère, noch etwa 1200 Pferde stark. Aber was für Pferde! Matt sich hinschleppende, aufs äußerste ermüdete Pferdebesten, von den Reitern meist am Zügel gezogen; denn nur wer selbst so matt war, daß er nicht mehr gehen konnte, blieb auf dem Pferde sitzen. Auch mein kleiner Fuchs war mager geworden, aber noch immer mutig. Ich schonte das Pferd, soviel ich nur konnte, und ging fast immer zu Fuß, es am Zügel führend. Vom Feinde hatten wir seit Malo-Jaroslaweck nichts mehr gesehen. Wir sattelten jetzt nachts ab, um die Pferde etwas ruhen zu lassen. Dann aber zeigte sich der widrige Anblick der eiterigen, wunden Rücken. Es war fast kein Pferd ohne schweren Druck, und der Giter verbreitete einen widrigen, abgheulichen Gestank. Die Tage waren hell und sonnig, das Marschieren ward mir leicht, aber die Nächte waren sehr kalt. In der Nacht vom 26. auf den 27. hatte es schon stark gefroren. An ordentlichen Lebensmitteln fehlte es gänzlich. Schon fing man an, das Fleisch der gefallenen elenden Pferde zu genießen, das, am Feuer ohne Fett geröstet, zähe wie Leder war und widerlich schmeckte. Brot bekam man fast nie zu sehen. Korn wurde zerstampft und eine Abkochung davon getrunken, oder es wurde auch in der Pfanne geröstet und körnerweise im Gehen gefaut. Die Pferde bekamen meist nur Dachstroh und Laub. Diese Entbehrungen und Fatigen, dazu die Kälte der Nächte, führten zuerst einen ungeheuren Verlust an Pferden herbei. Als wir in Wiasna am 31. Oktober anlangten, waren vom Regiment kaum noch 200 Pferde zusammen. In Smolensk, so ward uns gesagt, würden wir gefüllte Magazine finden, dort werde die Not ein Ende haben und der Rückzug aufhören, dort warteten unsre Reserven in fester Stellung, um uns aufzunehmen. Man glaubt so gern, was man wünscht und hofft, und die Hoffnung gab uns Mut und Kraft, unser Schicksal zu tragen. Aber die moralische Kraft genügt nicht allein, es gehört ein Maß physischer Kraft und Gesundheit dazu, wie nur wenige sie haben, um solche Strapazen zu ertragen. Vielen ging die körperliche Kraft aus; es war ein herzzerreißender Anblick, die zum Tode Müden straucheln und wankenden Schrittes wie Betrunkene taumeln, dann niedersinken und vergebliche Versuche machen zu sehen, wieder aufzustehen. Tausende und Abertausende habe ich so wanken und fallen sehen, die dann die Vorüberziehenden mit herzzerreißendem Jammergeschrei um Hilfe, um Brot oder um einen Schluck Brantwein anflehten. Der einzige Liebesdienst, den man ihnen erweisen konnte, war, sie vom Wege abzuführen und zur Seite zu legen, damit sie sicher vor den Tritten der Pferde und Menschen und den Rädern des Fuhrwerks in Ruhe sterben konnten; aber auch dies ging nicht länger, da der Elenden zu viele waren und man mit den eignen Kräften aufs äußerste geizen mußte. Man mußte sein Ohr dem Jammergeschrei verschließen, Hilfe war nicht möglich. Die Nächte wurden immer kälter, die Not stieg noch höher. Der Verlust an Menschen und Pferden wurde täglich größer. Jeden Morgen blieben Leute, unfähig, ihre von Mattigkeit und Kälte erstarrten Glieder zu bewegen, an den erlöschenden Biwakfeuern liegen. Von uns wurden keine Dienste mehr verlangt, weil wir keine mehr leisten konnten. Wir schlossen so dicht wie möglich auf die Gardes und sahen daher wohl nicht alles das Gräßliche, was die Arriergarde und die verfolgenden Russen gesehen haben. Seit einigen Tagen bemerkten wir Kosaken- und Baschkiren-

schwärme, die auf Kanonenschußweite den großen Heerweg, auf dem wir zogen, cotoyierten und jedes Abweichen vom Wege, um Lebensmittel zu suchen, verhinderten. Zuweilen machten diese wilden Scharen Versuche, uns anzugreifen; wenn jedoch einige Schüsse auf sie gerichtet wurden, zogen sie sich wieder in beobachtende Ferne zurück. Sobald aber ein unbedeckter Zug Bagage oder ein Trupp Ermatteter folgte, waren sie im Augenblick da, stachen nieder, was sie erreichen konnten, und entflohen rasch mit der Beute, sobald bewaffnete Truppen näher zogen. Sie erreichten damit vollkommen ihren Zweck. Wie Mäden den Mäden, der ruhen will, umschwärmen und quälen, bei jedem Winke mit der Hand davonfliegen, aber gleich wiederkommen, ihm zuweilen einen schmerzhaften Stich beibringen, dabei zum Teil totgeschlagen werden und doch immer wiederkehren und nicht dulden, daß der Mäde ruht und schläft: so machten diese wilden Schwärme ungeordneter, beutejuchender Reiter. Was von unserm Regiment noch zusammen war, sammelte sich um den Obersten Gobrecht, der allen wie ein braver Führer mit gutem Beispiel voranleuchtete, jedem Mut einsprach und uns auf Smolensk verwies. An ein eigentliches Befehlen, an eine Dislokation der Truppen war, bei uns wenigstens, nicht zu denken. Hielt die Garde vor uns an, so thaten wir es auch. Der Oberst wählte den schicklichsten Platz in der Nähe und im Schutze der Garden, wo wir bivaktierten. An eine militärische Bewachung während der Nacht dachte niemand. Wir überließen es andern Truppen; diese hofften wieder auf unsre oder anderer Wachsamkeit, und da wir ziemlich weit von der Nachhut entfernt waren, die Russen aber so gut wie wir der Ruhe in der Nacht bedurften, so wurden wir auch nicht gestört. Am 4. November wurde der bis dahin helle Himmel düster; schwere Wolken, vom Winde schnell vorübergetrieben, entluden sich in einem wirbelnden Schneegestöber. Wir hatten noch fünf bis sechs Märsche bis Smolensk. Am 5. fuhr es fort, abwechselnd zu schneien, und am 6. bei eisigen Nordwinde bedeckte sich die Erde fußhoch mit Schnee. Der Weg wurde so glatt, daß die nicht geschärften Pferde sich nur mit Mühe aufrecht erhielten. Der Verlust an diesem Tage war entsetzlich. Die Wege waren mit toten und sterbenden Menschen und Pferden bedeckt, verlassene Kanonen, Pulver- und Bagagewagen standen in Massen, das Jammergehr der Niedergehungenen war gräßlich, traf aber kein mitleidiges Ohr, vielmehr

wurden die Ermüdeten von den eignen Kameraden ihrer Kleidungsstücke, ihres Geldes und was sie irgend Brauchbares hatten, beraubt. Ihre Leiden wurden dadurch abgefürzt. Wer einen Sterbenden mit einem Stück Brot, mit einem Trunk aus der Flasche hätte retten können, that es nicht, denn an dem Stück Brot, an dem Schluck Branntwein hing die eigne Existenz. Beim Ausbruch aus den Wivaks blieben Massen Erstarrender liegen, um die sich niemand kümmerte. Jeder eilte von ihnen weg, um nur weiter zu kommen. Freundschaft, Liebe, Mitleid, Barmherzigkeit waren in den Herzen erstorben, und der fürchtbarste Egoismus zur Erhaltung des Lebens, wenn auch auf Kosten des Kameraden, war an deren Stelle getreten." Dann kam die schwerste Enttäuschung für diese halbverhungerten, halberfrorenen Ueberlebenden der großen Armee: In Smolensk fanden sich weder die gefüllten Magazine vor noch die erwarteten Reserven; es hieß ohne Aufenthalt den Weg des Glücks weiter wandern. Wenige Tage später hatte Graf Wedel bei einem Versuch, in einem Dorfe Lebensmittel zu finden, das Glück, in die Hände der Russen zu fallen. In diesem Falle wirklich ein Glück, da er nicht, wie es den meisten Gefangenen geschah, sofort niedergemacht, sondern sogar relativ gut behandelt wurde. Vielleicht ist der Teil der Erinnerungen, der die Erlebnisse des Grafen Wedel in russischer Gefangenschaft schildert, der interessanteste des Buches. Aber mir scheint auch der erste Teil, trotzdem er nichts Neues über den Zug Napoleons nach Moskau beibringt, so fesselnd wie kaum ein andres Memoirenbuch. Die anschauliche Darstellungsweise eines Augenzeugen der schrecklichen Ereignisse, die den Wendepunkt in der Laufbahn des korsischen Eroberers bildeten, verlegt den Leser mitten hinein in jene Zeit, und ich habe deshalb so ausführlich gerade bei diesem ersten Teil des Buches verweilt. Was der Verfasser hier schildert, ist Weltgeschichte, während die späteren, vielfach ganz romanhafte anmutenden Erlebnisse bei allem Interesse und bei aller Spannung, die sie in dem Leser hervorrufen, doch nur ein persönliches Schicksal schildern. Gerade noch rechtzeitig kehrte Graf Wedel aus russischer Gefangenschaft zurück, um 1815 als preußischer Offizier für die endgültige Befreiung Deutschlands zu kämpfen. In jeder Familien- und in jeder Volksbibliothek vor allem sollte seinen Erinnerungen ein Ehrenplatz eingeräumt werden.





Graf Franz von Thun-Hohenstein,
der neue österreichische Ministerpräsident.

Franz Anton Graf von Thun und Hohenstein, der neu ernannte österreichische Ministerpräsident, ist am 2. September 1847 als ältester Sohn des Grafen Friedrich Thun geboren, der 1850 bis 1852 Präsident des Deutschen Bundestages in Frankfurt a. M. und später Gesandter in Berlin, darauf in Petersburg war. Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, diente Graf Franz Thun bei den Dragonern, trat jedoch 1877 als Oberlieutenant aus, um sich der Politik zuzuwenden. Im Jahre 1879 wurde er von dem feudalen Großgrundbesitz in den Reichsrat und später in den Landtag entsendet. In einer Rede, die er dort 1888 hielt, stellte er sich entschieden auf den Boden des böhmischen Staatsrechts, und ein Jahr darauf wurde er zum Statthalter in Böhmen ernannt, in welcher Stellung er bis 1896 verblieb. Von den Tscheken zunächst freundlich begrüßt, geriet er dann mit der jungtschechischen Partei in ernste Konflikte und sah sich genötigt, den Ausnahmezustand über Prag zu verhängen. Als bei den Landtagswahlen von 1895 die Jungtschechen die Majorität erlangten, erkannte er seine Stellung als unhaltbar und nahm bald darauf seinen Abschied. Schon unmittelbar nach dem Rücktritt des Grafen Badeni wurde er als dessen Nachfolger genannt, und seither tauchte sein Name wiederholt als der des künftigen Ministerpräsidenten auf. Seit Mai 1874 ist Graf Franz Thun mit der Prinzessin Anna Maria zu Schwarzenberg vermählt.

**Die Feier zum Gedächtnis der Erhebung
Schleswig-Holsteins in Altona.**

In der Nacht vom 23. zum 24. März begann 1848 in Kiel die Auflehnung der Schleswig-Holsteiner gegen das dänische Joch, und im ganzen meerumschlungenen Ueber Land und Meer. 34. Ott.-Seite. XIV. 10.

Landes wurde jetzt die fünfzigste Wiederkehr des bedeutamen Gedenktages festlich begangen. Besonders glanzvoll gestaltete sich die Feier in Altona. Eingeleitet wurde sie am Abend des 23. März durch Zapfenreich und Illumination, und am andern Morgen rief die Reveille die Teilnehmer an den Veranstaltungen zusammen. Die Stadt zeigte einen überwältigend reichen Flaggenschmuck. Bereits um 8¹/₂ Uhr versammelten sich auf dem Rathause Mitglieder der Ver-

eine von 1848/51 mit ihren alten, ehrwürdigen Fahnen. Im Zuge trafen alte Kampfgenossen in den Uniformen aus alter Zeit mit den zur Kampfgenossen- und Kriegervereinigung gehörenden Kameraden auf dem Rathausmarkt ein, um von dort, die alten 48er voran, zur Hauptkirche zu marschieren. Den hochbejahrten Veteranen waren reichgeschmückte Equipagen zur Verfügung gestellt. Die Gedenktafeln der vor dem Feind gefallenen Altonaer Kampfgenossen waren reich bekränzt. Um 9¹/₂ Uhr begann der Festgottesdienst, bei dem Kirchenpropst Wallroth die ergreifende Predigt hielt. Nach Beendigung des Gottesdienstes marschierten die Kampfgenossen nach dem Kirchhof an der Norderreihe, die 48er Kameraden und die Ehrengäste an der Spitze. Die Gräber der Gefallenen waren reich bekränzt und das Grab von M. F. Chemnitz, dem Dichter



Graf Franz von Thun-Hohenstein.

des „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, durch Blattpflanzen und Lorbeerbäume geschmückt. Kurz nach 10¹/₂ Uhr traf der Zug auf dem Kirchhof unter Glockenläuten ein. Die alten Kampfgenossen stellten sich um das Invalidengrab auf. Der Magistrat, die Stadtverordneten und zahlreiche Geistliche, die Direktoren der höheren Schulen und viele Bürger hatten am Nordende des Grabes Platz genommen. Als das Läuten der Glocken verstummt war, nahm Hauptpastor Paulsen das Wort zu einer zündenden Ansprache, auf welche die Bekränzung des Grabes durch die Deputationen folgte. Der Zug begab sich darauf zum Grabe

des Dichters Chemnitz, wo Rektor Duncker, ein Kampfgenosse von 1848, die Gedächtnisrede hielt.

Damit hatte die Feier auf dem Kirchhof ihr Ende erreicht, und der Zug rückte durch die Holstenstraße und die Allee nach der Lessingstraße, um nach der Fritz Reuterstraße zur Enthüllung des Denksteins zu gelangen.

An der Ecke der Gerichtsstraße und Lessingstraße hatten der Generaloberst Graf Waldersee, der Stadtkommandant Generallieutenant von Schleinitz, der Generalstab des IX. Armeecorps und viele andre Offiziere Aufstellung genommen, um die Veteranen zu begrüßen. Bei dem Denkstein wartete schon eine große Menschenmenge. Nach dem

stehenden Streitkräften als eine Kriegsmacht ersten Ranges angesehen werden. In Spanien besteht seit dem Jahre 1885 die allgemeine Wehrpflicht mit drei Dienstjahren im stehenden Heere, drei Jahren in der ersten und sechs Jahren in der zweiten Reserve. Die Wehrpflicht beginnt mit dem neunzehnten Lebensjahre, doch ist Loslauf von ihr gegen 1000 Pesetas und Stellvertretung unter Brüdern gestattet. Das Heer setzt sich aus den allgemein üblichen Waffengattungen zusammen, im Frieden besteht es aus 128 183 Mann, im Kriege erhebt sich seine Stärke (abgesehen von den Offizieren) auf 183 972 Mann mit 14 250 Dienstpferden und Maulteseln und 590 Geschützen. Die Flotte besteht (mit



Der Denkstein.

Vortrag mehrerer Choräle durch die vereinigten Liedertafeln hielt Geheimrat Dr. Wallichs die schwungvolle Weiberede, und die Hülle des Denksteins fiel. Er trägt die schlichte Inschrift: „Zum Gedächtnis der Erhebung Schleswig-Holsteins.“

Heer- und Flottenverhältnisse in Spanien und den Vereinigten Staaten.

(Siehe die Abbildungen Seite 100 bis 103.)

Die Heeres- und Flottenverhältnisse in Spanien und den Vereinigten Staaten, die jetzt mehr als je die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, weichen sehr voneinander ab. Keines der beiden Länder kann nach den ihm zu Land und zur See zur Verfügung

Ausschluß der jüngsten Ergänzung) aus 46 Schiffen (darunter gepanzert 1 Schlachtschiff, 1 Turmschiff, 6 Kreuzer, 2 Freigatten und 1 Monitor) mit einem Gesamtgehalt von 125 340 Tonnen, 220 464 indizierten Verdeckkräften, 652 Geschützen und 134 Lancierrohren.

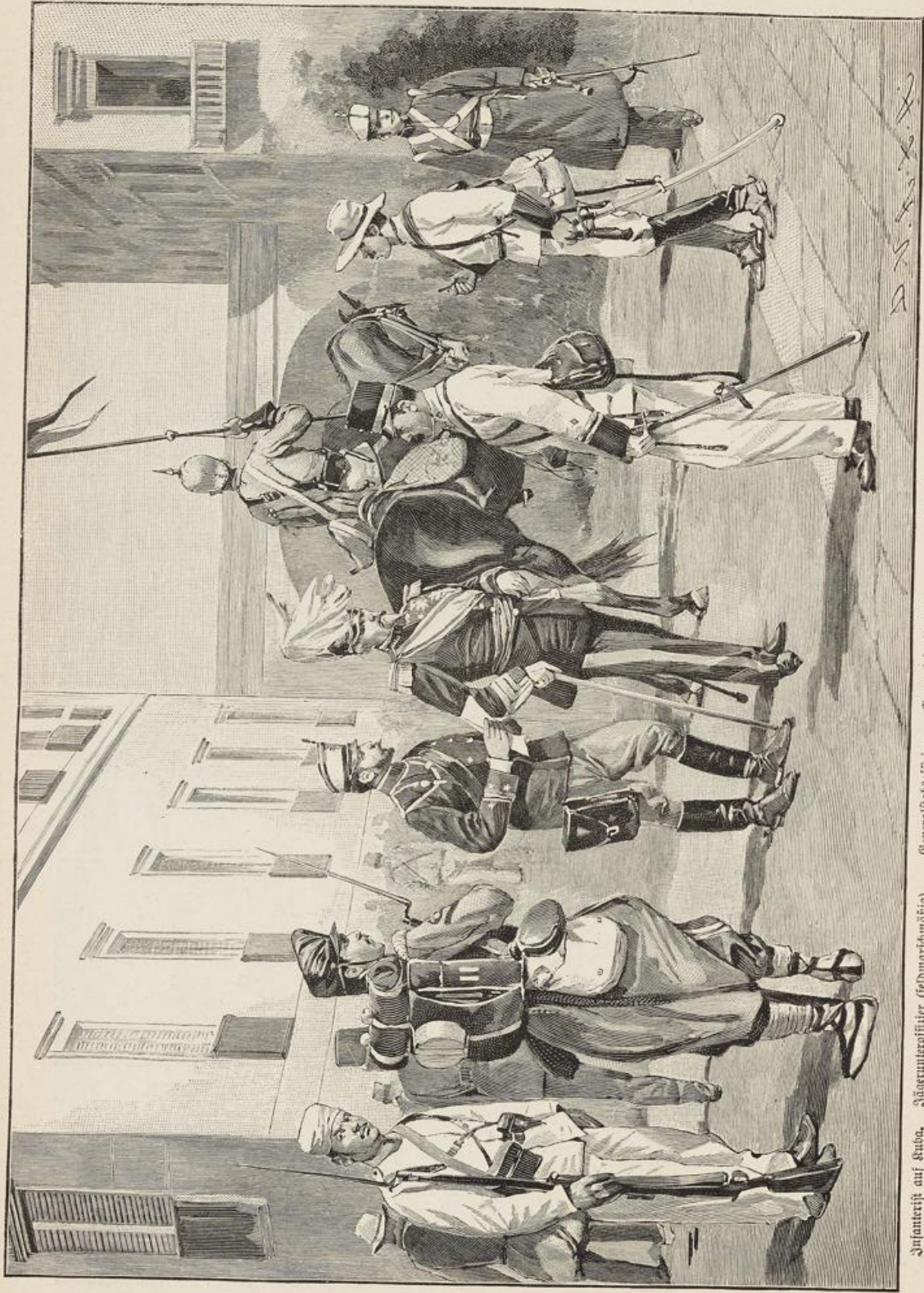
Die Vereinigten Staaten besitzen kein stehendes Heer, sondern nur die Cadres zu einem solchen, die sogenannte reguläre Armee. Die Werbung zu denselben, sowie zu der Marine erfolgt auf drei Jahre. Es gehören indes alle waffenfähigen Bürger vom achtzehnten bis fünfundsiebzigsten Lebensjahre den Milizen der einzelnen Staaten an. Durch die Stäbe von 8 Militärdepartements werden die einzelnen höheren Truppenverbände hergestellt. In jedem derselben gehören Truppen aller Waffengattungen, die in 82 Forts und andern Garnisonen verteilt sind. Im Frieden bestehen 25 Infanterieregimenter (darunter 2 Negeregimenter),



Kampfgenossen von 1848/49.

Die Feier zum Gedächtnis der Erhebung Schleswig-Holsteins in Altona.

Nach photographischen Aufnahmen von Herrn Thiele in Hamburg.
Graf Waldersee.



Infanterist auf Kuba. Jägerunteroffizier (selbsterhändig). Generalstabsoffizier. General in Parade. Kavallerist auf Kuba. Gebirgskavallerist.
 Infanterie-Offizier auf Kuba.

Spanische Landtruppen

Feldartillerie.

Kavallerie auf Kuba.

Infanterie-Offizier auf Kuba.

Spanische Landtruppen.



Signalist der Feldartillerie. Infanterie (selbmarckmäßig).

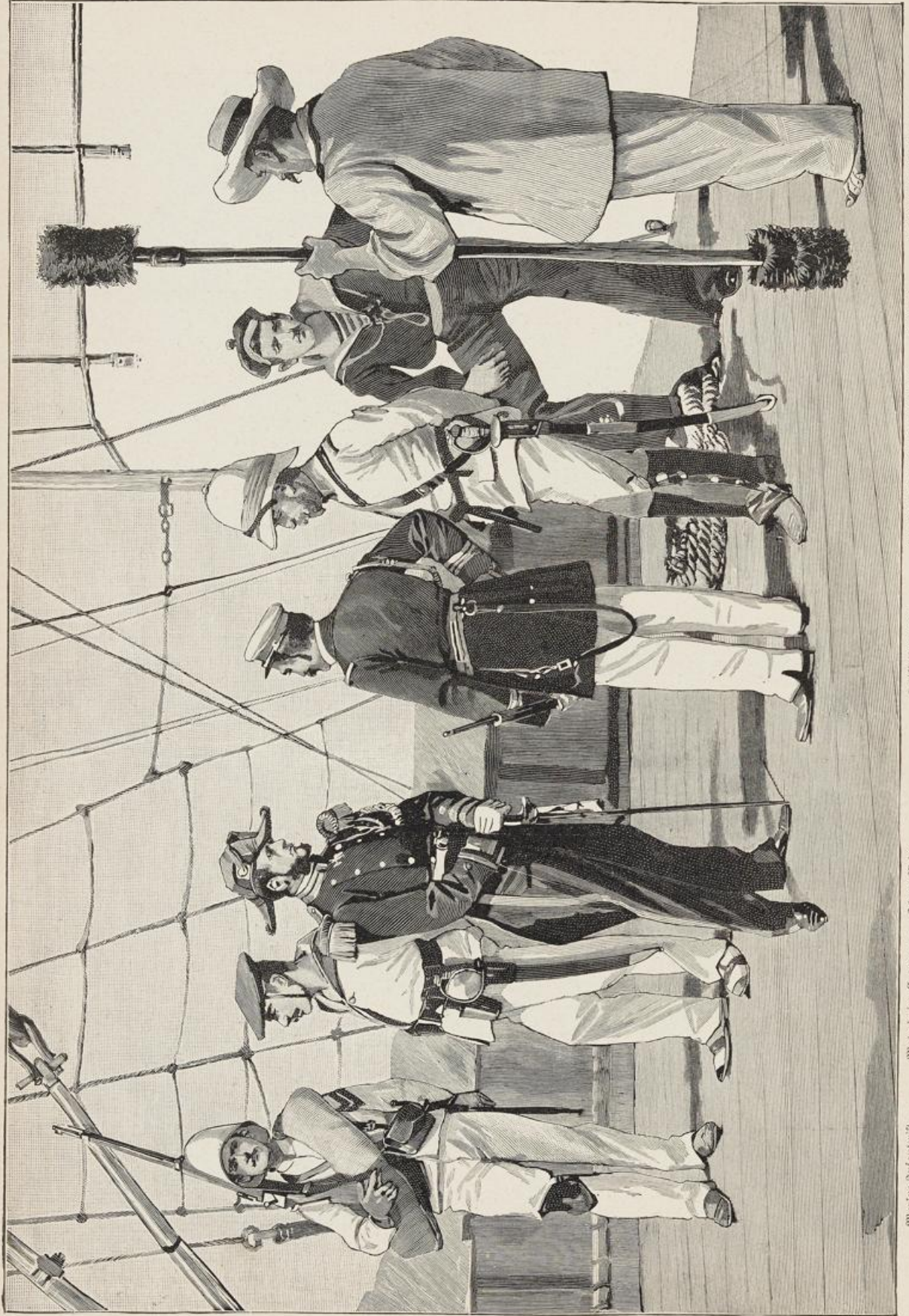
General im Mantel. Infanterie im kleinen Dienstausg.

Regimentsartillerie. Infanterie (selbmarckmäßig).

Kavallerie des Kadaberrcorps. Standort-Pionier.

Infanterie-Offizier (selbmarckmäßig).

Amerikanische Landtruppen. Originalzeichnungen von Adolf Wald.



Marine-Infanterist. Matrose im Entreezug. Flaggenoffizier. Schiffstauronant. Matrose in Tropenanzug. Matrose. Matrose in Arbeitsanzug.
 Spanische Marine. Originalzeichnung von Adolf Wald.

Marine-Infanterist.

Matrosen im Entrennungsgang. Flaggenoffizier.

Schiffsleutnant.

Marine-Offizier im Tropenanzug.

Matrosen. Artillerist im Arbeitsanzug.

Spanische Marine. Originalzeichnung von Adolf Wald.



Matrosen.

Seefeldwebel.

Marine-Infanterist.

Artillerie-Offizier.

Kapitän.

Offizier im Sandungsanzug.

Amerikanische Marine. Originalzeichnung von Adolf Wald.

18 Kavallerieregimenter, 5 Artillerieregimenter und 1 Pionierbataillon. Die Gesamtfriedensstärke beträgt bei 2131 Offizieren 25 641 Mann, die Kriegsstärke mit den organisierten Milizen 141 268 Mann unter 11 507 Offizieren. Außerdem werden in den Listen als kriegsbrauchbar 10 149 184 Mann geführt. Die Kriegsflotte führt nach der Aufstellung vom Juni 1897 im ganzen 82 Fahrzeuge (darunter 2 Panzerjachtschiffe, 2 geschützte Kreuzer, 6 zweitärmige Küstenverteidiger, 13 eintürmige Küstenverteidiger, 13 gedeckte Kreuzer, 3 Stahlkreuzer, 1 gepanzertes Rammschiff) mit einem Gesamtgehalt von 236 443 Tonnen, 322 107 indizierten Pferdekraften, 556 Geschützen und einer Besatzung von 20 802 Köpfen.

Helene Hartmann †.

Von einem schweren Verlust ist das Wiener Hofburgtheater durch den Tod der Frau Helene Schneeberger-Hartmann betroffen worden, die einst als Naive das Publikum der österreichischen Kaiserstadt mit Entzücken und Bewunderung erfüllte und später auch in Rollen geübten Alters ihre künstlerische Meisterschaft bewährte. Helene Schneeberger war am 14. September 1844 in Mannheim geboren, debütierte im Jahre 1860 im Theater ihrer Vaterstadt und gehörte demselben als jugendliche Liebhaberin drei Jahre hindurch an. Im Jahre 1864 ging sie an das Thalia-theater nach Hamburg, wo sie sich bald den Ruf einer genialen Naiven erwarb. Von hier berief

sie Heinrich Laube ans Wiener Burgtheater, dem sie seit Juni 1867 ununterbrochen angehört hat. Im Jahre 1868 verheiratete sie sich mit ihrem Kollegen Ernst Hartmann. Als sie 1892 das fünfundsiebenzigjährige Jubiläum ihrer Mitgliedschaft am Burgtheater feierte, war die Künstlerin

Gegenstand herzlicher Ovationen, und von höchster Stelle wurde sie bei diesem Anlasse durch die Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet. Bei der Audienz, in der Frau Hartmann sich hierfür bedankte, sagte ihr Kaiser Franz Joseph, der Empfindung von ganz Wien Ausdruck gebend: „Sie sind ein Liebling aller.“ Der Rollenreichtum der Frau Hartmann umfaßte nicht weniger als 180 Partien. Die bedeutendsten Rollen, welche die Künstlerin am Burgtheater spielte, sind die folgenden: Gertrud in „Graf Waldemar“, Kunigunde in „Hans Sachs“, Elisabeth in „Götz“, Dörte in „Hans Lange“ (eine der berühmtesten Rollen der Künstlerin), Frau Kolbeck in „Heiratsneß“, Hermine in „Kind des Glüdes“, Grete in „Königsleutenant“, Frau Müller in „Kabale und Liebe“, Daja in „Nathan der Weise“, Esther in „Uriel Acosta“, Frau Godefray in „Vater und Sohn“, Frau Bergentheim

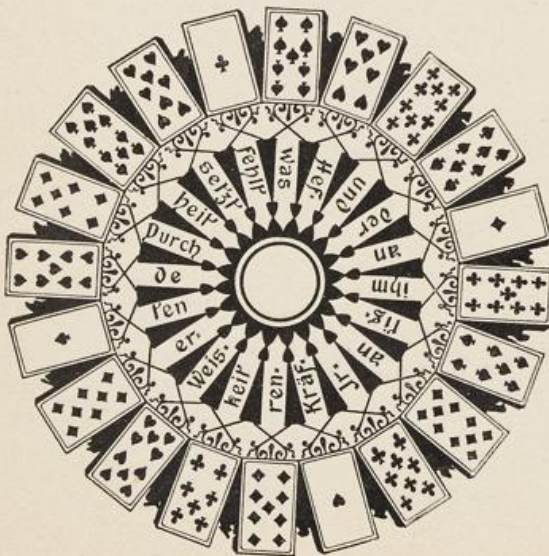


Helene Hartmann.

in Sudermanns „Schmetterlingsnacht“. Die letzte Rolle, welche die Künstlerin studiert hatte, sollte sie in dem neuen Stücke „Neigung“ von J. J. David spielen, doch wurde die Aufführung des Werkes verzögert durch ihre Erkrankung, welcher so bald der Tod der genialen Künstlerin folgen sollte.

Für müßige Stunden.

Kartenträtsel.



Buchstabenräthle.

1, 2, 3, 4, 5 gar verschieden ist
Und gar verschieden seine Zahl und Richtung;
2, 3, 4, 5, die Magenfrage kennt's,
Doch kennt es wieder auch Natur und Dichtung;
3, 4 und 5 hat wied'rum Doppelart,
Die einen treten's, andre nach ihm rufen;
Verschied'ner noch ist 2, 3, 4, 5, 6
Nach Art und Ziel, nach Füssen und nach Hüften.
Mit 4, 5, 6 und 7 kommen wir
Zu ganz bestimmtem Punkt mit stolzen Mälern,
Von dem manch einer froh ins Land gelauscht,
Manch einer trübe lauschte den Erzählern;
6, 7, 8, 9 ist ein Kieselkind
Mit ausgeprohmten, seitem Zug nach Norden,
Es geht sein Weg durch Felsenwildnis hin,
Vorüber auch an flurbegrenzten Borden;
Nein 8—12 ist manchem schon zum Heil,
So klein es ist, zum Unheil auch gewesen;
Und 1—12, das Räthselwort, es wird
Zur Labung dir, doch erst wenn es — gelesen.

Silberträtsel.

Die Erste die Zweite nicht einmal fragt,
Oh zahlreich sie sich in ihr Bettchen legt,
Und jene es duldet, sinkt laßt sie und häuft,
Fort über die Gäste, die dreifen, sie schläft.
Das Ganze ein Werk schuf, so herrlich und hehr,
Wie's ihm für Unkerblichkeit bietet Gewähr;
Und dankbar und stolz unter Blick darauf ruht,
Seit neu wir's erworben durch Mut und Blut.

M. Sch.

Worträtsel.

Einem Männernamen fenke
Zwischen zwei Vokale ein
Und der alten Stadt gedenke,
Wo des Südens Sonnenschein

Strahlte auf die Palmenwälder,
Und balsamisch sich der Duft
Uppig schöner Rosenfelder
Nüchtern in die laue Luft.

Längst fiel sie in Schutt und Trümmer,
Nur die Stätte blieb bekannt,
Und der Name tönt noch immer
Grüßend aus dem Morgenland,

Durch die Blume, deren Ranken
Kreuzritter mitgebracht,
Und den frommen Helden danken
Wir nun ihre Blütenpracht.

M. Sch.

Silberträtsel.

Im Märchen wie in Wirklichkeit
Weiß Furcht die Erste zu erregen,
Denn falsch und grausam jederzeit
Gesellt sich Unheil ihren Wegen;

Doch wenn ein Feinden sich am Schluß
Verdoppelt, wir sie dankbar ehren,
Denn manchen herrlichen Genuß
Uns ihre Schöpfungen gewähren.

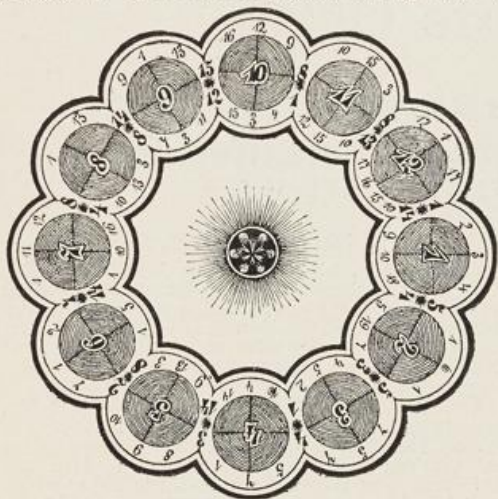
Sei's Wahrheit oder Jertum nur,
Es glauben viele, aus der Zweiten
Ließ sich die innere Natur,
Temperament und Wesen deuten.

Der Name, den das Ganze nennt,
Mahnt uns an anserwählte Geister;
Sie strahlen hell am Firmament
Der Kunst als unerreichte Meister.

M. Sch.

Zeichenrätsel.

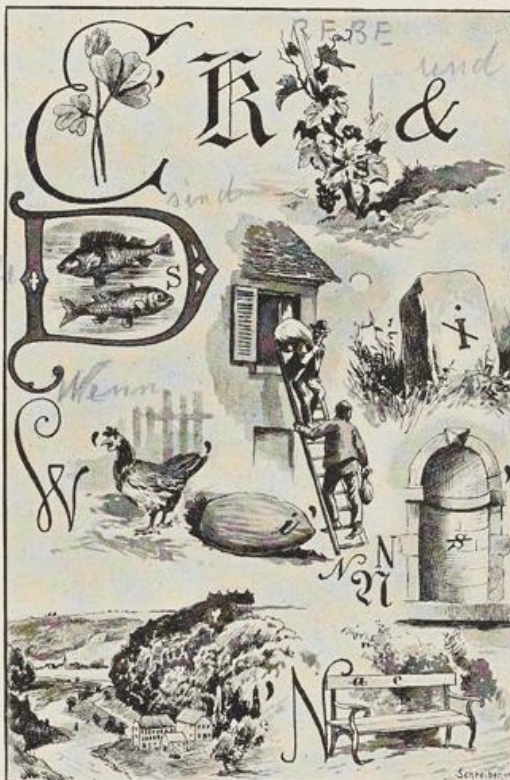
Die Ziffern der folgenden Figur sind durch entsprechende Buchstaben derart zu ersetzen, daß jeder Kreisring zwei Wörter ergibt, von denen das eine inner-, das andre außerhalb der Sternchen sich befindet, und zwar so, daß der durch fetten Druck gekennzeichnete Endbuchstabe des vorangehenden zugleich Anfangsbuchstabe des folgenden Wortes ist. Die Wörter der einzelnen Kreisringe inner- und



außerhalb bezeichnen: 1. eine Gartenfrucht und einen Singvogel, 2. einen der Heroen und eine Stadt in Frankreich, 3. einen Vornamen und eine Blume, 4. einen namhaften deutschen Kriminalisten und eine biblische Person, 5. eine Art Gewogenheit und eine heftig bewegte Luft, 6. ein tierisches Fett und einen Fluß in Nordamerika, 8. einen Vornamen und ein japanisches Längenmaß, 9. ein Hausgerät und ein Düngemittel, 10. eine alttestamentliche Person und eine Art Schuh, 11. einen Baum und eine Linderung des Seelen Schmerzes, 12. eine Stadt in Dänemark und einen Fluß in Ungarn. Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben deren gemeinschaftliche Anfangs- und Endbuchstaben inner- und außerhalb der Sternchen je ein Sprichwort.

Ueber Land und Meer. 31. Okt.-Heft. XIV. 10.

Bilderrätsel.



Liederanfangrätsel.

Ich geh' so gern der Sonn' entgegen,
Nach ihrer ersten Spur zu gehn
Auf blumigen, betauten Wegen

Von hohem Riff schaut' ich alleine
Auf Dünenstrand, auf Bogenbraus;
Vor mir, im Abendsonnenscheine,

Du Friedhofskreuz, eheweumählungen,
Wie du ins Herz das Wort mir bannst,
Das einst ein Dichterkürst gefungen:

Die Striche sind durch Silben zu ergänzen.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 9 Seite 425:

Des Frühlings-Rätselsprung:

Er ist's.
Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Lüfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Weilchen träumen schon,
Wollen bald kommen.
Gorch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja, du bist's!
Dich hab' ich vernommen! (Eduard Mörike.)

Des Halbierrätsels: Nur, was wir selber glauben, glaubt man uns.

Des Worträtsels: Verschossen.

Des Verwandlungsrätsels: Balkan — Ruin — Das — Rio — Bruchteil — Flugband — Spielclub — Anhalt — Mundart — Turmuhr.

Des Umstellrätsels: Vire — Erbin.

Des Wörterumwandlungsrätsels:

Regen	Luft	Morgen
Regie	Hufe	Murten
Serie	Gule	Mutter
Seine	Elbe	Mittel
Sonne	Ende	Mittag

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. X.

Durch Briefwechsel 1897/98 gespielt.

Russische Partie.

Weiß: Schachverein Riga. — Schwarz: Schachverein Drel.

Weiß.	Schwarz.	18. Lc4-f3 ¹⁾	Ke8-f7
1. e2-e4	e7-e5	19. Lf3-g4	Th8-e8
2. Sg1-f3	Sg8-f6	20. Dd3-h3	Kf7-g7
3. Sf3xe5	d7-d6	21. Le1-h6 ²⁾	Kg7-h8
4. Se5-f3	Sf6xe4	22. Ta1-d1	e7-e6
5. d2-d4	d6-d5	23. Te1xe6	Te8xe6
6. Lf1-d3	Lf8-e7	24. Lg4xe6	Sd5-e7
7. 0-0	Sb8-c6	25. Lc6-b3	Dd8-e7 ³⁾
8. e2-e4 ⁴⁾	Se4-f6	26. Dh3-d3	Se7-b5
9. Sb1-c3	Lc8-g4	27. Lh6-e3	Ta8-d8
10. e4xe5	Sf6xe5	28. Dd3-e4	De7-d7 ⁵⁾
11. Ld3-e4	Lg4-e6 ²⁾	29. d4-d5	Lf6xb2 ²⁾
12. Dd1-e3 ³⁾	a7-a6 ⁴⁾	30. De4-e2	Lb2-f6
13. a2-a3	Lc7-f6	31. d5xe6	Dd7xe6
14. Tf1-e1	Se6-e7	32. Td1xd8 ⁷⁾	Lf6xd8
15. Sf3-g5	g7-g6	33. a3-a4	Sb5-e7
16. Sg5xe6	f7xe6	34. Le3-d4 ⁸⁾	Ld8-f6
17. Sc3xd5	Se7xd5 ⁹⁾	35. Ld4-b2! ¹⁰⁾	Aufgegeben.

¹⁾ Damit kauft Weiß Gefahr, seinen d-Bauern zu schwächen. Dr. Zarrafsh zieht 8. Tf1-e1 vor.

²⁾ Aufstehend am besten. Sd5-f6 12. Le4xe6⁷⁾ b7xe6 13. Dd1-d3 nebst 14. Sf3-e5 dürfte für Weiß günstig sein.

³⁾ Gegen 12. Dd1-b3, was sehr stark scheint, gewählt Sc6-b4 ausweichende Verteidigung.

⁴⁾ Tempoverlust! Der richtige Zug war auch hier Sc6-b4, worauf 13. Dd3-e2 (bei 13. Dd3-b5⁷⁾ e7-e6 14. Dh5xb7 kann Remischluß durch Ta8-b8-a8 eintreten) e7-e6 14. a2-a3 Sb4-a6 das schwarze Spiel sichert.

⁵⁾ Falls e6xd5, so 18. Le4xe6⁷⁾.

⁶⁾ Minder kräftig wäre 18. Dd3-h3 wegen Dd8-d6 19. Le4-f3 Ke8-d7.

⁷⁾ Auf Lf6xd4 kann 26. Lh6-f4 Sc7-b5 27. a3-a4 Sb5-a7 28. Dh3-e3! die Folge sein.

⁸⁾ Lf6xd4 ist wegen 29. Td1xd4 nicht angängig.

⁹⁾ Den Vorzug verdient jedenfalls e6xd5. Weiß hat nun zwei zum Gewinn führende Fortsetzungen: 30. Td1-d2 nebst 31. d5xe6 und

30. De4-e2. Es wählt die letztere, weil dieselbe einen wunderhübschen, fast studienmäßigen Schluß ermöglicht.

¹⁰⁾ Ein reizender Zug; gegen die beiden Drohungen 36. De2-e4 und 36. De2-e7(?) ist kein Kraut gewachsen. Zöge Weiß sofort 35. De2-e4, so wäre nach Sc7-d5! 36. De4xe6 b7xe6 37. Lb3xd5 Lf6xd4 38. Ld5xc6 der Bauerngewinn zum Siege nicht ausreichend.

Partie Nr. XI.

Durch Briefwechsel 1897/98 gespielt.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Schachverein Drel. — Schwarz: Schachverein Riga.

Weiß.	Schwarz.	16. De2-f2	Dh4-h6
1. d2-d4	d7-d5	17. 0-0	f7-f6
2. e2-e4	e7-e6	18. e5xf6	Sd7xf6
3. Sb1-c3	Sg8-f6	19. Sc3-d1	e6-e5
4. Le1-g5	Lf8-e7	20. h2-h3	Te8-e7
5. e2-e3	b7-b6	21. b2-b3	Ta8-e8
6. Sg1-f3	Sb8-d7	22. Te1-c2	Sf6-e4
7. Ta1-c1	Lc8-b7	23. Df2-e1	Se4-d6
8. e4xd5	e6xd5	24. De1-g3	e5-e4 ¹⁾
9. Sf3-e5	0-0	25. b3xe4	d5xe4 ²⁾
10. f2-f4 ¹⁾	Sd7xe5! ²⁾	26. Ld3-e2 ³⁾	b6-b5
11. d4xe5	Tf8-e8 ³⁾	27. Le2-g4	Lb7-e4
12. Lf1-b5	e7-e6	28. Te2-b2	Le4-d3
13. Lb5-d3 ⁴⁾	Sf6-d7	29. Tf1-f3	b5-b4
14. Lg5xe7	Dd8xe7 ⁵⁾	30. Tb2xb4	Ld3-e2
15. Dd1-e2	De7-h4 ⁶⁾	Weiß gibt die Partie auf. ⁷⁾	

¹⁾ Solange der Lf1 noch nicht entwickelt ist, sollte dieser die weiße Stellung ungemein schwächende Vorstoß unterbleiben.

²⁾ Dieser seine Zug, der scheinbar einem Bauern kostet, ist die Einleitung einer weitberechneten Kombination.

³⁾ Höchst gefährlich gespielt! Bei 12. e5xf6 erhält Schwarz mit Le7-e5 einen vorzüglichen Angriff. Das Studium der danach sich ergebenden interessanten Variationen sei dem Leser empfohlen.

⁴⁾ Falls jetzt 13. e5xf6, so gleichfalls Le7-e5; spielt Weiß dann etwa 14. Sc3xd5, so hat Schwarz nach e4xd5 15. Lb5xe8 Dd8xe8 trotz der verlorenen Qualität die überlegene Stellung. Etwa 16. Dd1-e2 Lc5xe3 17. Te1-e2 d5-d4 nebst d4-d3 oder 16. f4-f5 Lc5xe3 17. Lg5xe3 De8xe3.

⁵⁾ Schwarz droht nun, mit f7-f6 einen Bauern zu erobern. Die Art und Weise, wie die Schwäche des Bc3 ausgenutzt wird, ist sehr lehrreich.

⁶⁾ Schwarz hat dies alles sehr hübsch gespielt. Die Bauern werden jetzt unangenehm.

⁷⁾ Bei 26. Ld3xe4 Sd8xe4 27. Te2xe4 Lb7-a6 geht die Qualität verloren.

⁸⁾ Weiß verliert die Qualität ohne jede Aussicht auf Ertrag.

Alleinige Inseraten-Aannahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreispaltige Nonpareille-Zeile 1 M.

EIN GROSSER TRIUMPH.

Warners Safe Cure

erfreut sich eines Weltrenommées, als ein sicheres Mittel gegen

Nieren- und Leber-Krankheiten, Gallen-Leiden, Wassersucht, Rheumatismus.

Das einzige Mittel, welches Brightsche Krankheit heilt.

Nachstehende Anerkennungen sind ein sicherer Beweis der Zuverlässigkeit und Heilkraft von Warners Safe Cure.

Hademarischen per Honerau, Schlesw.-Holstein, 9. Mai 1897. — Da mir der Gebrauch von Warner's Safe Cure sehr gute Dienste geleistet, also daß mein mehrjähriges Magen-, Leber- und Nierenleiden fast ganz verschwunden, so empfehle ich mit Freunden diese Medizin allen an genannten Krankheiten leidenden Menschen und bitte dieselben „Versucht doch dieses vielgepriesene Heilmittel in der sicheren Hoffnung, dadurch geheilt zu werden“. Schon beim Gebrauche der ersten Flasche fühlte ich heilkräftige Wirkung.
C. F. W. David (Lehrer).

Wellesweiler, Kreis Wittweiler, 9. Sept. 1897. — Ich bin Ihnen zum Dank verpflichtet für Ihre Medizin, die mir nächst Gott geholfen hat. Ich bin wieder ziemlich gesund und kann auch wieder arbeiten. Meine Krankheit war Nierenentzündung. Arme und Beine waren mit Wasser angefüllt. Die Ärzte verordneten Baden und Schwitzen. Als ich 6 Flaschen von Ihrer Medizin genommen hatte, war das Wasser weg und bis jetzt nicht wieder gekommen. Durch den fortwährenden Gebrauch fühle ich mich wieder jeden Tag besser. Ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Dank.
Christ. Jak. Leibenguth (Bädermeister).

Gut Chemnitz, bei Neubrandenburg i. Medl., 30. März 1897. — Indem ich hiermit erkläre, daß Warner's Safe Cure eine hiesige durch Magenleiden gänzlich geschwächte Arbeiterfrau wunderbar gekräftigt hat, bitte ich Sie, dieser Frau durch Preisermäßigung von Warner's Safe Cure und Pillen zu ermöglichen, Trank und Pillen zu ihrer Erhaltung weiter zu gebrauchen.
(ge.) Baronin Malshahn.

Köln a. Rh., Dornhof 14, 19. Sept. 1896. — Auch ich fühle mich verpflichtet, meinen Dank auszusprechen. Seit 1886 litt ich an Gallen- und Leberleiden und fand durch nichts Linderung meiner Leiden. Bei einem schweren Anfall meiner Leiden im Jahre 1892 wurde ich durch Herrn Lokomotivführer Schmidt in Wehlar gebeten, Warner's Safe Cure zu gebrauchen. Nach Gebrauch von 2 Flaschen nebst Pillen bin ich so gesund und munter geworden, daß ich bis jetzt nicht mehr das geringste veripärt habe und mein gewöhnliches Körpergewicht von 80 Kilogramm auf 107 1/2 Kilogramm liegt.

Allen meinen leidenden Mitmenschen kann ich Warner's Safe Cure auf das Beste empfehlen.

Gustav Schade (Lokomotivführer).

Warners Safe Cure ist in den meisten Apotheken zu haben oder von nachstehenden Hauptdepots: Engel-Apotheke, Frankfurt a. M.; Girsch-Apotheke, Stuttgart; Hof-Apotheke z. St. Anna, Augsburg; Engel-Apotheke, Leipzig; Weiß Schwan-Apotheke, Spandauerstr. 77, Berlin; in Oest.-Ung. von Salvator-Apotheke, Preßburg; in der Schweiz C. Richter, Apotheke Kreuzlingen, Ct. Thurgau.

Briefmappe.

Redaktionelles:



Emile Zolas neuester Roman „Paris“ ist bei seinem Erscheinen in Buchform in Frankreich sofort in mehr als 100.000 Exemplaren verkauft worden, und mit Spannung sieht man deshalb in Deutschland der im Mai dieses Jahres in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erscheinenden deutschen Buchausgabe entgegen. Gegenwärtig gelangt der laufende Roman in der Halbmonatsheft „Aus fremden Zungen“ zur Veröffentlichung. In dem neuesten Heft derselben Zeitschrift finden wir noch: „Arnal“ von Alville Frey (aus dem Norwegischen) und „Wasser und Feuer“ von Barbu Delavrance (aus dem Rumänischen), während die Deutsche Romanbibliothek den hochinteressanten Roman: „Verlorene Liebesmüh“ von A. von Klondyke und „Im Gotillon“. Aus dem Tagebuch einer Offiziersstochter, von E. Régnat bringt. — Das erste Heft beider Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

G. in Wiesbaden. Als Amateuraufnahmen recht hübsch, aber für die Wiebergabe in unserm Blatte nicht geeignet. Wir bitten um Angabe der Adresse behufs Rücksendung.

Paul H. in A. Oberösterreich. Schönsten Dank und Gruß!

W. Sch. in Prag. Nicht verwendbare Gedächtnis, Sprüche und Vergleichen werden nicht aufgenommen und nur zurücksendet, wenn ihnen das Porto beigefügt war. Auf eine Beurteilung solcher Einwendungen lassen wir uns grundsätzlich nicht ein.

H. v. H. in Baltimore. Eine Beschreibung der Spielregeln geben, das hiesige Blatt für die Spielhölle machen, und dazu können wir uns nicht verstehen.

A. B. in New ied. Besten Dank, ist aber schon früher erledigt worden.

Fr. V. in St. Gallen. Wir haben Ihre Frage, wie ein für Gampignontulatur eingerichteter, mit Stellanen, Heizung und Ventilation versehenen Keller anderweitig nutzbar zu machen ist, einer in Kellerräumen bewährten Autorität unterbreitet und darauf folgenden Bescheid erhalten: Die Stellanen sind mit Flaschen edeln Getränts zu belegen, die Heizung ist im Sommer einzustellen, und die Ventilation läßt man in Tätigkeit treten, sobald sich zu viel Tabaksqualm entwickelt. So erhält man eine gemüthliche Kellertempe. Ist Raum genug vorhanden, so kann man auch eine Regelbahn einrichten.

J. G. in St. Die Nachrichten über Klondyke sind mit äußerster Vorsicht aufzunehmen. Amerikanische Transportgesellschaften und Landbesitzern haben ein großes Interesse daran, den Goldreichtum des Landes stark zu übertreiben, und auf sie ist ein großer Teil der ganz unkontrollierbaren Nachrichten über bedeutendere Goldfunde zurückzuführen. Wir können vor der Fahrt nach Klondyke nur aufs dringendste warnen; Sie haben sicher nicht mehr Chance, dort ein Vermögen zu gewinnen, als wenn Sie ein Los in der Lotterie nehmen. Und das ist billiger.

G. A. in Bartscheid. Das Lustspiel „Renaissance“ wurde im Winter 1895/96 fast gleichzeitig in Wien und Berlin herausgebracht. Auf welche Stadt die Erstaufführung entfällt, vermögen wir wirklich nicht mehr zu sagen. In Berlin fand die erste Vorstellung im Berliner Theater unter der Direction Prasth statt.

V. St. in L. Deutscher Privatbeamtenverein, Zweigverein Stuttgart; Vorsitzender Dr. Schnitzler, Gaisburgstraße 4 B.

Heinz R. Leider nicht verwendbar. Mit dem Manuscript ist nach Ihrem Wunsch verfahren.

A. R. in M. (Hannover), G. Kl. in Berlin, Carl R. in Hlg.

W. B. in M.-n., Elisabeth W. in S. Mit Dank abgelehnt.

William D. in D. Ihr Wunsch wird erfüllt werden, doch bedarf es dazu genauer Erfundigung, und so mögen Sie sich eine Weile gedulden.

Richtige Vßjungen fanden ein: A. A. Claugen, Rittergut Melz (2).

Annie Hartoch in Baltimore, Erna Jaffé in Berlin, Lydia von W. in Kassel (4).

Emilie und Hedwig in Waltershausen, „Kibi“ in Bern.

Vora Christianten in Walmö (3), Dr. A. in Zürich (2), V. Ivanhoff in Sofia, Alma Petanoff in Hannover, „Stammisch in „Fidelen Ephinx“ in Kairo (2), G. Bahle in Feldkirch, „Mofelblümchen“ in Gobleng (2).

Fr. Henriette Helbling-Fibudy in Zürich (4). (Gruß beiderseits erwidert).

Job. W. Stoppel in Hamburg, Ida v. Fr. in Köln, Ida Kremer in Weisküh (2), Friede Olsen in Emden, Dr. B. in Genf, Otto R. in Liverpool, Maud Gielman in Fort Albany (2), „Kibi“ in Bern, Mizi Duca in Wien, J. Prober in Aden (4).

Gesundheitspflege.

W. Sch. in Kassel. Sie empfehlen uns die Blätter des Eucalyptus (Fieberbaum) zum Auflegen auf entzündete Augen in der Weise, daß man die äußere Seite der (Kraufreien) Blätter auf die geschlossenen Augenlider legt und sie öfters festdrückt, bis sie sich ganz anhängen. Wir halten dies bei chronischen Augentatarrhen nicht für unrationell und können zu einem Versuch raten, da Sie und Ihre Bekannte ja so guten Erfolg hatten.
Dr. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts und der geistigen Frische, die billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton erscheinen die neuesten Romane u. Novellen hervorragender Autoren.

Berliner Zeitung Deutschlands.

und **Handels-Zeitung in Effecten-Verkaufungsliste.**

nebst **„Ulke“, „Deutsche Geschalle“,**

„Der Zeitgeist“, „Mittelungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft.“

Man abonniert bei allen Postanstalten d. Deutschen Reichs vierteljährlich: 5 M. 25 Pf., für d. II. u. III. Monat eines jeden Quartals: 3 M. 50 Pf., den III. Monat: 1 M. 75 Pf. Für das Ausland beträgt das Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat, 14 M. pro Quartal inkl. Porto für postfreie Zustellung unter Kreuzband. Dasselbe kann jederzeit begonnen werden durch Einlieferung des Abonnementsbeitrages direkt an die Exped. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

13 mal wöchentlich erscheinend

50 Pf. pro Jahr



Rechtst. Storch, 85 cm hoch, kostet incl. Kiste und Verp. mit Garantie tadelloser Ausführung 25,00 Marknahme oder Vorkaufsendung.

Die Preisliste über Schmuckgegenstände für „Garten u. Park“, Beteinfassungen, Gartenstühle, Gnommen, Tierfiguren, Bänke u. s. w. senden wir kostenfrei an jeden, welcher sich auf dies Interat bezieht.

Etruria Kunstgewerbl. Anstalt

Neuwedell N/M. (Preussen).



Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. 2-1/2 höchste Auszeichnung, u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1808 u. Nürnberg 1809).

Cacao van Houten

Die Vorzüglichkeit dieser Marke erklärt den enormen Absatz.

Orchester, Schule und Haus!



Musikinstrumente
Spezialität: Saiten- u. Blasinstrumente.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik und Export, Leipzig.
Neue illustr. Preisliste gratis u. franko.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Zu haben in den meisten durch unsere Filiale kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwarenen, Delikatessen-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Interessante Erscheinung.

Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben von
Heinrich von Poschinger.
Erster Band.

Inhalt: Aus der Korrespondenz des Fürsten Bismarck (1864-1882). - Neue Bismarck-Briefe. - Dreihundert Briefe und Telegramme des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1868-1889. - Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik von 1862-1878. - Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck. Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884. - Bismarck in Biarritz (1862-1864). - Bismarck im Antiquariat. - Bismarck und Anhalt in der Krisis von 1866.

Zweiter Band.

Inhalt: Neue Bismarck-Briefe. - Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen. - Aus dem Spezialbureau des Reichstanzlers. - Unterredungen mit Bismarck während des Krieges mit Frankreich. - Eine Unterredung Bismarcks über das Tabaksmonopol. - Einer von Bismarcks Getreuen. Graf Fred Frankenberg. - Bismarck und sein diplomatischer Generalstab. Der Gesandte Freiherr v. Werthern. - Bismarck im Antiquariat. - Personenregister.

Preis jedes Bandes geheftet M. 3. - ;
elegant gebunden M. 4. -

Mit dem „Bismarck-Portefeuille“ soll eine Mappe geschaffen werden für bisher unveröffentlichte Kundgebungen aus der Feder des Begründers des Deutschen Reiches, außerdem für Abhandlungen über ihn, die geeignet sind, uns den unerreichbaren Meister der Staatskunst näherzukürfen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Foulard-Seidenstoffe

gewählteste Farbstellungen in unerreichter Auswahl, als auch schwarze, weiße und farbige Seide mit Garantie für gutes Tragen. Direkter Verkauf zu Fabrikpreisen auch in einzelnen Roben porto- und zollfrei ins Haus. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Proben umgehend.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die **CRÈME SIMON** Unübertroffen für den TEINT und für die Toilette des Gesichts und der Hände

Nur echt mit der Unterschrift: 

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Zola's Romane
Das Geld. 9. Auflage. 2 Bde. geb. 5 M., geb. 6 M.
Doktor Pascal. 2. Auflage. 2 Bde. geb. 5 M., geb. 6 M.
Lourdes. 4. Auflage. 3 Bände geb. 6 M., geb. 8 M.
Rom. 8. Auflage. 3 Bände geheftet 6 M., gebdn. 8 M.

Der Zusammenbruch (Der Krieg von 1870/71). 15. Auflage. 3 Bände geheftet 5 Mark, gebunden 8 Mark.

Der neueste sensationelle Roman: „Paris“ erscheint soeben in **Aus fremden Zungen**, VIII. Jahrg., monatl. 2 Hefte à 50 Pf. Heft 1 u. Abonnem. in allen Buchhandlgn.

Bestellungen auf die einzige deutsche Buchausgabe von „Paris“ Anfang Mai erscheinend (3 Bde. geheftet 6 M., gebunden 8 M.), nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Siebzehn Medaillen

ODONTA
ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.

F. WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe.
Filiale Wien Kölnerhofgasse 6.

35 jähriger Erfolg.

Mit Recht wird F. Wolff & Sohn's Odonta-Zahnwasser jedem andern Präparat vorgezogen, da es einen wirklich feinen, äusserst angenehmen Geschmack hat und zur Pflege des Mundes wie Erhaltung der Zähne ein Mittel von ganz hervorragender Wirksamkeit und bis heute noch unübertroffen ist.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Friseur- und Drogen-Geschäften.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart - ohne Personenangabe - zu richten.